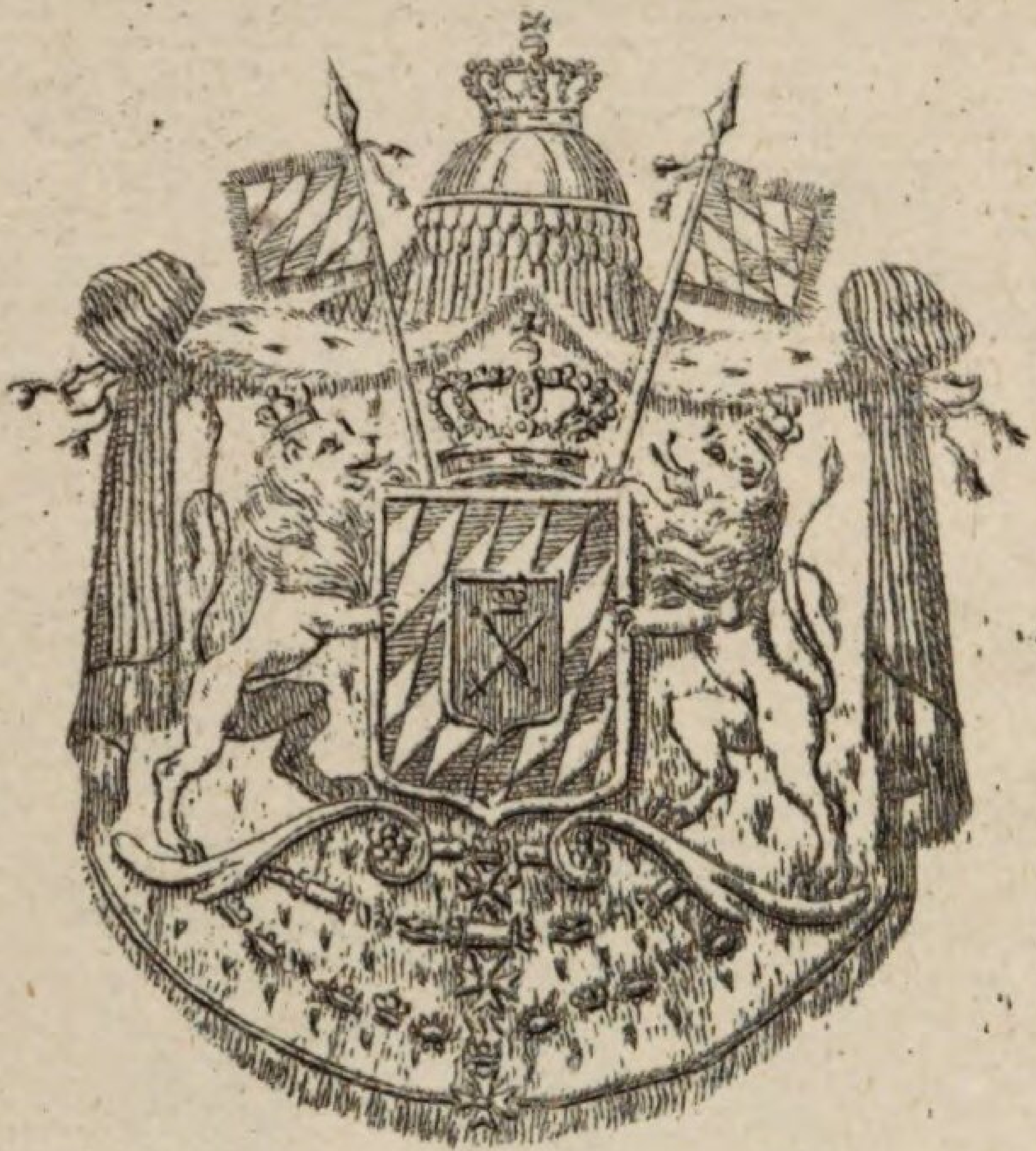
Mot. 272m

A. Dörle



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36612187120015

<36612187120015

Bayer. Staatsbibliothek

P. C. Geissler gez. Carl Mayer sc.

Die Sommerabende auf Sinai,

oder

der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder.

Eine Sitten- oder Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzählungen.

Der lieben Jugend als Schulpreis und Festgabe gewidmet

von

A. Dörle,

Pfarrer in Güntersthal bei Freiburg im Breisgau.

Mit einem Titelkupfer.

Mit Genehmigung des Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariats zu Freiburg im Breisgau.

Augsburg,
in der J. Wolffischen Verlagsbuchhandlung.
1 8 3 5.

Wd
93

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochwürdigsten Hochwohlgebornen

Herrn

Christoph Schmid,

Domkapitular und bischöfl. geistl. Rathe
zu Augsburg,

dem

berühmten und allgemein geliebten
Jugendschriftsteller

widmet

diese Jugendschrift

als

ein geringes Zeichen seiner innigen Hochachtung und Verehrung

der Verfasser.

Vorwort.

Diese Jugendschrift, die ich den lieben Kindern in die Hände gebe, erscheint zwar nach Titel, Form und Materie, als eine Sitten- oder Pflichtenlehre für die Jugend; sie soll aber durchaus nicht die Bestimmung eines Buches haben, wornach der Unterricht in der christlichen Sitten- oder Pflichtenlehre in den Schulen einzurichten wäre. Sie macht also im Mindesten keinen Anspruch auf den Gebrauch zu einem Handbuche für christliche Religionslehrer. Wer dies meinte, hätte mich mißverstanden.

Ich habe vielmehr bei Verfassung dieser Jugendschrift einen so ziemlich gründlichen Unterricht in den Glaubens- und Sittenlehren unsrer heiligen Religion vorausgesetzt, und baute

demnach meine sittlichen Gespräche und Erzählungen darauf.

Deßhalb sind auch in dieser Jugendschrift die Kinder des unterrichtenden Vaters schon in einem Alter, worin man nach der Regel einen ziemlich gründlichen Religionsunterricht voraussetzen kann. Und Kindern solchen Alters ist auch diese Jugendschrift gewidmet.

Der Vater in dieser Jugendschrift hat zu seinen sittlichen Gesprächen und Erzählungen die Form und Materie einer Pflichtenlehre gewählt, und zwar aus keiner andern, als aus der Ursache, um seinen Kindern den schon zu Grund gelegten Religionsunterricht recht praktisch — das heißt, nützlich und anwendbar für's alltägliche Leben zu machen, und denselben um so verständlicher und haftender ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Oder man könnte umgekehrt auch sagen: er wählte aus dem so eben erwähnten Grunde zu seiner Pflichtenlehre die Gesprächs- und Erzählungsform, weil diese den Unterricht verständlicher, lebhafter, eingreifender und praktischer macht. Er hatte also nur den Zweck im Auge, seine Kinder in allen jenen christlichen Pflichtenlehren zu unterrichten, die er für ihre Fassungs-

kraft und für ihren Gebrauch für angemessen hielt; hatte aber keineswegs beabsichtigt, daß seine Sitten- und Pflichtenlehre für irgend eine Schule eingeführt werde. Denn in der schönen, freien Gottes-Natur, auf dem Gipfel des freundlichen Kohlbergs (neuen Sinai); da, wo seine lieben Kleinen so traulich ihn und seine Gattin auf der Erde lagernd umkreisten; wo die sanften Eindrücke der freundlichen Natur seinen Lehren mehr Annehmlichkeit und leichtern Eingang in die zarten Herzen seiner Kinder bahnten; ja da kam ihm kein Gedanke davon in den Sinn, seinen Unterricht so einzurichten, daß er je ein Maßstab für den Schulgebrauch werden sollte. Da ließ er mehr die warmen, gefühlvollen Herzen sprechen, als den kalten berechnenden Verstand; es lag ihm mehr am Wesen, als an der Form, mehr am Kern, als an der Schale. Darum war er auch nicht so ängstlich um den Plan besorgt; wenn nur seine Lehren leichtfaßlich, eingreifend, nützlich und heilsam werden.

Der Inhalt dieser Jugendschrift ist also demnach auf keine strenge Kritik, wohl aber darauf berechnet, zur sittlichen Bildung der Jugend ein Scherflein mehr beizutragen. Und wird dieser Jugendschrift unter den so vielen vorhande-

nen, in der Reihe der nützlichen und brauchbaren ein Plätzchen vergönnt; so wird die strenge Kritik auch etwas nachsichtsvoller seyn.

„Denn was der Verstand der Verständigen nicht sieht,
„Uebet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Schiller.

Und nur für solche Gemüther ist diese Jugendschrift geschrieben.

Güntersthal, den 8. Febr. 1834.

Der Verfasser.

Inhalts-Anzeige.

Vorerinnerung.

Seite

„Der neue Sinai." 1

Erster Abend auf Sinai.

Einleitung.

1. Vom Menschen. 5
2. Der Mensch, wie er war vor der ersten Sünde, und wie er nach derselben geworden ist. . . 8
3. Jesus Christus, der Wiederhersteller der ursprünglichen Würde, der verlornen Unschuld und Erbschaft des sündigen Menschengeschlechtes. . . 12
4. Christliche Tugend, Heiligkeit und christliche Vollkommenheit. 18
5. Scheintugend, Sünde und Laster. . . . 19
6. Das Gewissen und seine Arten. . . . 25

Zweiter Abend auf Sinai.

Christliche Pflichtenlehre.

„Was versteht man unter Pflicht? und was unter Pflichtenlehre." 29

Erster Abschnitt.

Die Pflichten gegen Gott.

a) Glauben und Vertrauen. 33
„Die arme Wittwe." 34
b) Anbetung Gottes. 40
„Die frommen Eltern und gottesfürchtigen Kinder." 44

Seite

Dritter Abend auf Sinai.

c) Dankbarkeit gegen Gott. 51
„Gottlob für das!" 55
d) Gehorsam gegen Gott. 59
„Ich muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." 61

Vierter Abend auf Sinai.

e) Anhang zu den Pflichten gegen Gott. . . 67
„Aberglaube." 68
„Unglaube." 70
„Die gottlose Familie in M......" . . 71

Fünfter Abend auf Sinai.

Zweiter Abschnitt.
Die Pflichten gegen sich selbst.

„Selbstliebe und deren Beschaffenheit. . . 77
1. Pflichten gegen die Seele. 79
„Der verwahrloste Sohn." 84

Sechster Abend auf Sinai.

2. Pflichten gegen den Leib. 88
Erzählungen: „Warnende Beispiele." . . 93

Siebenter Abend auf Sinai.

3. Von der Sorge für Ehre, guten Namen und zeitliches Vermögen. 101
Erzählungen: „Warnende Beispiele." . . 105
„Nachahmungswürdiges Beispiel.", 107
„Der Sparsame und der Geizige." 112
„Der Verschwender." . . 114

Achter Abend auf Sinai.

Dritter Abschnitt.
Die Pflichten gegen den Nächsten.

„Wer ist aber unser Nächster?" . . . 116
A. Allgemeine Gesellschaftspflichten. . . . 119

Seite
I. Von den Pflichten der Gerechtigkeit. . . 120
a) Von Tugend und Unschuld des Nächsten. . 121
„Die schändliche Verführung." . . . 122

Neunter Abend auf Sinai.

b) Von der Ehre und dem guten Namen des Nächsten. 132
„Die bösen Folgen der Ehrabschneidung und Verläumdung." 136

Zehnter Abend auf Sinai.

c) Von Falschheit, Verstellung und Lüge. . . 148
„Der schändliche Lügner." 154
d) Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit und Verschwiegenheit. 159
„Der wahrheitsliebende Gottfried." . . 162

Eilfter Abend auf Sinai.

e) Pflichten gegen den Leib, das Leben und die Gesundheit des Nächsten. 165
„Warnende Beispiele." 171
„Nachahmungswürdige Beispiele." . . . 179

Zwölfter Abend auf Sinai.

f) Pflichten in Hinsicht des zeitlichen Vermögens des Nächsten. 185
Erzählungen: „Warnende Beispiele." . . 193
„Nachahmungswürdige Beispiele." 200

Dreizehnter Abend auf Sinai.

II. Die Pflichten der Güte. 208
a) Von Mitleiden, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit und Hartherzigkeit. 210
„Der Armenvater." 215
b) Von der Leutseligkeit, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit. 220
„Der Leutselige und Dienstfertige Knabe." . 222

Seite

Vierzehnter Abend auf Sinai.

B) Besondere Gesellschaftspflichten. . . . 227
a) Standespflichten. 236
„Lehren, die ein Meister seinem Lehrling gibt." . 238
b) Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit. — Fürsten- und Vaterlandsliebe. . . . 239
„Kaspar, der alte Trommler." . . . 240
„Leonidas, der Spartaner-Held." . . 241

Fünfzehnter Abend auf Sinai.

c) Die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. . 244
„Der dankbare Sohn." 250
„Die gute Tochter." 252
„Der lieblose und undankbare Sohn." . . 254
„Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher." . 256
d) Von den Pflichten der Dienstboten gegen die Dienstherrschaft. 259
„Die seltene Treue eines Dieners." . . 261

Sechszehnter Abend auf Sinai.

e) Pflichten der Geschwister und Freunde zu einander. 263
„Die Geschwisterliebe." 265
„Die Freundschaft bis in den Tod." . . 270

Pflichten gegen die Gottes-Natur.

1. Pflichten gegen die lebende Natur. . . . 273
„Schreckliche Strafe eines Thierquälers." . 276
„Der mazedonische Soldat." 278
„Das Werk der Warmherzigkeit gegen wilde Vögel." 279
2. Pflichten gegen die leblose Natur. . . . 280

Die Sommerabende auf Sinai.

Vorerinnerung.

„Der neue Sinai."

Die Ueberschrift zeigt schon an, daß hier zwar von einem Sinai, aber nicht von dem die Rede sey, auf dessen schauerlichen Höhe Moses, der große Prophet und der Gesetzgeber des israelitischen Volkes, von einer Feuerwolke dessen Augen entrückt, aus Gottes Hand die zwei Gesetztafeln empfing, worauf die zehn Gebote mit himmlischen Schriftzeichen eingegraben waren.

Unser neue Sinai verdankt seinen Namen der braven Familie von Rosenberg. Diese Familie verließ nämlich, sobald der liebliche Frühling die Natur wieder in ein neues Leben gerufen hatte, unter dem Jubel von fünf lebensfrohen Kindern, die trüben Mauern der Stadt, und fuhr in einem offenen Reisewagen neuauflebend ihrem freundlichen Landgute zu. Hier, auf dem friedlichen Lande, in der schönen, freien Gottes-Natur, gefielen sich Eltern und Kinder allemal besser, als in der großen, geräuschvollen Stadt, mit deren künstlichen, aufgedrungenen und meist kostspieligen Unterhaltungen ein einziger Winter sie bis zum Eckel übersättigen konnte. Deßhalb wurden jährlich, bis zur Abreise auf

das freundliche Landgut, die Tage und Stunden mit heißer Sehnsucht gezählt. Ein wunderschöner Garten, liebliche Gefilde und Auen, anmuthige Thäler und Haine, freundliche Hügel und Berge mit prachtvollen Aussichten luden sie da, in den lieblichen Morgen- und Abendstunden abwechselnd, zu den schönsten Spaziergängen ein.

Jezt war diese Familie von Rosenberg eben wieder auf ihrem lieben Landgute. Zur Neige eines heitern Sommertages erstiegen Eltern und Kinder einen Berg, an dessen Fuß das freundliche Landgut liegt. Nun waren sie Oben. Und was für ein himmlisch schönes Schauspiel bot sich ihnen dar! So eben ging die Sonne unter. Wunderschön war ihr Untergang. Die Kinder jubelten in voller Entzückung. Die Westgebirge standen in glutrother Flamme, und der Berg unter ihren Füssen glänzte in den Strahlen der untergehenden Sonne wie lauteres Gold. „Ei! wie wunderschön ist's da Oben!“ riefen die Kinder einstimmig aus. „Lieber Vater!“ versezte bittend das Aelteste, „möchten wir doch recht oft an Abenden diesen freundlichen Berg besteigen!“ — „Ja, ja, alle Abende“ fügten dessen Geschwister hinzu. „Wenn es euch, liebe Kinder, erwiederte der Vater, hier Oben so wohl gefällt, so kann euch dieser Wunsch so oft erfüllt werden, als eure gute Aufführung es verdienen wird. Und was werdet ihr erst dazu sagen, wenn ich euch den Gedanken mittheile, der mir so eben durch den Kopf fuhr? Ich gedenke nämlich euch da Oben, anstatt zu Hause, in der Pflichtenlehre zu unterrichten, und euch den Unterricht

mit Gesprächen und Erzählungen recht angenehm und lehrreich zu machen.« — »O, das wäre ja gar allerliebst!« riefen die Kinder aus, hüpften jauchzend und händeklatschend um den Vater und die Mutter her, und küßten ihnen dankbar die Hände. »Fangen Sie doch jezt gleich an, lieber Vater, jezt gleich, baten die Kinder einstimmig unter Liebkosungen; denn es ist heute Abend gar so schön hier Oben!« —

Als der Vater ihnen zusagte und sogar versprach, wenigstens dreimal in der Woche, wenn immer die Witterung günstig seyn wird, diese Höhe zu besteigen und sie dazu unterrichten — da hätte man wieder den Jubel der Kinder hören sollen. (Ich muß nämlich hier bemerken, daß Herr von Rosenberg während jeden Aufenthaltes auf dem Landgute, seine Kinder allemal in der Religion unterrichtete. Denn er war ein gar grosser Kinderfreund.)

»Wenn wir alsdann«, versezte Eines der ältern Kinder, »mit der lieben Mutter hier Oben einen Kreis um den lieben Vater bilden, und er uns so schön die göttlichen Gebote, und die Pflichten des Christenthums erklärt, so kommt es mir dann gerade so vor, als wäre dieser Berg der Sinai, wir Kinder das Volk Israel, der Vater wäre Moses, der seinem Volke Gottes Gebote mittheilt, und der liebe Gott wäre unsichtbar unter uns, und hätte eine große Freude daran.«

Ueber diesen guten Einfall entstand unter den übrigen Kindern ein Jubel und Beifallklatschen. »Das ist ein gescheidter Einfall,« versetzte das Eine, »und ja, von nun an soll dieser Berg nicht mehr Kohlberg, sondern

Sinai heißen« fügte ein Anderes hinzu. — „So ist's! ja so ist's!« riefen alle Kinder jauchzend und händeklatschend aus, „nicht mehr Kohlberg, Sinai muß er von nun an heißen!«

Und so nun ward der Kohlberg schnell in einen Sinai umgetauft. Vater und Mutter, die sich über diesen Einfall der Kinder eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnten, mußten ihre Einstimmung dazu geben. Es geschah auch. Und nun war ein neuer Sinai da.

Erster Abend auf Sinai.

Nun waren die Kinder in einer Geschäftigkeit, um kleine und große Steine herbeizutragen, die da in Menge zerstreut umherlagen, und damit für den Vater und die Mutter bequemere Sitze zu bereiten. Bald waren beide Sitze fertig. Hierauf sammelten sie an den nahen Felsenwänden trockenes Moos, und machten damit die Sitze weicher. Die Eltern sezten sich mit Vergnügen darauf, und die muntern Kinder lagerten sich auf den grasigen Boden, und bildeten einen kleinen, trauten Zirkel. Als der Erste saß Julius, der 14; dann Emilie, die 13; hierauf die Zwillinge — Theodor und Luzie — die 11½, und Theophil, der etwas über 9 Jahre alt war, schloß den Zirkel. Alle blickten, wißbegierig und aufmerksam, nur auf den Vater, der nun den Unterricht begann.

Einleitung.

1.) Vom Menschen.

Vater. Wer die Menschen erschaffen; wer ihre Stammeltern sind, und wo diese anfänglich ihre Wohnung hatten, wisset ihr schon, liebe Kinder, aus der heiligen Geschichte des alten Testamentes.

Theophil. Ja, das weiß ich noch gut. Darf ich es sagen?

Vater. Ja wohl, liebes Kind!

Theophil. Gott hat die Menschen erschaffen; Adam und Eva sind die ersten Menschen gewesen, und sie haben im Paradiese, einem wunderschönen Garten gewohnt.

Vater. Gut. Vom Menschen sagt man, er sey ein solches Geschöpf, das in der Mitte stehe zwischen den geschaffenen und uns bekannten lebenden Wesen — nämlich zwischen den Engeln und Thieren. Und so ist es auch. Mit beiderlei Wesen ist der Mensch verwandt. Julius! sage du uns: wornach ist der Mensch mit den Thieren, und wornach mit den Engeln verwandt?

Julius. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Dem Leibe nach ist er mit den Thieren, und der Seele nach mit den Engeln verwandt.

Vater. Erzähle du uns, Emilie, was der Mensch mit den Thieren denn allerlei Aehnliches hat.

Emilie. Der Mensch hat, wie die Thiere, einen Leib, der Nahrung haben muß, der wächst, sich willkührlich bewegen kann, und der stirbt und dann ver=

west. Und dieser Leib besteht aus Kopf, Rumpf und Gliedern. Man bemerkt auch daran, wie am Leibe der meisten Thiere, fünf Sinneswerkzeuge.

Vater. Ja. Wie heissen sie, Luzie?

Luzie. Augen, Ohren, Nase, Gaumen, Hände und Füsse, besonders die Fingerspitzen und die Haut am ganzen Leibe.

Vater. Wenn der menschliche Leib, wie der der Thiere, fünf Sinneswerkzeuge hat, so muß er auch eben so viele Sinne haben. Wie heißen sie, Theodor?

Theodor. Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und das Gefühl, oder Getast.

Vater. Recht. Mittelst der ebengenannten Sinneswerkzeuge nehmen nun die Sinne der Menschen, wie die der Thiere, alles gewahr, was außer ihnen vorgeht. Aber ist der Mensch seinem Leibe nach den Thieren ganz gleich; ist sein Leib vor dem der Thiere durch nichts ausgezeichnet? Julius!

Julius. Der Leib des Menschen ist schöner und regelmäßiger gebaut, als jener der Thiere.

Emilie. Ja der Leib des häßlichsten Menschen ist noch weit schöner, als der des schönsten Thieres.

Vater. Was gibt aber dem menschlichen Leibe vor dem der Thiere hauptsächlich einen Vorzug?

Julius. Der Kopf, die Hände, die Füsse, besonders die aufrechte Gestalt.

Vater. Es gibt aber auch Thiere, die aufrecht gehen, wie der Mensch; z. B. der große Affe — der sogenannte Waldmensch.

Julius. Aber sobald man ihm keine Kleider an=

zieht, so sieht man es ihm auf den ersten Anblik an, daß er ein Thier ist.

Emilie. Insbesondere merkt man es, wenn man nach seinen Händen sieht. Da findet man statt der Finger nur Klauen, mit denen er nie die feinen und künstlichen Arbeiten verrichten könnte, wie der Mensch mit seinen Fingern.

Vater. Gut bemerkt. Ja diese Vorzüge zeichnen den Leib des Menschen vor dem der Thiere aus.

Nun kommen wir daran: was denn der Mensch seiner Seele nach mit den Engeln Aehnliches hat. Was meinst du, Julius?

Julius. Die Engel sind unsterbliche Geister, die mit Verstand, Vernunft, und freiem Willen begabt sind. Auch die Seele des Menschen ist ein Geist, der unsterblich, und mit Verstand, Vernunft und Freiheit begabt ist.

Emilie. Aber ich meine, hier wird der Vergleich derselbe seyn, wie jener des Menschen mit den Thieren. Die Menschen sind der Seele nach den Engeln ebenso wenig gleich, als die Thiere den Menschen dem Leibe nach.

Theodor. Ja die Engel sind weit vollkommener, verständiger und besser als die Menschen.

Luzie. Die Engel im Himmel sind pure Geister, die Verstand, Vernunft und freien Willen, aber keine Leiber haben.

Theophil. Die Engel im Himmel sind heiliger, als alle Menschen; sie haben noch nie eine Sünde begangen.

Julius. Ja sie sind am meisten Gott ähnlich. Sie wissen und verstehen alles besser, und erfüllen den heiligen Willen Gottes schneller, pünktlicher und reiner, als die Menschen.

Emilie. Eben deßwegen, weil sie so schnell den göttlichen Willen erfüllen, werden sie auch mit Flügeln abgebildet.

Vater. So ist es. Allein, liebe Kinder, so unvollkommen, wie die Menschen jezt sind, waren sie ursprünglich nicht. Es ging einmal mit ihnen eine große Veränderung vor.

2.) Der Mensch, wie er war vor der ersten Sünde, und wie er nach derselben geworden ist.

Vater. Gott erschuf den Menschen nach seinem Bilde, nur etwas unvollkommener, als die Engel. Gott hauchte dem ersten Menschen „Adam" eine Seele ein; er lebte, ward an Leib und Seele unsterblich, wie Gott und die Engel selbst. Er genoß mit seiner Gehilfin „Eva" im Paradiese eine wahrhaft himmlische Seligkeit. Diese sollte mit dem Zunehmen ihrer Vervollkommnung immer noch größer werden. Damit sie immer vollkommener, gottähnlicher, und somit auch immer glücklicher werden konnten, hat sie der gütige Schöpfer mit einem hellsehenden Verstande und einer klaren Vernunft begabt. Mit diesem geistigen Vermögen erkannten sie Gott als das höchste, allervollkommenste Wesen; erkannten klar seinen heiligen Willen, wußten nur vom Guten aber nichts vom Bösen.

Sie haben damals manche göttliche Dinge begriffen und gefaßt, die uns Menschen jezt Geheimniße sind, die wir nicht begreifen können. Und zu diesen klaren, höhern Einsichten, zu dieser hellen Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens, empfingen sie auch das Vermögen, Gott als ihren gütigen, heiligen Vater über Alles zu lieben, und aus reiner Kindesliebe zu Ihm seinen heiligen Willen immer getreu zu erfüllen. Dieses Vermögen ihrer Seele bestand in einem engelreinen Herzen und in einem guten freien Willen. Ihr Herz liebte nur Gott, und war voll Ehrfurcht, Anbetung und Dank gegen Ihn. Ihr Wille wollte nur das Gute, wollte nur Gott gefallen.

So nun lebten die zwei ersten Menschen im Paradiese, in einem vertrauten Umgange mit Gott und den Engeln, unsterblich an Leib und Seele, engelrein, heilig und glückselig. Nichts trübte ihre Glückseligkeit; nichts störte den himmlischen Frieden in ihrem Herzen — es kannte und empfand nur selige Wonne; nichts verdunkelte ihren Verstand und ihre Vernunft — es wurde immer noch heller und klarer darin; nichts schwächte und hinderte ihren Willen in seiner freien Thätigkeit — er wurde immer noch stärker und besser. Sie wandelten in reiner Unschuld und Heiligkeit vor dem Angesichte Gottes, und trugen einen Himmel voll Seligkeit in ihrem Herzen. So gut und glücklich wollte der liebe Gott die Menschen haben, und so sollten sie seyn in alle ewigen Zeiten; ja ihre Güte und Glückseligkeit sollte vielmehr durch ein unaufhörliches Steigen immer vollkommener werden.

Allein so blieb es leider mit unsern Stammeltern nicht; es ging eine große und traurige Veränderung mit ihnen vor. Was für eine Veränderung ging denn mit ihnen vor, Julius?

Julius. Sie haben Gottes Gebot übertreten, und dadurch Gottes Wohlgefallen, ihre Unschuld, ihre Glückseligkeit und den Himmel verloren.

Emilie. Ja Gott hat sie aus dem wunderschönen Paradiese auf die Erde verstoßen.

Vater. Was für eine Veränderung ging mit ihrem Leibe vor?

Julius. Er wurde sterblich.

Vater. Und mit allerlei Uebeln und Schmerzen behaftet. Die hunderterlei Krankheiten, die Schwächen und Gebrechlichkeiten, das Ungemach und Trübsal; alle diese Uebel, denen jezt immer noch der Leib des Menschen unterworfen ist, sind nur die Folge und Strafe der Sünde. Durch die Sünde kam der Tod mit allen seinen Schmerzen und Schrecken in die Welt. Denn Gott sprach zu den Stammeltern: „ihr dürfet von allen Bäumen im Garten essen; nur von diesem da nicht — es ist der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen — sobald ihr davon esset, müsset ihr sterben."

Und was für eine Veränderung ging an ihrer Seele, in ihrem Geiste vor?

Julius. Sie haben ihre Unschuld und Heiligkeit verloren.

Emilie. Und das Gewissen hat ihnen bittere Vorwürfe gemacht.

Vater. Ja ihr Erkenntnißvermögen wurde verfinstert; ihr Gefühlvermögen — Gemüth — getrübt; und ihre Willenskraft geschwächt. Ihr Verstand und ihre Vernunft, womit sie im Stande der Unschuld Gott in seinen heiligen Eigenschaften, und dessen heiligen Willen so hell und klar erkannten, wurden kurzsichtig und sehr beschränkt. Ihr Herz, das engelrein und voll von Liebe, Ehrfurcht und Dank gegen Gott war, wurde mit unreiner Lust, mit unlautern Trieben, Neigungen und Begierden und mit unordentlichen Leidenschaften erfüllt, wodurch die Ruhe und der Friede in ihrem Innern gestört worden, und woraus unzählige Leiden und grenzenloses Elend entstanden sind. Und ihr Wille wurde durch den Hang zum Bösen so geschwächt, daß er oft den Versuchungen zum Bösen unterlag, und mehr zum Bösen, als zum Guten geneigt war. So, liebe Kinder, wurde ihr Inneres, ihre Seele umgeändert.

Kinder. Ach! hätten doch Adam und Eva nur nicht gesündiget!

Emilie. Ja wenn sie Gottes Gebot immer treu erfüllet hätten, so wären sie für immer im Paradiese, unsterblich und glückselig geblieben.

Julie. Und Gott hätte sie stets als seine treuen und gehorsamen Kinder geliebt, und sie in Ewigkeit nie von sich gestoßen.

Theophil. Hat denn Gott Adam und Eva verstoßen?

Vater. Ja, und mit ihnen alle ihre Nachkommen. Von der ersten Sünde an, hörten die Stammeltern

und alle ihre Nachkommen auf, Kinder Gottes und Erben des himmlischen Reiches zu seyn. Der Himmel ward ihnen verschlossen.

Theophil. Sind denn Adam und Eva in die Hölle gekommen?

Vater. Ja, in die Vorhölle; denn sie und alle ihre Nachkommen waren nicht mehr würdig vor Gottes heiligem Angesicht zu erscheinen, weil in ihnen Gottes Ebenbild durch die Sünde entstellt worden, und die ursprüngliche Würde, Unschuld und Heiligkeit verloren gegangen waren.

Luzie. Adam und Eva und viele andere fromme Menschen sind doch jezt im Himmel?

Vater. Ja, weil Gott durch seine grundlose Barmherzigkeit, und durch seine grenzenlose Liebe dem Menschengeschlechte einen Erlöser gesendet, der es wieder mit Gott aussöhnte, und ihm den Himmel wieder aufschloß — dieser hochgepriesene Erlöser und Heiland ist . . .

3.) Jesus Christus, der Wiederhersteller der ursprünglichen Würde, der verlornen Unschuld und Erbschaft des sündigen Menschengeschlechts.

Vater. Die schrecklichen Folgen des ersten Abfalls von Gott zeigten sich bei den Nachkommen der gefallenen Stammeltern recht bald in einem hohen Grade. Schon Kain, ihr Erstgeborner, ward ein Brudermörder. Und zu Noes Zeiten war das Menschengeschlecht schon so tief in Abgötterei, Unglauben, Aberglauben und Sittenlosigkeit

versunken, daß es Gott vollends bis auf acht Personen, die noch allein unter einem sittenlosen Geschlechte rechtschaffen geblieben, durch eine furchtbare Sündfluth von der Erde vertilgen mußte. Auch Noes Nachkommenschaft fiel wieder von Gott ab, und versank in Abgötterei und Sittenlosigkeit. Da wählte sich Gott mitten aus dem verdorbenen Volke einen rechtschaffenen Mann, der Abraham hieß, und der Stammvater eines rechtgläubigen Volkes — Israel genannt — geworden ist. Die Priester dieses rechtgläubigen Volkes brachten Gott allerlei Opfer, um das Volk wegen seiner Sünden mit Ihm auszusöhnen. Alle diese Opfer waren aber nicht hinlänglich, die Menschen mit der beleidigten Gottheit ganz auszusöhnen. Gottes Gerechtigkeit verlangte ein ganz reines, heiliges Opfer zur Genugthuung für die Sünden der Welt. Und dieses verlangte und gottgefällige Opfer zur Aussöhnung der Menschen mit Gott, ist Jesus Christus, der Eingeborne des ewigen Vaters, der Sohn des lebendigen Gottes selbst geworden.

Schon längst hatte Gott an dem Versöhnungsopfer, das der Hohepriester jährlich Einmal für das Volk Israel im Tempel zu Jerusalem darbrachte, kein Wohlgefallen mehr, weil die Israeliten dennoch immer die alten Menschen blieben, und sich nicht umänderten und besserten.

Jährlich Einmal ging der Hohepriester in das Allerheiligste, das durch einen Vorhang Gott vor dem Volke verhüllte, und besprengte das Allerheiligste und das Volk mit dem Blut eines Opferthieres. Dies Blut

eines Opferthieres konnte aber die Sündenschuld des Menschengeschlechtes nicht tilgen, und Gott, den Gerechten mit der gefallenen Menschheit nicht aussöhnen; es war das Blut eines reinern, wohlgefälligern Opfers nöthig. Jenes vergossene Blut eines Opferthieres war nur das Vorbild und Sinnbild des wahren Opfers, das Jesus Christus, der Weltheiland zur Aussöhnung der gefallenen Menschen mit Gott dargebracht hat. — Jesus Christus ist durch seinen Tod am Kreuze das wahre Versöhnungsopfer geworden — Er ging durch seinen Tod am Kreuze ein- für allemal als ewiger Hohepriester in das Allerheiligste ein — da zerriß auch der Vorhang des Allerheiligsten, der Gottes Angesicht verhüllte, von oben bis unten entzwei, und — Gott war mit der Menschheit versöhnt — und als Beweis, daß die Menschen mit Ihm ausgesöhnt und wieder seine Kinder und Erben seines göttlichen Reiches sind, zeigt Gott nun fortan sein Angesicht, und ist der Welt stets und überall gegenwärtig.

Wem nun, liebe Kinder, verdanken es die Menschen, daß sie nicht ewig von Gott verstoßen geblieben, nicht für immer verloren gegangen, sondern wieder erlöst und errettet worden sind?

Kinder. Jesus Christus, dem lieben Heiland und Erlöser.

Emilie. Ja wenn der liebe Jesus nicht für uns Menschen gelitten hätte, und nicht am Kreuze gestorben wäre, so wären wir nie in den Himmel, sondern alle in die Hölle gekommen.

Vater. Ja, Er, die göttliche Unschuld und Hei-

ligkeit, der niemals eine Sünde begangen, starb wie einer der größten Verbrecher, damit durch sein unschuldiges Blut das Lösegeld bezahlt würde, das Gottes Gerechtigkeit zur Tilgung aller Welt Sünden verlangte. Die Schuld aller Sünden, die schon in der Welt begangen worden, hat der liebe Jesus auf sich genommen, und gebüßt, was wir Menschen selbst hätten büßen sollen.

Julius. Die Liebe Jesu zu den Menschen war doch grenzenlos!

Emilie. O, wir können Ihm nicht genug dafür danken!

Vater. Ja, wenn nur alle Menschen Jesu grenzenlose Liebe erkännten, an Ihn glaubten, und aus Gegenliebe seine Gebote hielten! Dann wären alle wieder auf dem Wege das zu finden, was durch die erste Sünde verloren ging — nämlich die ursprüngliche Würde als unsterbliche, unschuldige, heilige und glückselige Wesen, und als Kinder Gottes und Erben des verlornen Paradieses — den Himmel. — Denn durch Jesus, den Gekreuzigten, können alle Menschen wieder vor Gott gerecht und wohlgefällig werden. Er hat uns durch seinen Tod, seine Verdienste, seine Lehren und durch die Heilsanstalt — heil. Sakramente — die Er in seiner heiligen Kirche auf Erden gegründet, einen Weg gebahnt, der uns wieder in's verlorne Paradies zurückführt. Er hat uns eine Religion vom Himmel gebracht und solche göttliche Heilsmittel geschenkt, wodurch wir am Geiste ganz umgeändert, ganz neu geschaffen werden können. Der alte sündige Mensch

„Adam“ muß in uns ganz absterben, und wir müssen durch Christus ganz neue Menschen werden — gerecht, heilig, gottähnlich und gottgefällig — gerade so wie Jesus Christus war, da Er als heiliger Mensch auf Erden wandelte. So ist nun jeder wahre Jünger Jesu, jeder ächte Christ, der dem heiligen Beispiele Jesu nachfolgt, der Sünde abgestorben und lebt als ein neues, heiliges Geschöpf in der Gnade des Herrn; er trägt wieder jene hohe Menschenwürde in sich, die im Paradiese durch die erste Sünde verloren gegangen.

Julius. In unserm Katechismus heißt es, daß man durch die heilige Taufe — durch das Wasser und den heiligen Geist — wieder zu einem neuen Menschen werde.

Vater. Ja, zu einem solchen Menschen, wie es der liebe Jesus gewesen, als er in sterblicher Hülle auf Erden wandelte. Darum ist Adam das Vorbild eines gefallenen, sündigen, und Christus das Vorbild eines heiligen, gottähnlichen Menschen. Der durch Christus neu geschaffene Mensch muß nun sein ganzes Leben lang in Unschuld, Heiligkeit und Gottseligkeit wandeln; er muß die heilige Lehre Jesu getreu erfüllen, sein göttlich schönes Beispiel nachahmen und die göttlichen Heilsmittel — Gnadenmittel — heiligen Sakramente würdig gebrauchen. Denn Jesu göttliche Lehre und sein heiliges Leben zeigen uns, wie wir uns in der wahren Würde eines Menschen und Christen darstellen — nämlich sittlich gut, heilig und gottähnlich werden können. Und die Heilsmittel unsrer heiligen Kirche, geben uns die Kraft dazu — das

Wollen und Vollbringen. Denn nur in Jesus ist Heil, und außer Ihm keines.

Julius. Wenn wir also in den Himmel wollen, so müssen wir so tugendhaft und so heilig werden, wie der liebe Jesus gewesen ist?

Emilie. O, wäre ich doch schon so gut, wie Jesus war!

„Ich auch! ich auch!“ riefen die Uebrigen.

Vater. Dies sollen alle Menschen werden — dies ist jedes Menschen Bestimmung hier auf Erden.

Mutter. Ja, es ist jeder Mensch bestimmt, hienieden heilig, gottähnlich, und jenseits ewig selig zu werden. So ist es Gottes heiliger Wille.

Vater. Dieser heilige Wille Gottes ist eben jenes heilige Gesetz, das uns Jesus gegeben, und das jeder Mensch erfüllen muß, der seine hohe Bestimmung als Mensch und Christ erreichen will. Es ist kein anderes, als das Gesetz der Liebe, auf welches Jesus Christus seine heilige Religion gebaut hat. Es ist in den zwei folgenden Geboten begriffen: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit deinem ganzen Gemüthe. Dieses ist das erste und größte Gebot. Diesem ist das zweite gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ — Ja, Gott ist die reinste Liebe, und Er verlangt von uns Menschen nichts als Liebe. In wem die Liebe ist, der wird auch stets Gottes Gebote erfüllen, und sich bestreben, dem lieben Jesus, als dem Vorbilde aller menschlichen Tugenden, immer ähnlicher zu werden. Er, der Heiligste, ist uns in Allem was

seine göttliche Religion zu thun uns auferlegt, als das schönste Muster vorangegangen. Wer Ihm darin nachahmt, der wird sicher seine hohe Bestimmung auf Erden erreichen; hienieden heilig, und jenseits selig werden.

4.) Christliche Tugend, Heiligkeit und christliche Vollkommenheit.

Vater. Tugend überhaupt ist das ernstliche Streben alle Sittengesetze auf die möglich beste Art zu erfüllen; und wenn sich dies Streben auf alle Sittengesetze der christlichen Religion erstreckt, so ist es christliche Tugend.

Wenn dann alle Gesinnungen, Gedanken, Reden und Handlungen nach den Vorschriften der christlichen Religion eingerichtet sind, so ist dies christliche Heiligkeit und Vollkommenheit.

Was thut also ein Christ, der tugendhaft, heilig und vollkommen werden will? Julius!

Julius. Er gibt sich alle Mühe, alles zu thun, was Jesus Christus befohlen, und zu unterlassen, was Er verboten hat.

Emilie. Ja er liebt und thut nur das Gute, haßt und unterläßt das Böse. Sein Herz ist immer bereitwillig, alle Gebote des Christenthums zu erfüllen.

Vater. Jesus Christus hat ausdrücklich befohlen, daß jeder Christ sich bestrebe, heilig und vollkommen zu seyn. Mit was für Worten?

Julius. „Seid heilig, wie der Vater im Himmel heilig; vollkommen, wie Er vollkommen ist.“ —

Vater. Wer nun mit einer freudigen Bereitwilligkeit des Herzens sich bestrebt, in allen seinen Gesinnungen, Reden und Handlungen gottähnlich zu werden, dessen edles Streben ist die wahre und ächte Tugend. Denn es gibt auch eine falsche, die man Scheintugend — Scheinheiligkeit nennt. —

5.) Scheintugend, Sünde und Laster.

Emilie. Jene war eine Scheintugend, welche die Pharisäer gehabt haben; nicht wahr?

Vater. Ja, Emilie!

Julius. Sie haben sich vor den Leuten fromm und heilig gestellt, den Schein der Heiligkeit angenommen, und in ihrem Herzen waren sie schlecht.

Theodor. Der liebe Heiland hat sie aber auch recht getadelt, und sie Scheinheilige und Heuchler genannt.

Vater. Was versteht man nun unter Scheintugend und Scheinheiligkeit?

Julius. Man versteht das darunter: wenn sich Jemand von Aussen tugendhaft und heilig stellt, es aber von Innen nicht ist.

Emilie. Wie es die Betbrüder und Betschwestern machen. Sie meinen, wenn sie viel beten und oft in die Kirche gehen, dann seyen sie schon tugendhaft. In ihrem Herzen sind sie aber nicht so gesinnt, wie sie sich äußerlich stellen, und begehen neben ihrem vielen Beten auch viele heimliche Sünden.

Mutter. Ja solche scheinheilige Leute sind die gefährlichsten Menschen; sie richten gewöhnlich durch

ihre Schwatzhaftigkeit und Verläumdung viel Uebels unter ihren Mitmenschen an.

Luzie. Das Gebet solcher bösen Menschen muß aber nicht gut, und dem lieben Gott nicht wohlgefällig seyn?

Vater. Nein; denn es ist gar kein Gebet, sondern sie sprechen nur Worte in der Form eines Gebetes her, ohne aber im Herzen an das zu denken, was sie mit dem Munde aussprechen. Und so, wie ihr Gebet, sind auch alle ihre übrigen scheinheiligen Handlungen. Die Scheinheiligen machen den wahrhaft tugendhaften Leuten nur die Geberden, Blicke und Redensarten — ja nur die Form der Tugend nach, unterlassen aber das Wesen der Tugend, das in guten Gesinnungen und Handlungen besteht. Darum ist auch die Scheinheiligkeit vor Gott ein Gräuel. Der Mensch soll aber nicht bloß im Scheine, sondern in der Wirklichkeit tugendhaft und heilig seyn. Denn Gott, der Allwissende, der Herz und Nieren des Menschen durchforscht sieht nicht auf das Aeussere — auf den Schein, sondern auf das Innere — auf ein ungeheuchelt-gutes, aufrichtig-frommes Herz. Jesus Christus will keine Schein- und keine Zwangchristen, sondern freiwillige Bekenner und aufrichtige Befolger seiner Lehre. Wer ein wahrer Jünger und Nachfolger Jesu seyn will, dessen Gesinnungen, Reden und Handlungen müssen allezeit mit der Lehre Jesu — mit dem Christenthume — genau übereinstimmen; er muß von Innen heraus, von Herzen gut seyn. Ja gut und nicht böse soll der Mensch seyn; dies ist die Bestimmung eines Christen.

Und damit jeder Christ diese seine hohe Bestimmung erreichen — nämlich ein sittlich guter und tugendhafter Mensch werden kann, so bietet ihm das Christenthum die sichersten Mittel dazu an. Weißt du, Julius, welche diese sind?

Julius. Ja, es sind die göttlichen Lehren des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.

Vater. Zu was nützt uns denn der Glaube, Emilie?

Emilie. Der Glaube lehrt uns alle jene göttlichen Wahrheiten, die wir ganz nothwendig kennen müssen, wenn wir tugendhaft werden und in den Himmel kommen wollen.

Vater. Ja, z. B. die göttliche Lehre von der Erlösung, der Gnade Gottes und von dem zukünftigen Leben u. s. w. —

Und was müssen wir lieben?

Julius. Jesus Christus, unsern lieben Gott und Heiland, und aus Liebe zu Ihm alles Gute und alle Menschen; damit wir Ihm ähnlich werden.

Vater. Und was dürfen wir hoffen, wenn wir im Glauben an Jesus und in der Liebe zu Ihm uns aufrichtig bestreben, tugendhaft und heilig zu werden?

Emilie. Wir dürfen hoffen, daß uns der liebe Jesus seinen göttlichen Beistand zu allem Guten geben, und uns einst nach dem Tode ewig glückselig machen werde, wenn wir auf dieser Welt immer nach seinen heiligen Vorschriften gelebt haben.

Vater. Was steht aber dem Menschen im Wege, der tugendhaft, heilig und gottähnlich werden will?

Julius. Das Böse — die Sünde.

Vater. Was ist denn Sünde, Theodor?

Theodor. Sünde ist die freiwillige Uebertretung — Verlezung — eines göttlichen und menschlichen Gebotes.

Vater. Die Sünde, auch die kleinste, ist immer etwas Böses, und allezeit dem Guten und der Tugend geradezu entgegengesezt. Wer Sünde thut, widerstrebt Gott und seinem heiligen Willen, ist ungehorsam und undankbar gegen Gott, und ein Verächter des Guten und der Tugend; er ist ein Rebelle im Reiche Gottes, weil er sich gegen dessen heilige Gesetze auflehnt, und verliert Gottes Huld und Wohlgefallen, und zieht sich dessen Mißfallen und Strafe zu.

Kann denn der Sünder, so lange er Sünder bleibt, auch gottähnlich und ewig glückselig werden?

Julius. Nein, er wird gerade das Gegentheil — er wird Gott immer mehr und mehr unähnlich, und wenn er sich nicht wieder zu Gott bekehrt, ewig unglückselig.

Vater. Ja, durch das Gute nähert man sich Gott, und durch das Böse — die Sünde — entfernt man sich von Ihm.

Mutter. O, fliehet, liebe Kinder, jede auch die kleinste Sünde; denn sie ist das einzige und größte Uebel in der Welt!

Vater. Werdet ihr immer besser, so werdet ihr, wie die Engel so gut; handelt ihr aber böse und sündiget gegen Gott, so werdet ihr den bösen Geistern in der Hölle gleich. Und welchen wollet ihr gleichen?

Kinder. Den Engeln, ja den lieben Engeln im Himmel!

Vater. Nun so widerstrebet allem Bösen, vermeidet jede Sünde. Der Mensch kann es; denn er hat einen freien Willen. Niemand kann ihn zum Bösen, zu einer Sünde zwingen. Er kann frei wählen zwischen gut und bös, zwischen Belohnung und Strafe; er kann sich frei bestimmen entweder für's Gute, oder für's Böse. Deshalb wird dem Menschen auch nur das Gute als Tugend, und das Böse als Sünde angerechnet, wozu er sich frei und ungezwungen bestimmt. Der freie Wille des Menschen soll von nichts abhängen, als von dem heiligen Willen Gottes; darnach muß er sich immer richten; geschieht es, so ist sein Wille gut und gottgefällig, und ein solcher Mensch ist belohnungswerth. Und damit der Mensch immer nur das Gute, und nie das Böse wollen und auch vollbringen kann, dazu gibt ihm Gott seine Gnade und seinen Beistand. In der heiligen Schrift heißt es: „Ich vermag Alles durch den, der mich stärket" — nämlich durch Gott, Jesus Christus. —

Jemehr man seinen Willen im Guten, oder Bösen übt, desto mehr Fertigkeit erlangt man darin. Und wie man die Fertigkeit im Guten — Tugend nennt, ebenso nennt man die Fertigkeit im Bösen — Laster.

Nenne mir die Hauptlaster, die ein Mensch begehen kann, Theodor!

Theodor. Es gibt deren sieben: 1) Hoffart. 2) Geiz. 3) Unkeuschheit. 4) Neid. 5) Unmäßigkeit. 6) Zorn — Rachgierde. — 7) Trägheit im Guten.

Vater. Julius und Emilie werden sie abwechselnd erklären.

Julius. Hoffart ist eine unordentliche Neigung unsers Herzens, in der wir uns über Andere erheben, und unsern Nächsten verachten.

Emilie. Geiz ist eine unordentliche Begierde nach zeitlichen Gütern, indem wir Andern von dem Unsrigen nicht gerne mittheilen, ja wohl gar fremdes Gut auf unerlaubte Weise an uns zu bringen suchen.

Julius. Unkeuschheit ist ein solches Laster, das man unter Christen nicht einmal nennen soll, wie die heilige Schrift sagt.

Emilie. Man darf nur immer schamhaft und gottesfürchtig seyn, und dann fällt man nie in dies schreckliche Laster.

Julius. Neid ist die Thorheit, indem wir uns über das Glück des Andern betrüben, über sein Unglück uns freuen, und ihm das Seinige mißgönnen.

Emilie. Unmäßigkeit ist die übertriebene sinnliche Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens. Z. B. in Speise, Trank, Kleidungen und Ergötzlichkeiten.

Julius. Zorn ist der wilde und hitzige Ausbruch unsers Herzens bei wahren, oder vermeinten Belidigungen.

Emilie. Und die Trägheit im Guten ist die Unthätigkeit, Kälte und Gleichgültigkeit in Erfüllung aller unserer Pflichten.

Vater. Wer nicht in ein solches Laster fallen will, muß jede böse Neigung und Begierde gleich beim Entstehen im Herzen ersticken.

Theophil. Ja weißt der Mensch auch immer, ob seine Neigung, oder Begierde böse ist?

Vater. Er fühlt es gleich in seinem Herzen. Denn Gott hat jedem Menschen ein sittliches Gefühl in's Herz gelegt, das regsam wird, sobald der Mensch zu denken, zu überlegen und zu urtheilen anfängt. Dieses sittliche Gefühl im menschlichen Herzen lehrt schon das denkende Kind unterscheiden zwischen dem, was gut und böse, recht und unrecht ist. Dies sittliche Gefühl befiehlt mit Kraft und Nachdruck eines Gesetzgebers stets das Gute, und verbietet das Böse; es urtheilt mit der Weisheit eines Richters unpartheiisch über den Werth und Unwerth, über verdienten Lohn und Strafe; es ermahnt und warnt vor dem Bösen, und ermuntert zum Guten; es lohnt endlich das Herz für das Gute mit einer angenehmen Empfindung, mit einem süssen Bewußtseyn, recht gethan zu haben, und bestraft es dann auch für das Böse mit Unruhe, bittern Vorwürfen, mit Qual und Pein.

Und wie meinst du, Luzie, daß man dies sittliche Gefühl nennt?

Luzie. Ich denke wohl...

6.) Das Gewissen und seine Arten.

Vater. Recht. Wie nennt man Theophil, das Gewissen noch mit andern und kurzen Worten?

Theophil. Eine Stimme Gottes in uns, die uns sagt, was gut und böse, recht und unrecht ist.

Vater. Es gibt aber, wie Julius und Emilie

schon öfters gehört haben, verschiedene Arten des Gewissens. Wie heißen diese, Julius?

Julius. Man unterscheidet ein vorhergehendes und nachfolgendes, gutes und böses, richtiges und irrendes, laxes und ängstliches, zartes und genaues, wachendes und schlafendes Gewissen.

Vater. Richtig. Fange an, Emilie, diese verschiedenen Arten des Gewissens zu erklären.

Emilie. Wenn das Gewissen vor einer Handlung über deren Werth, oder Unwerth urtheilt, und sagt, daß man sie thun, oder unterlassen soll, so ist es ein vorhergehendes; wenn es aber über den Werth, oder Unwerth einer geschehenen Handlung urtheilt, und sagt: das hättest du thun, oder unterlassen sollen, so heißt es ein nachfolgendes.

Das nachfolgende Gewissen wird nach dem Gefühle, das durch die begangene Handlung erregt wird, entweder gut, oder böse. Es ist gut, wenn aus dem Bewußtseyn einer sittlich guten Handlung ein angenehmes Gefühl — Vergnügen; und böse, wenn aus dem Bewußtseyn einer unsittlichen Handlung ein unangenehmes Gefühl — Mißvergnügen entspringt.

Julius. Das Gewissen wird ferner nach dem Urtheile, das es über eine begangene Handlung fällt, ein richtiges, oder irrendes genannt. Wenn das Urtheil richtig ist, so wird in diesem Falle das Gewissen ein richtiges; wenn jenes aber unrichtig, irrig ist, ein irrendes genannt.

Vater. Das Urtheil, daß das Gewissen über

eine geschehene Handlung fällt, hängt daher immer von der Kenntniß ab, die der Mensch bei seiner Handlung von den Sittengesetzen hat. Wer von den Gesetzen eine richtige Kenntniß besitzt, der fällt in seinem Gewissen über seine Handlung auch ein richtiges Urtheil; wem aber diese wichtige Kenntniß fehlt, der geräth leicht in Irrthum, und sein Gewissen fällt über seine Handlung ein irriges Urtheil. So gibt es z. B. Völker, bei denen die Kinder die heilige Pflicht haben, ihren Eltern, wenn sie alt und schwach geworden sind, das Leben durch einen Mord abzukürzen, damit sie nicht lange leiden dürfen. Jene, die dies thun, werden gute, und die es nicht thun, schlechte Kinder genannt.

Ist dies aber nach dem Urtheile des Christenthums erlaubt?

Kinder. Nein, wer von den Christen dies thäte, beginge ein großes Verbrechen.

Vater. Und doch handeln die Kinder jener unwissenden Völker nicht gegen ihr Gewissen, wenn sie dies thun, sondern sie würden dagegen handeln, wenn sie es unterließen. Woran fehlt es ihnen, daß sie Unrecht für Recht, und Recht für Unrecht ansehen?

Julius. Es fehlt ihnen an der richtigen Kenntniß von den Sittengesetzen.

Vater. Sie sind also aus Mangel an richtiger Erkenntniß im Irrthume. Und was haben sie deshalb für ein Gewissen?

Emilie. Ein irrendes.

Vater. Richtig.

Emilie. Jezt kommt das laxe und ängstliche

Gewissen. Wer aus Leichtsinn, oder Gleichgültigkeit etwas Verbotenes für erlaubt hält, der hat ein laxes, oder weites; und wer aus übertriebener Gewissenhaftigkeit etwas Erlaubtes für verboten, oder unerlaubt hält, hat ein ängstliches Gewissen.

Julius. Wer aber die Fertigkeit erlangt hat, eine jede auch geringe Abweichung vom Sittengesetze mit Abscheu zu fühlen, der besitzt ein zartes; und wer die Fertigkeit hat, jede Handlung richtig nach dem Gesetze zu beurtheilen, hat ein genaues Gewissen.

Emilie. Und wer über seine Handlung ein klares und deutliches Urtheil hat, und jede auch die leiseste Regung des sittlichen Gefühles wahrnimmt, dessen Gewissen ist wachend; in wem aber das Gewissen gar nicht mehr spricht und sich nicht mehr regt, der hat ein schlafendes Gewissen.

Vater. Ja, aber es erwacht doch einmal wieder; und je länger es geschlafen, desto schrecklicher wird sein Erwachen seyn. O, liebe Kinder! seyd doch immer gewissenhaft! — Was will ich damit sagen?

Kinder. Wir sollen immer auf die Stimme des Gewissens hören und ihr folgen.

Vater u. Mutter. Ja, Kinder, thut dies; und dann habt ihr immer ein gutes Gewissen.

Luzie. Gibt es denn auch Leute, die gar kein Gewissen haben?

Vater. Es haben zwar alle Menschen ein Gewissen, aber nicht alle hören auf dessen Stimme und folgen ihr. Und diese nennt man gewissenlos. Sie thun, wie wenn sie kein Gewissen hätten.

Werdet doch, Kinder, diesen nicht gleich.

Kinder. O, bewahre uns der liebe Gott davor!

Zweiter Abend auf Sinai.

Vater. Vorgestern haben wir die Einleitung in die christliche Pflichtenlehre geendet, und heute wollen wir nun mit der Pflichtenlehre selbst beginnen. Ihr dürft euch diesmal auf eine, oder gar wohl zwei Erzählungen freuen. Merket nur recht auf.

Christliche Pflichtenlehre.

„Was versteht man unter Pflicht? und was unter Pflichtenlehre?“

Vater. Pflicht überhaupt ist das, was man ganz nothwendig thun muß, weil man durch ein Sittengesetz dazu aufgefordert wird. Wer immer nach den Sittengesetzen handelt, dessen Handlungen sind pflichtmäßig. Christliche Pflicht aber ist das, was jeder Christ nothwendig thun muß, weil die Vorschriften — Gesetze — des Christenthums ihn dazu auffordern. Jede Pflicht ist also ein nothdringendes Gesetz für mich. Und somit ist Pflichtenlehre und Sittenlehre Ein und dasselbe. Der Unterricht über alle christlichen Pflichten, heißt Pflichtenlehre. Ich werde euch aber nur über jene Christenpflichten unterrichten, die ihr in euerm Alter verstehen könnet, und nothwendig wissen müsset, aber auch großentheils schon wisset und so

wieder frisch dem Gedächtnisse einprägen könnet. Ich theile diese unsre Pflichtenlehre nach dem dreifachen Gebote der Liebe in drei Abschnitte ein. Aus der Liebe gegen Gott entspringen — die Pflichten gegen Gott. Aus der Selbstliebe — die Pflichten gegen sich selbst. Und aus der Nächstenliebe — die Pflichten gegen den Nächsten.

Erster Abschnitt.

Die Pflichten gegen Gott.

Vater. Wer die Pflichten gegen Gott recht kennen lernen will, muß zuerst das Verhältniß der Menschen zu Gott kennen. Denn so oft von den Pflichten gegen Gott die Rede ist, so wird der Eine Gott in der Dreiheit der Person — als Vater, Sohn und Geist — gedacht. Und somit sind die Pflichten gegen Gott den Vater, gegen Gott den Sohn und gegen Gott den heiligen Geist die nämlichen. Wenn wir Menschen uns das Verhältniß zu Gott recht denken wollen, so müssen wir Ihn für's Erste betrachten als Vater, der uns das Leben gegeben, uns erhält und weise regiert, und durch alle Zeiten väterlich gut für uns an Leib und Seele sorgt. Als Vater ist Gott also unser Schöpfer, Erhalter und beständiger und größter Wohlthäter, und wir seine Kinder. — Ferner müssen wir Gott betrachten als den eingebornen Sohn des ewigen Vaters, der in der Zeit Mensch geworden und für uns Menschen gestorben ist, um uns Alle zu erlösen von der Sünde und der ewigen Strafe der Sünde,

und ewig glückselig zu machen. In dem eingebornen Sohn des ewigen Vaters erkennen wir nun Gott als unsern Erlöser, Heiland und Seligmacher, und wir sind seine Erlösten und Begnadigten. — Endlich betrachten wir Gott als den heiligen Geist, der von dem Vater und dem Sohne ausgegangen ist, um alle Menschen, die durch Christus erlöst und begnadigt worden, zu heiligen. Im heiligen Geiste erkennen wir nun Gott als unsern Heiligmacher, und wir sind die zur Heiligkeit Berufenen. —

Wer den lieben Gott in diesem dreifachen Verhältnisse erkennt, kommt dann bald auch zur Erkenntniß aller übrigen Pflichten gegen Ihn. Wer Ihn aber so nicht kennen gelernt hat, wird auch die Pflichten gegen Ihn nicht kennen lernen.

Welches, Julius, wird nun wohl die allererste und nothwendigste Pflicht gegen Gott seyn?

Julius. Ich denke wohl jene, den dreieinigen Gott in dem dreifachen Verhältnisse zu uns Menschen kennen zu lernen.

Vater. Ja. Und wenn wir dann den dreieinigen Gott im dem dreifachen Verhältnisse zu uns Menschen kennen gelernt haben; was folgt alsdann für eine Pflicht darauf, Emilie?

Emilie. Ich meine jene, den dreieinigen Gott recht von Herzen zu lieben, wie es unser lieber Heiland ausdrücklich befohlen hat.

Vater. Recht. Soll aber unsre Liebe zum dreieinigen Gott ein bloßes Gefühl unsers Herzens seyn?

Wäre sie die ächte Liebe, wenn sie sich nicht nach Außen thätig zeigen würde?

Kinder. Nein; unsre Liebe muß sich auch äußern.

Vater. Wie, Julius?

Julius. Unsre Liebe zum dreieinigen Gott muß sich vor Allem äußern im lebendigen Glauben an Ihn, und an alle Wahrheiten, die Er uns zu allen Zeiten geoffenbaret hat.

Vater. Gut. Und mit dem wahren Glauben muß immer auch Vertrauen verbunden seyn.

Wodurch, Emilie, muß sich unsre Liebe zum dreieinigen Gott äußern?

Emilie. Durch innere und äußere Verehrung.

Vater. Ja; durch Anbetung im Geiste und in der Wahrheit.

Und wodurch muß sie sich noch weiter äußern?

Julius. Durch Dankbarkeit für die unendlich vielen Wohlthaten.

Vater. Ja vorzüglich für die Wohlthaten der väterlichen Fürsicht, Erlösung und Heiligung.

Und wodurch können wir hauptsächlich unsere dankbare Liebe gegen Gott beweisen?

Emilie. Dadurch, daß wir alle seine Gebote stets und getreu erfüllen.

Vater. Nämlich durch willigen und treuen Gehorsam.

Somit haben wir nun die vier Hauptpflichten gegen den dreieinigen Gott aufgezählt. Wir wollen noch jede einzeln betrachten und sehen, wie wir sie

recht erfüllen können. Theodor! stelle du diese vier obgenannten Pflichten neben einander.

Theodor. a) Glaube und Vertrauen. b) Anbetung. c) Dankbarkeit. d) Gehorsam.

a) Glaube und Vertrauen.

Vater. Wie die Liebe das Nothwendigste, so ist der Glaube das Erste, womit ein Christ beseelt seyn muß. Unser Glaube an Gott Vater, der Alles erschaffen, an Gott Sohn, der alle Menschen erlöset und an Gott heiligen Geist, der Alle geheiliget, muß rein, fest, lebendig und durch Liebe thätig seyn, und sich, wie auf die göttlichen Personen, auch auf die göttlichen Wahrheiten erstrecken.

Ist unser Glaube rein von Aberglauben — das ist, vom Glauben an Wahrsagerei und Zauberei — und rein von Irrthum. Ist er ferner so fest und unerschütterlich, daß uns nichts in der Welt, nicht einmal der schmerzlichste Tod, wie es bei den heiligen Märtirern der Fall war, davon abbringen kann; und ist er lebendig durch die Liebe — das heißt, zeigen wir in der That, was wir glauben — dann ist er, wie er seyn soll. Und aus einem solchen Glauben entspringt alsdann, ein eben so festes und unerschütterliches Vertrauen auf Gottes allweise Vorsehung.

Wie man beides — Glauben und Vertrauen — in seinem Leben und Wandel beweisen soll, wird euch am besten eine kleine Erzählung zeigen.

„Die arme Wittwe."

Im Dorfe S....., im Kanton Luzern in der Schweiz, das an einer gangbaren Straße liegt, wohnte in einer baufälligen Hütte eine sehr arme, aber fromme und gottesfürchtige Wittwe. Ihr braver Mann, der zu frühe starb, hatte ihr außer dieser Hütte und einem holden Knaben, der Anton hieß, nichts hinterlassen, was sie eigen nennen konnte. Sie nährte aber sich und ihr Kind, so lange sie gesund war, mit der Arbeit ihrer Hände. Ihr Verdienst war klein, dennoch lebte sie genügsam und zufrieden. So kümmerlich auch ihr Auskommen war, so lag ihr denn doch die Erziehung ihres Kindes mehr am Herzen, als die Nahrungssorgen. Anton war erst sechs Jahre alt, und er konnte schon so herzlich und vertrauungsvoll beten. Recht oft, wenn die gute Mutter in der Noth war; wenn der Hunger den kleinen Anton quälte, er Brod begehrte und die Mutter keines hatte, da knieete sie in ihrem engen Stüblein allemal mit Anton auf den Boden nieder und betete mit ihm recht innig zum lieben Gott, daß er es doch so fügen wolle, damit es irgendwo etwas zu verdienen gäbe. Und ihr vertrauungsvolles Gebet wurde fast jedesmal auf der Stelle erhört und belohnt. Bald brachte ihr unvermuthet eine reiche Bäuerin etwas zu spinnen, oder zu stricken, bald verlangte sie Jemand zum Waschen, oder sonst zum Arbeiten auf dem Felde. Und da gab es dann mehrentheils über den Lohn hinaus, entweder Brod oder Mehl, Milch oder Butter. Und so war der armen Wittwe immer

wieder aus der Noth geholfen. Manche andere arme Wittwe, die nicht so fromm und arbeitsam gewesen wäre, wie diese, hätte vermuthlich weder gebetet, noch auf Arbeit gewartet, sondern ihr Kind auf den Bettel geschickt. Aber das wollte die gute Wittwe nicht; sie wollte, so lange es ihre Kräfte erlauben würden, arbeiten und damit sich und ihr Kind ehrlich ernähren. Wenn ihr gute Leute ungefordert etwas gaben, so nahm sie es mit Dank an; aber zum Betteln konnte sie sich durchaus nicht entschließen, und auch ihr Kind nicht dazu anhalten. Sie sagte einmal zu Anton, als ihr gerade auch das Brod wieder ausgegangen war: „höre, liebes Kind, verzage deshalb nicht, weil du oft hungern und Mangel leiden mußt; es thut mir allezeit sehr leid um dich. Es gäbe zwar ein leichtes Mittel, wodurch du bald zu einem Stücklein Brod kommen könntest; du dürftest nämlich nur vor der nächsten besten Thüre eines Bauernhauses eines betteln. Aber, lieber Anton, so lange ich gesund bin, und arbeiten kann, mußt du ja zum Betteln deine Zuflucht nicht nehmen; nicht als wenn das Betteln für arme Leute eine Schande wäre, sondern weil es theils noch dürftigere Arme gibt, als wir; theils das Betteln für Kinder sehr gefährlich ist. Denn ein Kind, das einmal das Betteln angefangen hat, findet bald Wohlgefallen an einem so müßigen Leben, wird ein Müßiggänger und endlich ein Taugenichts. Lerne du lieber brav arbeiten, und dann, wenn wir zu Zwei auf den Taglohn gehen, so werden wir auch einen größern Verdienst und besser zu Leben haben, als jezt. Wir haben bisher

auf den lieben Gott vertraut, und er hat uns noch nie verlassen; wir wollen das Vertrauen auf ihn niemals verlieren.« Und wirklich in diesem Augenblicke wurde ihnen wieder aus der Noth geholfen. Die Mutter bekam Arbeit, und beide etwas zu Essen.

Einmal, an einem stürmischen Nachmittag trug die gute Wittwe einen Bündel Garn, das sie mit vielem Fleiße und sehr fein gesponnen hatte, in ein reiches Bauerhaus, woher sie es zum Spinnen bekommen. Sie nahm auch Anton mit. Das Haus war ungefähr eine Viertelstunde von ihrer Hütte entlegen. Schon unterwegs überfiel sie ein so heftiger Sturmwind, daß sie fast nicht mehr fortkommen konnten. Doch arbeiteten sie sich noch wacker durch, und kamen glücklich, aber sehr ermüdet und mit zerzausten Haaren und Kleidern in dem Bauerhause an. Man gab ihr da über den guten Spinnerlohn, weil man mit dem Garne sehr zufrieden war, noch Mehl, Butter und Eier mit. Die Mutter wollte mit Anton unter herzlicher Danksagung wieder heimkehren. Aber in diesem Augenblicke wüthete der Sturm so heftig, daß sie unmöglich fortkommen konnten; sie mußten daher noch länger bleiben. Die Stöße des Sturmwindes wurden immer häufiger und heftiger; das ganze Haus zitterte und bebte, und so gut es auch noch im Stande war, den heftigen Windstößen zu trotzen, so war man doch keinen Augenblick sicher, ob nicht der wüthende Sturm selbst das noch neue Schindeldach abdecke. Was man befürchtete, geschah auch. Alles im Hause zitterte vor Schrecken und betete; denn man glaubte nicht anders, als

der jüngste Tag sey angekommen. Niemand betete im Stillen herzlicher und vertrauungsvoller, als die arme Wittwe und ihr kleiner Anton. Denn sie dachten in diesen schrecklichen Augenblicken an ihre baufällige Hütte. „Ach, um Gottes willen! rief die gute Frau etliche Mal aus, was wird wohl aus unsrer Hütte geworden seyn?“ Sie bet.te, und betete wieder.

Jezt legte sich endlich der Sturm, und Jedermann athmete leichter. Nun trat die arme Wittwe mit Anton den Rückweg an. Aber wie war es ihnen zu Muthe, als sie unterwegs erst recht die Verheerungen des heftigen Sturmes erblickten! Fast überall waren die Dächer der Häuser und Scheunen abgedeckt, da und dort die größten Bäume zerspalten und kleinere entwurzelt. Dies nahm der armen Wittwe gänzlich die Hoffnung auf die Erhaltung ihrer Wohnung.

Beide kamen nun auf dem Platze derselben an; wie niederschlagend und traurig war für sie dieser Anblick. Von der ganzen Hütte sahen sie nichts mehr, als zerstreut herumliegende Ueberreste. Der Sturm hatte gar grausam mit ihr gehaust. Bei diesem traurigen Anblicke traten der armen Frau Thränen in die Augen, und Anton weinte überlaut. „Weine nicht, liebes Kind, sprach nach einer Weile die Mutter, indem sie mit Mühe ihre eigenen Thränen zurückhielt. Weine nicht; denn der liebe Gott, der uns ja Alles nur zum Besten wendet, hat es so geschehen lassen. Wir sind zwar jezt recht arme Leute; denn mit unsrer Hütte haben wir unsere ganze Habe verloren.

Jedoch Alles haben wir nicht verloren — das Beste

besitzen wir ja noch — nämlich ein gutes Gewissen und den Glauben an Gott, den allmächtigen und allgütigen Vater der Wittwen und Waisen. Wir wollen nur unsern Glauben und unser Vertrauen auf Ihn nicht verlieren, und dann werden wir gewiß nicht ganz verlassen seyn. Sind wir doch jezt nicht ärmer, als Jesus, unser lieber Heiland es war, da er selbst sagte: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; aber des Menschensohn hat nicht einmal so viel Eigenes, wohin er sein Haupt legen könnte.“ Setzen wir nur, ebenso wie Er, unser ganzes Vertrauen auf Gott; dann werden wir auch in unsrer großen Armuth den Frohsinn nicht verlieren.

Hierauf knieeten Mutter und Kind nieder zum Gebete, worin sie Trost und Stärkung suchten. Dieser rührenden und erbaulichen Szene sah ein Fremder zu, der mit einer Kutsche dahergefahren kam, an dieser Stelle anhielt und eine gute Weile unbemerkter Zuschauer und Zuhörer war — denn die arme Mutter betete laut. — Der Fremde stieg aus, und trat mit einer Thräne im Auge, zu den Betenden hin. Denn der traurige Anblick der zerstreuten Ueberreste der kleinen Wohnung sagten ihm schon, daß es arme und unglückliche Leute seyn müssen. Tief gerührt und mit theilnahmsvoller Sprache redete er sie an, und erkundigte sich noch genauer nach ihrer Lage und ihren Verhältnissen. Aus ihren Antworten erkannte er bald, daß sie die ärmsten Leute von der Welt seyen. Mitleidsvoll zog der Fremde eine reich gespickte Börse aus

seiner Tasche, und überreichte sie der armen Wittwe. Diese erschrack ob einem so schweren Beutel, und getraute sich fast nicht, ihn anzunehmen. Jedoch auf des Fremden freundliches Zureden nahm sie das Geld mit Dankesthränen an. Anton küßte zugleich mit der Mutter dem unbekannten Wohlthäter die Hand, und benetzte sie mit Thränen.

Der Fremde stieg gerührt wieder in seine Kutsche und entfernte sich. Die Wittwe aber und ihr Kind fielen auf's Neue auf ihre Kniee nieder und dankten dem lieben Gott für diese so schnelle Hülfe; und beteten für ihren Wohlthäter. Sie beteten noch, als der Fremde in seiner Kutsche wieder zurückkehrte, den Betenden zurief, sie möchten hier warten, bis er aus dem Dorfe zurückkomme. Warum hatte er so schnell wieder umgekehrt? und was will er in dem Dorfe thun, aus dem er doch so eben hergekommen war? der Grund davon war der edle Entschluß einer zweiten, noch schönern That der Liebe. Im Dorfe ging er zum Pfarrer, bei dem er sich noch ausführlicher über die arme Wittwe und ihr Kind erkundigte, und bei dem er erfuhr, daß dieses die besten Menschen von der Welt seyen. Die Wittwe und ihr Kind wurden schnell zum Pfarrer gerufen. Sie kamen; und wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihren Wohlthäter dort trafen! Der Pfarrer theilte ihnen nun das edle Vorhaben des Fremden mit, daß er sie nämlich mit sich nehmen und gut versorgen wolle. Wer könnte wohl die Freude und den Dank dieser beiden Armen beschreiben!

Sie reisten noch an demselben Tage mit dem Frem=

den ab, kamen glücklich in dessen großen, schönen Hause an und wurden auch überaus glücklich. Dieser Fremde war nämlich ein sehr reicher Kaufmann aus Bern, ein edler junger Mann, der seine liebenswürdige Gattin vor kurzer Zeit durch den Tod verloren hatte; sie hinterließ ihm eine ebenso liebenswürdige Tochter, die gerade von Antons Alter und Größe seyn mochte. Er nahm nun den kleinen Anton als seinen Sohn an, ließ ihn wie seine Tochter auf das Trefflichste erziehen und sorgte für ihn und seine gute, fromme Mutter wie für sein eigenes Kind. Dies war einstweilen der Lohn für ihr unerschütterliches Vertrauen auf Gott. Aber wie groß wird er erst seyn, jenseits im Lande des Friedens?! —

Die Kinder, denen noch Thränen in den Augen standen, jubelten jezt vor Freude über den so schönen Ausgang der Geschichte.

b) Anbetung Gottes.

Vater. Vor allem wollen wir hören, was denn Gott anbeten heißt. Julius wird's uns sagen.

Julius. Gott anbeten heißt, Ihn für den höchsten Herrn Himmels und der Erde, uns aber für seine Geschöpfe und Diener halten, und als solche Ihm die schuldige Ehrfurcht bezeigen.

Vater. Ja; diese Abhängigkeit und kindliche Ehrfurcht gegen Gott, als unsern Herrn, können wir auf zweierlei Weise ausdrücken: innerlich durch kindliche Hingebung und fromme Empfindung, und äußerlich durch Worte, Niederfallen, Händeaufheben. — Ersteres heißt Anbetung Gottes im Geiste, und Lezteres

Anbetung in der Wahrheit — auch nennt man es äußere und innere Andacht. Eine solche Anbetung Gottes hat Jesus selbst befohlen. „Gott ist ein Geist," sprach Er, „und wer Ihn anbeten will, muß Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." — Unsre Anbetung Gottes muß stets auch voll Demuth seyn — das ist, wir müssen tief in der Seele fühlen, daß wir ganz und allein von Gott abhängen, nichts sind und nichts vermögen ohne Ihn, und daß wir als strafbare Sünder vor Gott, dem Heiligsten, in den Staub unsrer Nichtigkeit niederfallen und rufen: „Abba!" unser Vater. Ja in Allem, was wir thun, wir mögen essen, oder trinken, schlafen oder arbeiten, so sollen wir es zur Ehre Gottes thun. Und so kann unser ganzes Thun und Lassen, unser ganzes Leben eine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit — das ist, ein beständiger Gottesdienst seyn. Und bei welchem Menschen dies der Fall ist, von dem sagt man: er wandle in steter Gottesfurcht. Welches von euch kann uns sagen, was man unter wahrer Gottesfurcht verstehe?

Emilie. Ich denke wohl man verstehe das darunter, wenn man sich vor Gott fürchtet, eine Sünde zu begehen, weil Er sie verboten und großes Mißfallen daran hat.

Vater. Nicht übel getroffen. Sage aber lieber: unter Gottesfurcht versteht man das, wenn Jemand aus Liebe zu Gott besorgt ist, ja niemals etwas zu thun, wodurch Er das Wohlgefallen Gottes verlieren könnte. Der Gottesfürchtige hat daher immer Gott

und sein heiliges Gesetz vor Augen, und dies schützt ihn am besten vor der Sünde. Der Gottesfürchtige hat keine bloße Furcht vor der Strafe, wie ein Sklave, sondern die Furcht eines liebenden Kindes gegen seinen guten Vater, das ihm immer wohlgefallen, aber nie mißfallen will.

Theophil. Lieber Vater, ich weiß ein nettes Geschichtlein, die liebe Mutter hat mir's erst vorgestern erzählt — es heißt „das gottesfürchtige Kind.“ Darf ich es geschwind erzählen?

„Ja,“ sagten Vater und Mutter, und „ja, ja,“ riefen die übrigen Kinder alle.

Theophil. Albert war ein gutes Kind, es war gerade auch so alt, als ich. Albert war einmal ganz allein in der Stube. Die Mutter ist in der Küche gewesen, und der Vater war, glaube ich, auf dem Felde. Da sah Albert den Kasten offen; die Mutter hat's vergessen, ihn zuzuschließen. Er erblickte darin eine Platte, worin viele süße Sachen waren. Da kam den Albert plötzlich die Lust an, davon zu nehmen und zu essen. Er hat schon die Hand darnach ausgestreckt, da ist ihm aber auf einmal eingefallen, daß es eine Sünde sey. Auch das Gewissen hat in ihm gerufen: „es ist nicht recht! es ist nicht recht!“ Jezt dachte er auch an den lieben Gott, dem er ja nicht mehr gefallen würde, wenn er so etwas Böses thäte. Denn Albert wollte immer dem lieben Gott gefallen. Er hat daher bei sich selbst gesagt: „ei, behüte mich der liebe Gott davor! so etwas thue ich nicht. Denn Gott ist ja bei mir; Er sieht mich und weiß, was ich im Herzen

denke. Was wird auch der liebe Gott von mir denken, daß ich eine Lust bekam nach den verbotenen Sachen? Jezt hat Er mich gewiß nicht mehr lieb!“ Nun lief Albert in die Küche hinaus zur Mutter, weinte und erzählte ihr Alles. Die Mutter tröstete das Kind und sprach: „mußt nicht mehr weinen, lieber Albert, Gott hat dich jezt noch lieber, als zuvor. Denn du hast ja auf die Stimme des Gewissens gehört und den lieben Gott vor Augen gehabt. Hättest du Gott vergessen und Ihn nicht vor Augen gehabt; dann wäre die böse Lust über dich Meister geworden; du hättest in die böse Lust eingewilliget und den lieben Gott dadurch sehr beleidiget. Und jezt hätte dich der gute Gott gar nicht mehr lieb. Sieh' lieber Albert, was du jezt gethan hast, heißt man „gottesfürchtig“ seyn. Bleibe nur immer ein so gottesfürchtiges Kind, und Gott wird dich immer lieb und gerne haben. Jezt ist mein Geschichtlein aus. Hab' ich's recht erzählt, liebe Mutter?“

Mutter. Ja recht schön; gerade als wenn du mir es aus dem Munde genommen hättest.

Vater. „Du hast uns ja, lieber kleiner Theophil, ein gar schönes Geschichtlein erzählt, du und deine übrigen Geschwister müssen nun auch immer so gottesfürchtig seyn, wie der gute kleine Albert.“

Die Kinder alle versprachen es, und die Uebrigen sprachen dem Theophil das Lob; weil er so schön erzählt hatte.

Mutter. Ich will euch, liebe Kinder, über das, was der liebe Vater euch bisher über die Anbetung

Gottes und Gottesfurcht gelehrt hat, noch ein anderes Geschichtchen erzählen.

„Die frommen Eltern und gottesfürchtigen Kinder.“

In dem Städtlein L....., von dem ich euch, liebe Kinder, schon so oft erzählt und wo ich bei meiner Tante den größten Theil meiner Jugendzeit zugebracht und also meine Erziehung erhalten habe, wohnte neben dem großen, schönen Hause meiner Tante in einem baufälligen Häuslein eine arme, aber sehr fromme und gottesfürchtige Familie. Der Vater dieser armen Familie ging auf den Taglohn, und die Mutter suchte auch täglich etwas zu verdienen mit Spinnen, Stricken, Nähen, Waschen und Bügeln; denn diese Arbeiten verstand sie sehr gut. Beide hatten immer vollauf zu arbeiten; denn sie waren im ganzen Städtlein als fleißige, geschickte, ehrliche und gottesfürchtige Leute bekannt. Jedermann hatte sie daher auch gerne, und bei meiner Tante galten sie ungemein viel; sie schenkte dem Manne, wie der Frau volles Zutrauen. Ich kam daher alle Tage in dieses Haus, und wenn ich je einmal ohne ihr Wissen fortgewesen war, aber dann sagte, daß ich in des Nachbars Haus gewesen; so pflegte sie zu sagen: „nun habe ich nichts dagegen; denn du warst in einem Hause, wo du immer nur Gutes hören und Schönes sehen und lernen kannst.“ Diese frommen Leute hatten auch zwei Kinder; das ältere hieß Karl und das jüngere Marie. Marie war von meinem Alter und meiner Größe, und beide

waren so fromm und so gottesfürchtig, wie ihre Eltern. Marie, ein armes, aber sehr wohlerzogenes Kind wurde meine Jugendgespielin; denn so wollte es meine Tante haben. Wir beide wurden dann in kurzer Zeit die innigsten Freundinnen und sind es noch, bis auf den heutigen Tag. So seelengute, so fromme Kinder, wie Karl und Marie, gab es keine im ganzen Städtlein. Es konnte aber auch nicht anders seyn; denn höret nur, was für ein guter und frommer Geist in ihrem elterlichen Hause herrschte.

Zu welcher Stunde des Tages man in dieses Haus, das von Außen so ärmlich aussah, kam, so fand man die größte Ordnung und Reinlichkeit in demselben, und die schönste Eintracht unter den Eltern und Kindern. Niemals sah man darin etwas Unehrbares, nie hörte man etwas Unanständiges. Noch kein Fluch, noch keine unanständige Rede hat je diese friedliche Wohnung entweiht. Hingegen aber hörte man da oft und viel von Gott und göttlichen Dingen reden, sah nur Gutes und lernte nur Schönes und Nützliches. Beten und Arbeiten war das liebste Geschäft der Eltern und Kinder; und deshalb herrschte auch in ihrem Familienkreise ein so ächt christlicher Sinn.

Als Karl und Marie noch ganz klein, noch weit kleiner waren, als unser Theophil, so wußten sie schon die herzlichsten Morgen- und Abendgebete. Am Morgen war aber Gott auch stets ihr erster, und am Abend ihr lezter Gedanke. O, ihr hättet sie beten sehen sollen! Ich habe sie oft beten gesehen; sie sahen allemal so fromm, wie Engel aus. Da knieeten sie auf dem

Boden vor dem Kruzifixbilde, hoben ihre Händlein und Augen fromm zum lieben Heiland empor und beteten nicht lange, aber recht herzlich; ja sie waren allemal die lauterste Andacht und Frömmigkeit. Wenn die Geschäfte es erlaubten, so knieeten Vater und Mutter immer auch neben den Kindern. Und wenn ich gerade auch bei ihnen war, wenn sie beteten, knieete auch ich neben Marie und betete mit. So jung und klein ich damals noch war, so sah ich doch schon ein, daß dies recht fromme und gottesfürchtige Leute seyen, und daß sie dem lieben Gott sehr wohlgefallen müssen.

Wie am Morgen und Abend, so wurde in diesem frommen Hause auch zu den übrigen Zeiten des Tages sehr andachtsvoll gebetet. Dies geschah nämlich jedesmal vor und nach dem Essen und wann die Betglocke läutete. Wenn sie noch so sehr bei der Arbeit beschäftiget, oder die Kinder beim Spiele waren, und es zum englischen Gruß läutete, so legten sie für diesen Augenblick die Arbeit nieder, oder hörten auf zu spielen, bis sie andachtsvoll ihr Gebet verrichtet hatten. Dies gefiel mir schon als Kind sehr wohl, und es muß auch Jedermann gefallen.

Karl und Marie gingen auch jeden Morgen vor der Schule in die heilige Messe, und so oft der Vater oder die Mutter es so einrichten konnte, so gingen sie auch mit ihnen. Diese Leute waren nichts weniger, als sogenannte Betbrüder und Betschwestern, sondern ächt fromme, christliche Leute; weßhalb sie so oft in die Kirche gingen, als sie nur Gelegenheit dazu fanden. Jedermann, der sie in der Kirche erblickte, erbaute

sich aber auch an ihrer Andacht und Frömmigkeit. Daß sie allemal gut gebetet haben müssen, konnte man aus ihrem frommen und gottesfürchtigen Lebenswandel schließen. Denn ein bekanntes Sprichwort sagt: „wer gut betet, lebt auch gut.“

Gingen diese guten Menschen schon an Werktagen so oft und so gerne in die Kirche, so fehlten sie an Sonn- und Feiertagen gewiß nie — es mußte nur Krankheit sie daheim festhalten. Die beiden Kinder wußten schon in ihrem siebenten Jahre, was der Sonntag und die Feiertage bedeuten. Ich fragte einmal Mariens Mutter, warum denn die Christen den Sonntag und nicht den Samstag, wie die Juden in unserm Städtlein, feiern? Da erwiederte sie: „dies kann dir Marie schon nett erklären.“ Diese sagte mir dann, daß die Juden und Christen deswegen jeden siebenten Tag feiern, weil Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen und am siebenten ausgeruhet habe. Dieser siebente Tag müsse nun jede Woche ein Ruhetag und Tag des Herrn seyn, an welchem jeder Christ der heiligen Messe beiwohnen und eine Predigt hören müsse. Die Christen hätten aber deshalb ihren Sabbath nicht mehr am Samstage, sondern am Sonntage; weil am Sonntage Dinge geschehen sind, die für alle Christen so wichtig seyen. Es sey nämlich an einem Sonntage gewesen, da Christus der Herr von den Todten erstanden und den heiligen Geist über seine Apostel gesendet hat. Um das Andenken an diese hochwichtigen Ereignisse in der ganzen Christenheit für immer zu erhalten, sey nun der Sabbath auf den Sonntag verlegt worden. Und die Feiertage

seyen auch nichts anders, als Denkmale der christkatholischen Kirche, damit man sich recht oft an wichtige Ereignisse zum Heile der Menschen und an heilige Personen erinnern und ihr heiliges Leben betrachten und nachahmen soll. Und an Sonn- und Feiertagen müsse man nicht aus Eitelkeit schönere Kleider anziehen, sondern vorzüglich deswegen, um sich zu erinnern, daß diese Tage wichtiger seyen, als die übrigen, und daß man an solchen Tagen, so wie in festlicher Kleidung, auch in einer frommen Gemüthsstimmung und mit einem religiösen Sinne in der Kirche erscheinen müße. Dies Alles konnte mir die achtjährige Marie gar schön erklären, und ich hatte es niemehr vergessen. Ich erzählte es gleich der Tante, sie freute sich sehr darüber und sagte: ja, so seye es.

Es war in der That herzerhebend und feuerte die ganze Gemeinde des Städtchens zur Nachahmung an, diese vortrefflichen Eltern und Kinder an Sonn- und Feiertagen ihre Andacht in der Kirche verrichten zu sehen. Ich war viele Jahre Zeuge davon, und ich muß gestehen, die Andacht und Frömmigkeit dieser Leute haben höchst wohlthätige Eindrücke auf mein jugendliches Gemüth gemacht. Während der Predigt waren Eltern, wie Kinder voll Aufmerksamkeit. Sie wußten aber auch immer fast Alles aus der Predigt zu erzählen. Allemal nach der Kirche, am Mittagessen wurden Karl und Marie von ihren Eltern über die Predigt gefragt, und wenn sie etwas nicht recht verstanden hatten, erhielten sie darüber noch eine genauere Erklärung. Denn ihre Eltern waren in der

Religion und in der heil. Schrift sehr wohl unterrichtet. Diese frommen und religiösen Tischgespräche wirkten sehr heilsam auf das zarte Gemüth dieser zwei Kinder.

Wie in der Predigt, waren Karl und Marie auch in der Christenlehre voll Aufmerksamkeit. Es war aber auch eine Freude, sie antworten zu hören, wenn der Herr Pfarrer sie fragte. Jedermann wünschte, daß seine Kinder auch so wären.

Nicht nur in der Kirche, sondern auch noch zu Hause verrichtete diese gottselige Familie an diesen Tagen ihre Andacht. Auch konnte man recht oft an Sonn- und Feiertags-Abenden die Mutter mit ihren Kindern zu Kranken im Städtlein wandeln sehen, denen sie sanft und liebevoll auf das Tröstlichste zuzusprechen verstand. Ich war auch etliche Mal dabei, und es machte allemal gute Eindrücke auf mich.

So lebte diese Familie alle Tage ihres Lebens in aller Gottseligkeit und Gottesfurcht. Und die Kinder solcher frommen Eltern mußten natürlich gut gedeihen. Beide nahmen, wie es vom Knaben Jesu geschrieben steht, zu an Verständigkeit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen, so wie an Alter. Karl studirte und wurde ein musterhafter Geistlicher. Er lebt jezt noch, ist Stadtpfarrer und Dekan in M......, und hat das süße Glück, Vater, Mutter und Schwester bei sich zu haben und ihnen die noch übrigen Tage ihres Lebens zu versüßen. Sie leben immer noch so fromm und gottselig bei einander, und verbreiten durch ihre guten Beispiele jezt noch mehr, als früher, Heil und Segen unter den Menschen. Jene Gemeinde, die einen so

frommen und tugendhaften Seelsorger besitzt, wie die Stadt M......, ist überaus glücklich zu nennen. O, wie viel Heil und Segen kann doch eine fromme und gottesfürchtige Familie stiften!« — —

Kinder. Dank, liebe Mutter! schönen Dank für diese schöne Erzählung.

Emilie. Diese frommen Leute möchte ich doch auch einmal kennen lernen.

„Ich auch, ich auch“ riefen die Uebrigen.

Mutter. Wenn es dem Vater recht ist, so kann es vielleicht am nächsten Herbst schon geschehen, denn wir Alle sind höflich auf einen Besuch daselbst eingeladen.

Jezt war ein Jubel unter den Kindern. In diesem Augenblicke ging auch die Sonne unter, und bot dieser kleinen Gesellschaft noch einen schönen Genuß. Nun ging es wieder den Berg hinunter, der Heimath zu.

Dritter Abend auf Sinai.

„O, weh! o weh! unsre Sitze sind ganz zerstört;“ rief Julius, der zuerst Oben war, den Uebrigen zu. Nun kam Eines um das Andere und bedauerte die Verheerung des nächtlichen Sturmes. Bevor der Unterricht beginnen konnte, mußten die zerstörten Sitze wieder gemacht seyn. Die Kinder gingen hurtig daran, und in einer Geschwindigkeit waren sie damit fertig. Man sezte sich, und der Unterricht begann wie gewöhnlich.

c) Dankbarkeit gegen Gott.

Vater. Heute werden wir die Pflichten gegen Gott beenden, und nur noch von der Dankbarkeit und dem Gehorsam gegen Gott sprechen. Zuerst aber von der Dankbarkeit.

Emilie wird uns sagen, was man unter Dankbarkeit verstehe.

Emilie. Ich denke wohl man verstehe das darunter, wenn man etwas Gutes von Jemanden empfangen hat und die Güte des Gebers anerkennt; das Empfangene gut anwendet und dafür, auf irgend eine Weise, seinen Dank ausspricht.

Vater. Recht so. Wie nennst du, Theodor, jenen Menschen, der dir mit einer milden Gabe wohlthut? und was bist du ihm dafür schuldig?

Theodor. Ich nenne ihn meinen Wohlthäter. Und dafür bin ich ihm Dank schuldig.

Vater. Wer ist aber der größte und aller Menschen Wohlthäter?

Theodor. Der liebe Gott; denn Alles, was die Menschen sind und haben; ihr Leben, ihre Gesundheit, Nahrung, Kleidung und Wohnung sind lauter Geschenke Gottes.

Vater. Gut. Sind aber, Julius, diese irdischen, vergänglichen Güter die einzigen und größten Geschenke von Gott?

Julius. Nein; denn diese irdischen Geschenke sind nur Wohlthaten für unsern Leib; für die Seele aber hat uns Gott noch weit größere Wohlthaten gespendet.

Vater. Nenne uns die vorzüglichsten.

Julius. Der liebe Gott hat den Menschen eine Seele gegeben, die unsterblich nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und mit Verstand, Vernunft und einem freien Willen begabt ist.

Vater. Ja, dies sind wohl noch höhere und bessere Gaben, als jene, die uns Gott für den Leib bescherte. Aber deshalb dürfen wir dennoch für die Wohlthaten des Leibes nicht minder dankbar seyn, als für jene des Geistes, oder der Seele. Denn beide sind Gaben der Einen Liebe Gottes. Emilie wird uns wohl noch mehrere solche geistige Wohlthaten Gottes nennen können.

Emilie. Ja Sie haben uns, lieber Vater, früher schon von solchen geistigen Wohlthaten erzählet. Wenn ich mich noch recht erinnere, so waren es diese: es sey eine überaus große Wohlthat, sagten Sie damals, daß wir eine Religion und zwar die christliche Religion und solche heilige Anstalten haben, die vom lieben Gott zum Heile der Menschen getroffen sind. Es sey ferner eine unaussprechliche Wohlthat, daß Gott seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, in die Welt gesandt habe, damit er die Menschen belehre, sie bessere und durch sein Leiden und Sterben erlöse von der Sünde und von der ewigen Strafe der Sünde.

Julius. Ja ich erinnere mich auch noch wohl, daß der liebe Vater damals auch gesagt hat, daß die Menschen dem lieben Gott nicht genug dafür danken können, daß Er ihnen einen Erlöser, einen Heiland vom Himmel auf die Erde herab geschickt habe. Denn

wenn der liebe Heiland nicht gekommen wäre und uns nicht erlöset hätte, so wären wir alle ewig zu Grunde gegangen; es wäre Niemand in den Himmel, aber alle Menschen in die Hölle gekommen.

Vater. Ihr habt meine Lehren noch gut behalten. Ich könnte aber hier noch viele andere geistige Wohlthaten, die Gott den Menschen täglich spendet, aufzählen; aber alle könnte ich doch nicht aufzählen, denn die Wohlthaten Gottes sind unzählbar. Nur will ich noch als eine große Wohlthat Gottes die allweise, göttliche Vorsehung nennen, die unaufhörlich und so liebevoll für die Menschen sorgt, so weise alle ihre Schicksale lenkt, und ihnen Alles zum Besten leitet. Ja alles Gute, das da ist, was dem Menschen an Leib und Seele gut und nützlich ist; jeder gute Gedanke, der in des Menschen Herzen aufsteigt; alle Kräfte, aus denen der Mensch was Gutes thut, sind göttliche Wohlthaten; dies Alles kommt von Gott.

Mutter. Und daß ihr, liebe Kinder, Eltern habt, die an Leib und Seele für euch sorgen, die euch beten und den lieben Gott kennen lehren, und die euch zu guten und frommen Menschen erziehen, damit ihr gottgefällig, zeitlich und ewig glücklich werden möget; und daß wir Schulen und Kirchen haben, wo man so viel Schönes und Nützliches lernen, wo man von den Lehrern und Geistlichen zu guten und glücklichen Menschen und zu frommen Christen herangebildet werden kann; auch daß wir Obrigkeiten haben, die Ruhe und Frieden unter den Menschen erhalten, die den Unterthanen Leben, Ehre und Vermögen vor Ungerechtigkeit

schützen, und die den Guten belohnen und den Verbrecher bestrafen — dies Alles, liebe Kinder, sind lautere Wohlthaten Gottes.

Vater. Und was verdient also der liebe Gott von den Menschen für alle die unzählbaren Wohlthaten, die er ihnen unaufhörlich spendet?

Alle Kinder. Dank, großen Dank!

Vater. Sage uns, Julius, worin denn unser Dank gegen Gott bestehen müsse.

Julius. Er muß darin bestehen, daß wir Gottes Liebe und Güte, womit Er uns alle die Wohlthaten spendet, recht erkennen und oft daran denken, daß wir ohne Gott nichts hätten; und daß wir die Wohlthaten Gottes stets recht gebrauchen und im Herzen und mit dem Munde Gott, unsern größten Wohlthäter loben und preisen.

Vater. Ja so habe ich dich und die Emilie früher schon belehrt. Du hast es gut behalten. Emilie wird noch sagen, wie man denn Gottes Wohlthaten gebrauchen soll, daß sie recht gebraucht sind?

Emilie. Man soll sie gebrauchen zu Gottes Ehre, zu seinem und der Mitmenschen Glück und Heil; denn nur dazu gibt sie ja Gott der Herr den Menschen.

Vater. Und wodurch, Julius, soll der Mensch hauptsächlich seinen Dank gegen den guten Gott beweisen?

Julius. Ich denke wohl, durch Gehorsam; wenn er immer Gottes heiligen Willen gerne und getreu erfüllt.

Vater. Recht so. Aber bevor ich euch über den Gehorsam gegen Gott belehre, will ich ein Geschichtchen erzählen. Es heißt...

„Gottlob für das!“

In meinen jüngern Jahren kannte ich einen alten Mann, den man nur den frommen Felix nannte. Damals, da ich ihn kennen lernte, war er sehr arm und dürftig, lebte aber dennoch genügsam und zufrieden. Er wohnte in einem kleinen, niedrigen Stüblein, wofür ihm der Miethzins von der Ortsgemeinde bezahlt wurde. Mehr, als diese Unterstützung, forderte er, so lange er gesund war, nicht. Er lebte ganz für sich allein, bediente sich in Allem selbst, bettelte nie, sondern flocht noch als ein Greis von achtzig Jahren aus Weiden Näh- und Strickkörbchen, die man ihm gerne abkaufte, und von deren Erlös er sich ernährte. So dürftig er auch leben mußte, so hörte man ihn dennoch niemals murren, oder klagen über sein Schicksal; hörte ihn aber hingegen oftmals im Tage sagen: „gottlob für das!“ Auch sah man ihn niemals traurig, sondern immer froh und heiter. Fragte man ihn am Morgen, ob er gut geschlafen, oder nach jeder Essenszeit, ob er schon gespeiset habe? so war jedesmal seine Antwort: „ja, gottlob!“ Fragte ihn ein Nachbar, oder sonst ein Bekannter: „guter Felix! wie gehts?“ — „gut, gottlob!“ war allemal seine Antwort. Sagte ein andersmal dieser, oder jener zu ihm: „Felix! wir haben doch sehr gutes Wetter; oder wenn das Wetter so bleibt, bekommen wir eine vortreffliche Erndte, und

einen gesegneten Herbst;« so war, »ja, gottlob!« wieder seine Antwort.

Wer die Tugenden und die frühere Lebensgeschichte dieses frommen Greises nicht kennt, könnte auf den Gedanken kommen: der alte Felix wäre etwa nur ein Frömmler und sein »Gottlob« nur eine scheinheilige Gewohnheit gewesen. Nein, so war es nicht. Felix war im ächt christlichen Sinne fromm und tugendhaft, und sein »Gottlob« kam jedesmal aus einem guten, dankbaren Herzen. Ich will euch nur Weniges aus seiner frühern Lebensgeschichte erzählen, und ihr haltet, liebe Kinder, den alten Felix für einen Heiligen. Ich erzähle es euch eben so wieder, wie es mir ein redlicher Greis, der den Felix von Jugend auf kannte, erzählet hat.

Felix war der einzige Sohn reicher Eltern, die aber auch nicht minder fromm und tugendhaft waren. Von diesen hatte er, nebst einem großen Vermögen, auch eine sehr gute Erziehung zum Erbtheil erhalten. Felix erkannte Beides als eine Wohlthat Gottes, und sagte »gottlob« dafür.

Er nahm dann ein armes, aber tugendhaftes Mädchen zur Gattin. Er wurde sehr glücklich mit ihr. Felix erkannte dies wieder als eine göttliche Fügung, als eine Wohlthat Gottes, und sagte »gottlob« dafür.

Bald segnete ihn Gott mit Kindern; sie wurden sehr hoffnungsvoll, machten ihren Eltern tagtäglich Freude, und versprachen die schönsten Hoffnungen auf ein kommendes Alter. Felix erkannte auch hierin wieder den göttlichen Segen, nannte dies Glück eine Wohlthat Gottes, und sagte »gottlob« dafür.

Von Jahr zu Jahr segnete Gott seine Felder und seinen Weinberg; nach jeder Erndte wurde der Speicher reichlich mit Früchten, und nach jedem Herbste der Keller mit Wein angefüllt. Felix erkannte diesen göttlichen Segen wieder als eine Wohlthat Gottes, und sagte „gottlob“ dafür.

Jezt kam die Prüfung Gottes über ihn. Das Aelteste seiner drei hoffnungsvollen Kinder wurde gefährlich krank, und starb nach wenigen Tagen. Die guten Eltern weinten sehr, fügten sich aber geduldig in den göttlichen Willen. Einige Zeit darauf starb auch das Jüngste, und jezt wollte sich die Mutter fast nicht mehr trösten lassen. Als sie im ärgsten Schmerze ausrief: „ach! zwei Kinder in einem Jahre verlieren ist doch gar zu viel!“ da erwiederte mit einer Thräne im Auge der gute Felix: „der liebe Gott hat es so gefügt, und was Er thut ist wohl gethan. Daß Er uns doch noch Eines von unsern drei Kindern ließ, müssen wir als eine göttliche Wohlthat erkennen. Eines ist uns doch noch geblieben, und „gottlob für das!“ —

Einmal an einem schwülen Sommertage zog ein furchtbares Gewitter heran; Alles war voll Schrecken, betete und zitterte. Jezt fiel mit furchtbarem Brausen der Hagel, und in wenigen Minuten war die Hoffnung auf Erndte und Herbst fast ganz zerstört. Als der Himmel wieder hell geworden war und die Leute schaarweis auf die Felder und in die Weinberge liefen, ging auch Felix dahin. Der Schaden war sehr groß, dennoch aber war ein Drittheil unbeschädigt geblieben. Allenthalben hörte man klagen, seufzen und jammern; nur

Felix klagte nicht, er war zufrieden. Wer bei ihm vorüber ging und kleinmüthig über das große Unglück klagte, zu dem sprach er: „ei, lieber Freund, klage und jammere doch nicht! Haben wir doch schon viele Jahre nach einander eine reiche Erndte und einen glücklichen Herbst gemacht, und jezt, da Gott ein einziges Mal uns seinen Segen wieder entzog, den Er uns lange sehen ließ, sollen wir gleich kleinmüthig werden, und an Gottes Güte zweifeln! Nein, Freund, dies wäre unrecht. Rufen wir lieber mit Job aus: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; gepriesen sey sein Name!“ Und Job hat Alles verloren, wir aber nicht. Vieles ist uns ja noch übrig geblieben, und „gottlob für das!“

Einmal in der Nacht brach in Felixens Haus Feuer aus, und in wenigen Stunden lagen Haus und Scheuer in Asche. Obwohl tausend Hände helfen wollten, so konnte dennoch aus Haus, Scheuer und Stallung nichts mehr gerettet werden. Als der Dachstuhl schon am Einstürzen war, und Felix seine einzige Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, vermißte, so stürzte er selbst durch die prasselnden Flammen dem Schlafzimmer seiner Tochter zu, fand sie noch am Leben und rettete sie glücklich. Da knieete Felix unter dem freien Himmel nieder und dankte Gott. „Es wurden mir doch noch Frau und Kind erhalten, sprach er, und „gottlob für das!“ —

Es wurde Krieg; die Franzosen kamen in's Land. Felix wurde zwei Mal rein ausgeplündert. Dies machte ihn arm, aber nicht unglücklich. Einem Freunde, der

ihn deshalb bedauerte, sagte er: „ei, die Franzosen haben mir doch nicht Alles genommen; mein Vertrauen auf Gott, und meinen Frohsinn haben sie mir gelassen. Das Beste habe ich also noch, und „gottlob für das!“

Als nun Felix alt geworden und ohne seine Schuld, nur durch Unglück, in die äußerste Armuth und Dürftigkeit gerathen war! als endlich auch noch seine Frau und Tochter starben und er einsam in der Welt stand; da wurde er wegen seiner so vielen Unglücksfälle allgemein bedauert. Er aber erwiederte ruhig und heiter: „Ei, liebe Leute! ich bin nicht so unglücklich, wie ihr meinet. Mir ist ja gar nicht unrecht geschehen. Der liebe Gott hat nur wieder zurückgenommen, was Er mir aus lauterer Güte geschenkt hatte. Und Er hat mir ja doch noch mehr gelassen, als ich verdiene. Bin ich doch schon so alt, und kann dennoch immer arbeiten und so mein täglich Brod verdienen. Wie Wenige von meinem Alter können dies! Und sollte ich diese Wohlthat Gottes nicht erkennen? Ja ich bin zufrieden, und „gottlob noch für das!“ —

Jezt äußerten Mutter und Kinder ihr Wohlgefallen an dem frommen Felix. Und Theophil fragte, ob der fromme Felix noch lebe? Der Vater aber erwiederte, daß er schon vor mehr als sechzehn Jahren gestorben sey. „O! der ist gewiß im Himmel!“ riefen Alle einstimmig aus.

d) Gehorsam gegen Gott.

Vater. Es ist oben schon erwähnt worden, daß man seinen Dank gegen Gott hauptsächlich durch Ge-

horsam gegen Ihn beweisen könne. Es ist auch schon gesagt worden, worin der Gehorsam gegen Gott bestehe. Theodor wird es noch Einmal wiederholen.

Theodor. Der Gehorsam gegen Gott besteht darin, daß man immer Alles aus Liebe und mit Freude befolgt, was Gott befohlen, und weil Er es befohlen hat.

Vater. Warum, Julius, sind wir Menschen denn Gott einen solchen Gehorsam schuldig?

Julius. Weil Gott unser Herr, und wir seine Diener; Er unser Vater und wir seine Kinder sind.

Vater. Und setze noch bei; weil Gott uns nichts Anderes befiehlt, als was uns zum zeitlichen und ewigen Heile gereicht. Gottes Wille ist heilig, und Er will nur immer unser Bestes. Wie können wir aber wissen, Emilie, was Gottes Wille sey?

Emilie. Alles, was unsre Vernunft, unser Gewissen, unsre Lehrer, Eltern, Obrigkeiten und die heilige Religion sagen und befehlen, ist Gottes Wille.

Vater. Brav. Daraus kann man nun den Schluß ziehen, daß alles Pflicht gegen Gott sey, was Pflicht gegen uns und Andere ist; und daß jede freiwillige Uebertretung eines Gebotes eine Beleidigung Gottes sey.

Sage uns aber, Julius, wie unser Gehorsam gegen Gott beschaffen seyn müsse, damit er Gott wohlgefalle?

Julius. Wir müssen für's Erste Gott immer als unsern besten Vater betrachten, Ihn als gute Kinder von Herzen lieben, und Ihm aus dieser kindlichen

Liebe stets und willig gehorsamen. Dann müssen wir auch da Gott gehorsamen, wo es uns auch hart ankommt, und müssen Gott folgen, nicht aus Nebenabsichten, oder aus Eitelkeit, sondern aus reiner Liebe zu Ihm.

Vater. Wir müssen Gott auch dann gehorsamen, wenn die ganze Welt dagegen wäre, und wenn uns dieser Gehorsam den größten zeitlichen Schaden brächte, ja sogar das Leben kosten würde. Hierüber finden wir viele Beispiele in den Legenden der heil. Märtyrer, die lieber Ketten und Bande, Gefängniß, Marter und Tod wählten, als daß sie auf den Befehl der heidnischen Fürsten Jesum, ihren Heiland verläugneten. Dies haben vorzüglich auch die heil. Apostel gethan. Der heil. Petrus trat unerschrocken vor die Häupter des jüdischen Volkes und sprach: „Wir können euern Befehl nicht befolgen; denn wir müssen Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“ Hierüber will ich euch auch ein Geschichtchen erzählen. Es heißt:

„Ich muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

Heinrich Solimann war das einzige Kind armer, aber tugendhafter Eltern. Als er kaum zwölf Jahre alt war, hatte er schon Vater und Mutter verloren. Da nahm ihn ein Anverwandter zu sich. Seine zweiten Eltern waren habsüchtige und gewissenlose Menschen. Heinrich hatte es gar böse bei ihnen; denn sie waren an ihm nichts weniger, als Eltern — sie waren Ty-

rannen, behandelten ihn hart und lieblos und mißhandelten ihn oft. Heinrich, ein seelenguter Knabe, duldete im Stillen ein ganzes Jahr, und klagte sein Leiden keinem Menschen. Nichts that ihm weher, als wenn man ihn deshalb strafte, weil er oft, anstatt im Walde Holz zu sammeln, in die Schule gegangen war. Denn so viel sah Heinrich, als ein gut erzogenes Kind, wohl ein, daß er nicht schuldig sey, seinen harten Pflegeltern hierin zu folgen. Außer der Schulzeit, obwohl er zu Hause, wie es bei seinen gottseligen Eltern der Fall gewesen, lieber gelernt, als sonst etwas gearbeitet hätte, verrichtete er dennoch immer fleißig und willig, alle Geschäfte, die man ihm auftrug. Nur wäre er auch gerne, wie andere gute Kinder, in die Schule gegangen; denn er hatte sehr viel Talente und eine überaus große Freude am Lernen. Aber diese Freude wurde ihm oft geraubt, indem man ihn von der Schule ab- und zu andern Geschäften anhielt. Darüber vergoß er im Stillen oft bittere Thränen. Mehrmals schon waren ihm die Worte auf der Zunge: Gott und mein Gewissen verbieten es mir, den Menschen in etwas zu folgen, das eine Sünde ist; denn es sey eine Sünde, die Schule zu versäumen, und dadurch den Lehrer und Pfarrer zu beleidigen. Jedoch bis jezt hatte er immer noch geschwiegen.

Einmal hieß ihn die gewissenlose Pflegemutter aus des Nachbars Garten etliche Rettig und Zwiebeln holen, weil sie der Vater so gerne esse, und sie keine habe. Heinrich aber gehorchte diesmal nicht. „Du bist ein unartiger und widerspänstiger Knabe, versezte die Pflege-

mutter, und es ist sehr undankbar von dir, daß du dem Vater diese Freude nicht machen willst.“ — „Aus unserm eigenen Garten, liebe Mutter, erwiederte Heinrich freundlich, würde ich sie von Herzen gerne holen; aber aus des Nachbars Garten darf ich sie nicht holen; denn es wäre gestohlen, und das Stehlen hat Gott verboten — es ist Sünde.“ — „Du mußt sie aber holen, wenn ich's haben will; denn ich bin deine Pflegemutter, habe dir zu befehlen, und du mußt mir in allen Stücken gehorchen, sprach die Mutter und drohte ihm mit einer Peitsche in der Hand. „Ich gehorche euch ja gerne, Mutter, in Allem, was recht ist; aber hierin kann und darf ich einmal nicht folgen, weil das, was Ihr verlangt, nicht recht ist.“ Die Pflegemutter aber, die Heinrichs Gewissenhaftigkeit für Widerspänstigkeit hielt, schlug unbarmherzig auf den armen Knaben zu, und wollte ihn mit Schlägen zum Stehlen zwingen. Heinrich nahm die Schläge geduldig an, gehorchte aber nicht. „Ich muß, rief er bitterlich weinend aus, Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“

Mit diesen Worten entfernte sich Heinrich, ging zum Pfarrer, und erzählte ihm aufrichtig Alles. Dieser brave Mann hatte großes Mitleid mit Heinrich; entschloß sich, ihn aufzunehmen und ihn besser zu erziehen, als seine gewissenlosen Pflegeltern. Der edle Pfarrer that es, und der talentvolle Heinrich wurde in jeder Hinsicht ein vortrefflicher Student. Denn von Jugend auf hatte er Gott und seine heil. Gebote vor Augen. Heinrich Solimann war nun auf einer großen Universität, (Hochschule) wohin eine große Zahl von Jüng=

lingen aus verschiedenen Ländern zur Ausbildung gekommen war. Alle Jünglinge, die aus ein und demselben Lande waren, bildeten einen Gesellschafts-Verein, den man damals Landsmannschaft nannte. Heinrich gehörte also auch zu einer solchen Landsmannschaft. Eines Abends war diese ganze Gesellschaft, wozu Heinrich gehörte, in einem verschlossenen Zimmer versammelt, und da wurde etwas ausgemacht, wovor es den gewissenhaften Heinrich tief in der Seele schauderte — es war nämlich eine Verschwörung. Es sollte an einer wichtigen Person im Staate Rache genommen, und also ein Meuchelmord begangen werden. Heinrich Solimann war da der Einzige, der vortrat, die Schändlichkeit des Vorhabens zeigte und sich demselben ernstlich widersetzte. Etliche wurden durch seinen begeisterten Vortrag zur bessern Besinnung gebracht; der größte Theil aber beharrte darauf. Es kam dann zur Loosung, wer aus der Landsmannschaft den Meuchelmord vollbringen müsse. Und was geschah? — Das Loos traf Heinrich Solimann.

Im ersten Augenblicke fuhr er, wie vom Blitze getroffen, zusammen; aber dann faßte er sich gleich wieder, und widersprach als ein edler und muthiger Jüngling. Man wollte ihn nöthigen; man drohte ihm mit dem Tode, sobald er den Mord an der bestimmten Person nicht verübe. „Ihr könnet mich tödten, sprach Heinrich mit der größten Entschlossenheit, aber mich zu einem Verbrecher machen, könnet ihr nicht.“ Und als man ihn auf die Statuten der Landsmannschaft verwies, nach denen er sich richten müsse,

so erwiederte er: „daß unsre Statuten so etwas nicht verlangen, bin ich überzeugt; sonst würde ich nie ein Mitglied einer solchen Landsmannschaft geworden seyn. Und wann sie dies Verbrechen aber auch wirklich erlaubten, so verbieten es mir Gott und mein Gewissen. Ich sage daher offen und frei heraus: ich thue es nicht, und wenn auch die ganze Landsmannschaft gegen mich ist. Denn ich muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“ —

Jezt fiel eine ganze Schaar gewissenloser Jünglinge wüthend über den guten Solimann her, schlugen ihn mit Fäusten und mißhandelten ihn sehr. Die Bessergesinnten aber retteten ihn aus den Händen der Wüthriche, sonst wäre er sicher ein Opfer seiner Standhaftigkeit geworden.

Heinrich Solimann hatte seine Studien bald rühmlich vollendet, und ward ein geschickter und wackerer Rechtsgelehrter. Er wurde sogleich in der Residenz seines Vaterlandes angestellt. Durch seine Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und Biederkeit stieg er von Stufe zu Stufe höher, und gelangte von einer Ehrenstelle zur andern. Endlich gelangte er sogar zur Würde des ersten Ministers am königlichen Hofe.

Es brach im Lande, vorzüglich in der Residenz, eine furchtbare Empörung wider den guten König aus, weil ein Prinz aus einer Nebenlienie nach dem Throne strebte. Ein Haufe von Uebelgesinnten verlangte die Entthronung des rechtmäßigen Königs, und zettelte eine Verschwörung gegen ihn an. An dieser ruchlosen

Verschwörung sollte auch der edle Minister Solimann Antheil nehmen. Allein er widersetzte sich muthig und blieb, als der Einzige von der ganzen Regierung, Gott und seinem Könige getreu. „Ich muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ sprach er auch hier. —

Die Empörer siegten, der gute König starb unter dem Beil, und auch Heinrich Solimann wurde zum Tode verurtheilt. Furchtlos und mit heiterm Angesichte bestieg er das Blutgerüste. Mit der Heiterkeit eines Mannes, der Treue gehalten, mit der Ruhe eines Dieners, der gewissenhaft seine Pflicht erfüllet und mit der Ergebenheit eines Unterthans, der Fürst und Vaterland treu geliebt, legte er sein Haupt unter das Beil, und starb mit diesen lezten Worten; „ich sterbe meinem Gott, meinem Könige und Vaterlande!“ —

So starb nun Heinrich Solimann, nicht als ein Verbrecher, sondern als ein Märtyrer seiner Pflicht. Er starb des Todes eines Verbrechers, weil er kein wirklicher Verbrecher werden wollte. Und so hat er durch sein ganzes schönes Leben bewiesen, daß der Tugendhafte Gott mehr, als den Menschen gehorche. Gäbe es doch recht viele solche edle Solimann! —

„Ja, ja!“ riefen alle. „Und der edle Heinrich Solimann, versetzte die kleine Luzie, ist gewiß auch beim frommen Felix im Himmel.“ — „Gewiß, gewiß!“ riefen auch die Andern.

Vater. Daß Solimann im Himmel ist, daran ist kein Zweifel. Denn er war ein ächter Nachfolger Jesu, der auch Gott gehorsam war durch sein ganzes

Leben, bis zum Tode, und zwar bis zum Tode am Kreuze. Aber schon ist die Sonne untergegangen, und es ist Zeit, daß wir aufbrechen.« —

Vierter Abend auf Sinai.

Nun, gottlob! endlich sind wir alle oben! Aber heute hat uns das Steigen ungemein warm gemacht. Der heutige Tag war unstreitig der heißeste im ganzen Sommer. So sprach Herr von Rosenberg, und er, wie alle Uebrigen wischten den Schweiß von der Stirne. Weil es uns heute gar so warm geworden ist, versezte der Vater, so wollen wir vorerst ein Viertelstündchen ausruhen; und unser Unterricht wird diesmal sodann kürzer seyn, als sonst. Er besteht für diesen Abend nur in einem

e) Anhang zu den Pflichten gegen Gott.

Vater. Alle diese Pflichten gegen Gott, über die ich euch, liebe Kinder, bisher belehret habe, wird jeder Mensch, der von Gott und seinen heiligen Eigenschaften recht unterrichtet und mit der wahren Gottesliebe beseelt ist, gerne und getreu erfüllen. Aber es gibt leider auch Menschen, die sich wenig, oder gar keine Mühe geben, Gott kennen zu lernen. Und solche Menschen, denen die richtige Erkenntniß Gottes fehlt, kommen auch nie zu einem wahren Glauben und Vertrauen, und nie zu einer thätigen Liebe, die sich in

einer treuen Erfüllung aller Pflichten gegen Gott erweist. Wer Gottes Eigenschaften nicht recht kennen gelernt hat, der hat auch nicht die richtige Ansicht davon, und kann somit leicht auf irrige und alberne Meinungen von Gott verfallen. Sein Glaube an Gott wird dann dadurch verdunkelt, geschwächt, verfälscht und geht oft wohl gar ganz verloren. Wenn ihr daher, liebe Kinder, von Menschen reden höret, die man Abergläubige, Irrgläubige und Ungläubige nennt, so denket nur, daß dies meistens Leute sind, die niemals eine richtige Kenntniß von Gott und seiner Beschaffenheit erlangt haben. Solche Leute fallen dann durch den Aberglauben sowohl, als durch den Unglauben in mancherlei Sünden und Laster. Beide — Aberglaube sowohl als Unglaube — führen somit zu einem unsittlichen Lebenswandel. —

»Aberglaube.«

Ich spreche hier nur vom Aberglauben und Unglauben, in so fern sie einen schädlichen Einfluß auf die Sittlichkeit des Menschen haben. Vorerst aber will ich von beiden den Begriff entwickeln. Welches von euch weiß, was man unter Aberglauben versteht?

Julius. Ich meine, wenn man glaubt, daß es Zauberer, Wahrsager, Hexen und Hexenmeister und Geisterschwörer gebe.

Theodor. Ja, und wenn man auch noch an wandelnde Geister und Gespenster glaubt.

Emilie. Und wenn man glaubt, daß man Nachts zwölf Uhr auf einem Kreuzwege den Teufel beschwören

könne, daß er kommen und eine Butte voll Geld mitbringen müsse. Und wenn die Leute in der Nacht Christophelgebete verrichten, und meinen, sie können dadurch den heil. Christoph herbeirufen, der dann komme und ihnen viel Geld mitbringe. Sie haben uns, lieber Vater, darüber schon viele Geschichtchen erzählt, und gesagt, daß dies Alles nichts als Aberglaube und eine große Sünde sey.

Vater. Ihr habt mir da ganz recht gesagt, worin der Aberglaube bestehe. Und daraus ergibt sich der Begriff davon sehr leicht. Ich will ihn aufstellen. Aberglaube — Afterglaube, oder auch falscher Glaube ist ein solcher, in welchem man theils Dingen Kräfte zuschreibt, die sie nicht besitzen, und die nur Gott allein zukommen; theils seine Zuflucht zu Mitteln nimmt, die nicht helfen können, weil Gott diesen Mitteln keine Kraft zu helfen gegeben hat. So z. B. schreibt der Abergläubige dem Zauberer Allmacht, dem Wahrsager Allwissenheit; den Hexen eine Macht über die Elemente, um damit den Menschen zu schaden; dem Geister- und Teufelsbeschwörer eine Macht über gewisse Geister; gewissen Gebeten und Gebetformeln eine ganz besondere Kraft zu helfen; den Zauberformeln eine Kraft zu heilen und verschiedenen Bildern eine Wunderkraft zu, und zwar dem einen mehr und dem andern weniger. Seht nun, das ist Aberglaube. Dem Abergläubigen fehlt es auf der einen Seite an richtiger Kenntniß Gottes, und auf der andern Seite an Kenntniß von den Dingen, Kräften und Wirkungen der Natur. Wer weiß, daß Gott allein allmächtig, allwissend und allgegenwärtig

ist, der wird diese göttlichen Eigenschaften nichts Anderm zuschreiben. Und wer Kenntnisse von der Natur hat, der wird jene Kräfte und Wirkungen, die der Abergläubige dem Einfluß von Geistern zuschreibt, für ganz natürlich finden. Und schon aus dem Allen, was bisher vom Aberglauben gesagt worden, könnet ihr sehen, wie schädlich er für die Sittlichkeit des Menschen ist.

Der Abergläubige schenkt Gott kein volles Zutrauen; betet ihn nicht im Geiste und in der Wahrheit an; hat nicht die wahre, kindliche Gottesfurcht; sein Glaube ist falsch, schwach und schwankend; seine Liebe unrein und eigensüchtig. Und daraus schon ergibt's sich auch, daß sein Dank und Gehorsam gegen Gott nicht der rechte ist. Ja der Aberglaube ist, wie ich schon bemerkt habe, eine Quelle vieler Sünden und Laster.

„Unglaube."

Nicht minder schädlich, oder vielmehr noch schädlicher ist der Unglaube. Bei allen Glaubensgenossen, bei den Heiden, Juden und Christen, nennt man alle Jene „Ungläubige," die von ihrer Religion entweder gar nichts, oder nicht Alles glauben, und die ein solches Leben führen, als wenn's gar keinen Gott, keine Religion, und kein Gewissen gäbe. Und die Ungläubigen von dieser lezt:n Art machen die größte Zahl derselben aus. Diese Menschen leben gottlos und gewissenlos, und begehen frech und ungescheut Sünden, Laster und Verbrechen. Denn sie fragen nach Gott und Menschen nichts. Hieraus geht nun hervor, wie schädlich der Unglaube für die Sittlichkeit der Menschen ist.

Damit ihr, liebe Kinder, die bösen Folgen des Aberglaubens und Unglaubens in Beispielen augenscheinlich erblicket, und euch stets davor bewahret, so will ich euch eine kleine, aber warnende Geschichte erzählen.

„Die gottlose Familie in M......"

In der Stadt M......, wo ich in meiner Jugend etliche Jahre als Student zubrachte, ereignete sich folgende Geschichte.

In derselben Gasse, unfern von dem Hause, wo ich vier Jahre lang Kost und Wohnung hatte, und worin brave Leute wohnten, war auch ein Häuschen, das schon seit langer Zeit in üblem Rufe stand. Man erzählte sich von nächtlichen Zusammenkünften allerlei verdächtiger Leute in diesem verrufenen Häuschen. Jedoch von dem, was dort geschah, wußte man lange nichts. Man vermuthete zwar nichts Gutes; denn Alles ging da so geheimnißvoll zu; und sobald die Gesellschaft beisammen war, wurden die Thüren geschlossen und die Fensterläden zugemacht. Nach sieben Uhr Abends sah man gewöhnlich in diesem Hause kein Licht mehr, und kein Mensch wurde mehr eingelassen. Dies erregte großen Verdacht, daß es hier nicht mit guten Dingen zugehen müsse. Man hatte auch schon deßhalb Grund zu diesem Verdachte, weil die Frau aus diesem Hause längst als eine berüchtigte Kartenschlägerin bekannt war. An Sonn- und Feiertagen Nachmittags konnte man junge Leute — Jünglinge und Jungfrauen, mitunter auch Männer und Frauen — da schaarenweis aus- und

eingehen sehen. Diese neugierigen Leute, die gerne die Zukunft vorausgewußt, und über Dinge Aufschluß gehabt hätten, die kein Mensch weder wissen, noch errathen kann, und die nur Gott, dem Allwissenden bekannt sind, nahmen in ihrem Aberglauben zu dieser schändlichen Betrügerin ihre Zuflucht. Diese log ihnen aus den Karten allerlei Dinge vor, welche die abergläubige und neugierige Jugend für baare Wahrheit nahm, und die auch mit baarer Münze bezahlt werden mußte. Manchem Jünglinge und Mädchen und manchem Mann und Weib hatte diese Betrügerin den Kopf verrückt und sie für ihr ganzes Leben unglücklich gemacht. In mancher Ehe und Familie hatte sie Unfriede und Uneinigkeit gestiftet. Und dennoch lief man zahlreich zu ihr. Als aber dies Unwesen endlich wegen der vielen schlimmen Folgen bei der Obrigkeit angezeigt worden, so wurde dieser Betrügerin das Kartenschlagen mit angedrohter Strafe strenge untersagt. Allein dies half wenig; jezt trieb sie ihr Unwesen in's geheim; man ließ sie heimlich bald in dies, bald in jenes Haus holen, und darunter waren oft sogar auch vornehme Leute. Sie trieb nun ihre Schwarzkunst in's geheim, aber die schrecklichen Folgen derselben konnten nicht verborgen bleiben.

Aehnliche Dinge, trieben mit ihr und mit noch einigen andern schlechten Menschen, ihr Mann und ihre zwei erwachsenen Söhne, bei den nächtlichen Zusammenkünften. Neugierige Leute, die zur Nachtzeit vor den Fensterläden jenes verdächtigen Hauses lauschten, wollten bald lautes Gebet, bald allerlei schauerliche

Geisterbeschwörungen gehört haben. Davon sprach man in der ganzen Stadt, in allen Häusern und auf der öffentlichen Straße. Diese Eltern und Söhne waren deshalb als Schwarzkünstler allenthalben gefürchtet, und wer ihnen auf der Straße begegnete, ging ihnen schon von ferne aus dem Wege. Diese Leute, die ich gut kannte, weil ich sie täglich sah, waren auch wirklich zum fürchten; ihr verdächtiges Aeußere, ihre Augen, Blicke und Geberden, und die über sie verbreiteten Gerüchte; all' dies flößte einem Furcht vor ihnen ein. Schauerlich war es, wenn man diese Menschen fluchen hörte. Und ich hörte dieses, weil ich in der Nachbarschaft wohnte, leider Tag täglich. In der Predigt und Christenlehre sah man sie nie, nur hie und da in der heil. Messe. Und da sollen sie jedesmal einzeln, ganz hinten in der Kirche gestanden seyn; und bald diese, bald jene Leute wollten verdächtige Dinge an ihnen bemerkt haben. Auch soll bald der Vater, bald einer der Söhne um Mitternacht auf einem bekannten Kreuzwege gesehen worden seyn.

Diese und mehrere andere Gerüchte über diese Leute, machten endlich die Ortspolizei aufmerksam. Das verdächtige Haus wurde daher einmal in der Nacht von Gerichtsdienern umstellt, die darin versammelte liederliche Gesellschaft schnell überfallen und bei ihrem gottlosen Treiben ertappt. Es waren in einem verschlossenen Zimmer ihrer zwanzig Menschen beisammen, die alle verhaftet wurden. Beim Verhör gestanden sie auch sehr viele Verbrechen ein.

Diese schlechten Menschen waren nämlich jeden

Abend zusammen gekommen; wo unter Anführung und Leitung des Hausvaters und der Hausmutter unter allerlei Gebetformeln die Geister beschworen und durch Mißbrauch geweihter Dinge gezwungen werden sollten, verborgene Schätze zubringen. Die Hausleute, die mit diesem schändlichen Betrug umgingen und die Andere zu diesem schändlichen Aberglauben verführt hatten, gaben vor, daß jeder von den Anwesenden jede Nacht eine gewisse Summe Geld einlegen müsse, welche der Geist, der beschworen werden sollte, verlange. Diese eingeschossene Summe sey aber jedesmal ohne Ersatz verloren, wenn eine von den vielen dabei zu beobachtenden Bedingungen, nicht gehörig erfüllt würde. Um Mitternacht erschien nun allemal unter furchtbarem Gerassel der beschworene Geist, der mit schrecklichem Wüthen und Geheul das eingeschossene Geld mit sich nahm, aber auch nie einen Schatz dafür zurückließ. Wenn die Uebrigen sich darüber beklagten, daß der Geist den verborgenen Schatz so lange nicht bringe, so wußte ihnen der betrügerische Anführer immer glauben zu machen, daß nicht alles Nöthige dabei beobachtet worden sey. Und so war schon eine große Summe Geld vergebens eingeschossen worden. Und wer meint ihr, Kinder, hat den beschwornen Geist gespielt?

Kinder. Etwa die Kartenschlägerin, oder ihr Mann?

Vater. Nicht übel gerathen. Eines von ihnen, nämlich der Mann, hat geraume Zeit diesen beschwornen Geist gespielt und mit dem Einverständniß seiner Frau und Söhne die übrigen Mitglieder des Complotts fast um all' ihr Geld gebracht. Diese schlechten Menschen wurden aber von der Obrigkeit nach Verdienst bestraft. Die

Kartenschlägerin und ihr Mann kamen lebenslänglich; ihre beiden Söhne auf sechs und die Uebrigen auf drei Jahre in's Zuchthaus.

„Denen ist ganz recht geschehen, versetzte Julius; warum haben sie so schlechte Sachen getrieben.“

Emilie. Die schlechten Eltern und die liederlichen Söhne bedaure ich auch nicht so, wie die Uebrigen, die von ihnen zum Laster verführt worden sind; diese sind doch zu bedauern.

Julius. Sie hätten aber so viel Religion haben und sich von jenen schlechten Menschen nicht verführen lassen sollen. Denn gute und fromme Menschen nehmen an so einem Complott niemals einen Antheil.

Mutter. Ich muß hier entscheiden, daß beide recht haben. Julius hat recht, wenn er sagt, daß Allen recht geschehen sey; weil ihre schlechten Thaten diese Strafe wohl verdient haben. Emilie hat aber doppelt recht, daß sie die Verführten mehr bedauert, als die Verführer; denn alle Sünder sind bedaurungswürdig; insbesondere deshalb, weil sie so unglücklich gewesen, so tief von Gott abzufallen. Es macht dem menschlichen Herzen immer Ehre, wenn man mit gefallenen Menschen Mitleid hat. Und es ist immer ein Beweis von Lieblosigkeit, wenn man ihnen ihr Unglück gönnen kann. Das Schönste und Beste aber, was man für Sünder thun kann, ist, daß man für sie betet: der liebe Gott möge sich ihrer erbarmen und sie noch zum Guten bekehren.

Vater. Auch noch eine andere gute Anwendung kann man von dieser Geschichte machen. Man muß

nämlich jenen Menschen, die mit solchen Dingen umgehen, keinen Glauben schenken; denn sie sind alle Betrüger. Und wer sich vor der Verführung zum Aberglauben und Unglauben schützen will, muß sich von Jugend auf gründlich in der Religion unterrichten lassen, und das Nothwendigste aus der Naturlehre und Naturgeschichte erlernen; vorzüglich aber Gott um die Gnade bitten, daß Er ihn im Glauben stärken und vor Verführung durch schlechte Menschen schützen möge. Damit für heute genug.

Fünfter Abend auf Sinai.

Es ist an unsern Sitzen gar nichts verdorben! gar nichts! es ist alles noch in schönster Ordnung! rief Julius, der der Erste oben war, den Uebrigen triumphirend und händeklatschend zu. Ja komm', Theodor! komm', Emilie! kommet alle, und sehet! Nun waren alle oben, und sahen, daß nichts daran verdorben war; es freuten sich auch alle darüber. Ei! dies hätte ich wahrlich nicht gedacht, versezte die Mutter, denn seit etlichen Tagen ist doch das Wetter auch gar zu stürmisch und regnerisch gewesen. —

Da wir nun, fügte der Vater bei, eine ganze Woche des Vergnügens hier oben beraubt waren, so wollen wir es heute auch recht genießen, und so im vollen Sinne des Wortes uns ganz und allein angehören. Dazu paßt vollkommen der Stoff, womit heute unser Unterricht beginnt.

Zweiter Abschnitt.

Die Pflichten gegen sich selbst.

Vater. Wer Gott recht innig lieben und seinen heiligen Willen in Allem getreu erfüllen will, muß ihn besonders an der Person seines Ebenbildes — am Menschen — erfüllen. Wie hat deßhalb Jesus gesagt, Julius, da Er vom Gebot der Liebe sprach?

Julius. „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst.“

Vater. Gott ist also der erste, höchste und heiligste Gegenstand unsrer Liebe, und was wir außer Gott lieben, sollen wir stets auf Ihn beziehen, und nur wegen Seiner lieben. Da es Gottes Wille ist, daß wir aus Liebe zu Ihm sein Ebenbild — den Menschen — so lieben sollen, wie uns selbst, so wird es nun nöthig, daß wir von der Selbstliebe, als dem Maßstabe der Nächstenliebe, und von den Pflichten, die aus derselben entspringen, zuerst sprechen.

„Selbstliebe und deren Beschaffenheit.“

Vater. Wie die Pflichten gegen Gott aus der Gottesliebe, so entspringen die Pflichten gegen sich selbst — aus der Selbstliebe. Und wie nur derjenige zur treuen Erfüllung der Pflichten gegen Gott fähig ist, in dem wahre und reine Gottesliebe wohnt; ebenso ist auch nur der recht fähig, die Pflichten gegen sich selbst treu zu erfüllen, der mit wahrer Selbstliebe beseelt ist.

Wie soll also, Julius, die Selbstliebe eines jeden Menschen, damit sie die wahre ist, beschaffen seyn?

Julius. Sie muß vernünftig und uneigennützig seyn, und sich immer zunächst auf Gott beziehen.

Vater. Ja. Und aus diesem Grund, weil sich nicht alle Menschen so lieben, hat Christus die Selbstliebe dem Menschen zum Gebote gemacht. Dies wäre sonst nicht nöthig gewesen, weil sich jeder Mensch ohne dies schon selbst liebt. Auch jedes Thier liebt sich selbst, aber nur so, wie sich vernunftlose Geschöpfe lieben können. Der Mensch aber als ein Geschöpf, das mit Vernunft begabt, und nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist, soll sich vernünftig lieben. Es gibt aber leider viele Menschen, deren Selbstliebe unvernünftig und eigennützig ist — was man dann Selbstsucht nennt.

Von welchen Menschen, Emilie, kann man sagen, daß sie sich unvernünftig lieben und selbstsüchtig sind?

Emilie. Ich denke wohl von jenen Menschen, die solche Dinge lieben, die böse und ihnen schädlich sind, und die mit Dingen ihrem Leibe wohl thun, die ihrer Seele wahrhaft schaden, von diesen könne man sagen: ihre Selbstliebe sey unvernünftig.

Julius. Und von denen, die nur für sich denken und sorgen, nur sich allein lieb haben und nach ihren Mitmenschen gar nichts fragen, könne man behaupten: sie seyen selbstsüchtig.

Vater. Richtig geurtheilt. Nur muß hier noch beigefügt werden, daß die Selbstliebe auch jenes Menschen nicht die ächte ist, der sein Herz zu sehr an das Ir=

dische heftet, daß er dabei Gott, Tugend, Himmel und Ewigkeit vergißt.

Von welchem Menschen aber kann man sagen, daß seine Selbstliebe vernünftig und uneigennützig sey?

Emilie. Ich meine von demjenigen, der nichts anders liebt, als was ihm wahrhaft nützlich ist, und sich vorzüglich um das bekümmert, und das hauptsächlich liebt, was ihn tugendhaft und gottgefällig macht, von diesem könne man sagen: seine Selbstliebe sey vernünftig.

Julius. Und von demjenigen, der alle Mitmenschen liebt, wie sich selbst, und für dieselben ebenso besorgt ist, wie für sich selbst, könne man behaupten: er sey uneigennützig.

Vater. Richtig. O, möge eure Selbstliebe, gute Kinder, immer vernünftig, und ihr jederzeit und gegen Jedermann uneigennützig seyn!

Nun kommen wir an die Pflichten, die aus der Selbstliebe entspringen. Da jeder Mensch aus zwei Haupttheilen — Leib und Seele — besteht, so werden diese Pflichten auch zweifach eingetheilt — 1) in die Pflichten gegen die Seele, und 2) in jene gegen den Leib.

1) Pflichten gegen die Seele.

Vater. Ich habe euch, liebe Kinder, in der Einleitung schon gezeigt, daß der Mensch seiner unsterblichen Seele nach über die ganze Thierwelt erhaben, nach Gottes Ebenbild geschaffen und bestimmt sey, gottähnlich und ewig glückselig zu werden.

Will der Mensch hienieden seine hohe Bestimmung erreichen, das ist, gottähnlicher und glückselig werden: so muß er sich unermüdet bestreben, am Geiste immer vollkommener zu werden. Er muß daher sein Geistesvermögen immer mehr ausbilden.

Nenne uns, Theodor, die vorzüglichsten Geistesvermögen des Menschen.

Theodor. Diese sind: Verstand und Vernunft, das Herz, der freie Wille und das Gewissen.

Vater. In wie viel Hauptvermögen kann man diese Seelenkräfte eintheilen? Julius!

Julius. In das Erkenntniß-, Gefühl- und Willensvermögen.

Vater. Wodurch, Emilie, muß der Mensch sein Erkenntnißvermögen ausbilden?

Emilie. Dadurch, daß er sich bestrebt, immer verständiger und vernünftiger, einsichtsvoller und klüger zu werden.

Vater. Nach welchen Kenntnissen soll er am eifrigsten trachten?

Julius. Nach denen von Gott, der Religion und der Tugend.

Vater. Und wodurch soll der Mensch sein Gefühlvermögen — Herz — veredeln?

Emilie. Dadurch, daß er es immer mehr empfänglich mache für das, was schön, wahr und gut ist. Und daß er es rein erhalte von allen unlautern Neigungen, Begierden und unordentlichen Leidenschaften.

Julius. Und dadurch, daß sein Herz immer mehr entflammt werde durch Liebe zu Gott, zum Guten und zu den Menschen.

Vater. Auch dadurch noch, daß er dafür sorge, daß sein Herz rein bewahrt bleibe vom Unkraut des Bösen, der den Keim des Guten — den Samen des göttlichen Wortes — darin ersticken könnte. Und wodurch soll er seine Willenskraft ausbilden?

Emilie. Dadurch, daß er seinen freien Willen immer nur im Guten übt und schärft.

Julius. Daß er seinen Willen immer nur nach dem heiligen Willen Gottes einrichtet, und stets dessen Gebote erfüllt.

Vater. Der Mensch soll sich mit einem Worte üben im Gehorsame. Denn nichts stärkt den Willen mehr, als beständiger Gehorsam; aber auch nichts schwächt ihn mehr, als der Ungehorsam — die Sünde, das Böse.

Wenn ihr, liebe Kinder, diese Pflichten gegen eure Seele so getreu erfüllet, daß euch auf Erden nichts über die Sorge gegen die Seele gehe; dann seyd ihr auf dem Wege gottähnlicher und ewig glückselig zu werden. Und dadurch werdet ihr euch ein gutes und ruhiges Gewissen bereiten, daß euch lohnet mit dem süßen Bewußtsein, eure vornehmsten Pflichten erfüllt zu haben. Wer aber diese seine drei Geistesvermögen recht ausbilden will, muß auch die nothwendigen Mittel dazu gebrauchen.

Welches werden wohl zur Ausbildung des Erkenntnißvermögens die besten Mittel seyn?

Julius. Jene, wenn man eifrig lernt und fleißig nachdenkt.

Emilie. Insbesondere, wenn Kinder fleißig in die Schule und Kirche gehen, und in der Predigt und Christenlehre recht aufmerksam sind.

Vater. Und zur Veredlung des Gefühlvermögens — Herzens? —

Julius. Wachen und Beten, damit man der Versuchung nicht unterliege. Denn der liebe Heiland hat in der Leidensnacht den schlafenden Jüngern dreimal zugerufen: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung gerathet; denn der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ —

Emilie. Und in dem Gleichnisse vom Säemann heißt es: „als die Leute schliefen, kam ein Feind und säete Unkraut unter den Weizen.“ —

Vater. Richtig. So ist es bei allen Leuten, die nicht über ihr Herz wachen, sondern es der Verführung bloß stellen. Solche unwachsame Leute gleichen den Schlafenden, und böse Menschen streuen dann in jenen Stunden, in denen sie die Herzen der Schlafenden unbewacht finden, das Unkraut des Bösen ein — sie verführen dieselben zur Sünde. Und wer in einer Versuchung seine Zuflucht nicht gleich zum herzlichen Gebete nimmt, und sich nicht gleich an Gott wendet, und Ihn um Gnade und Beistand fleht, der ist leicht in der Gefahr, in jeder auch kleinen Versuchung zu unterliegen. Wer sich aber in jeder Versuchung mit einem herzlichen Gebete an den lieben Gott wendet,

der wird immer stärker, als die Versuchung seyn, und wird mit Gottes Hülfe stets über dieselbe siegen.

Und welches sind die besten Mittel, den guten Willen zu stärken und zu schärfen?

Julius. Ich denke wohl jene, wenn man sich selbst verläugnet, sich selbst beherrscht, und immer demüthig in den Willen Gottes ergeben ist.

Emilie. Gerade so wie es der liebe Heiland gethan hat. Er hat sich auch selbst verläugnet und das schwere Kreuz freiwillig auf sich genommen, und sich aus Liebe zu den Menschen, und aus Gehorsam zu Gott, seinem himmlischen Vater, an das Kreuz heften lassen.

Julius. Ja Er vergaß sich selbst, und dachte nur daran, Gottes Willen zu erfüllen und der Menschen Heil zu befördern.

Theodor. Der gute Heiland hat ja in seiner Leidensnacht, als Er auf dem Oelberge dreimal betete, ausgerufen: „Vater! wenn du willst, so nimm diesen Kelch von mir hinweg; wenn du aber willst, daß ich ihn trinke, so geschehe nicht mein, sondern dein Wille!" —

Vater. Ja, so sollen wir stets unsern eigenen Willen, dem heil. Willen Gottes unterwerfen, unsere Sinnlichkeit beherrschen, damit sie nie über den Geist Herr werde, und uns selbst verläugnen, selbst vergessen, und nur Gottes Wille und der Menschen Wohl im Auge haben. Dann wird unser Wille immer mehr im Guten gestärkt und geschärft werden. Wer aber dies nicht thut, bei dem wird der gute Wille immer

schwächer, und die Sinnlichkeit stärker — er wird träg im Guten. Und die Trägheit im Guten ist ein Laster.

Wie gefährlich und schrecklich der Zustand eines Menschen wird, bei dem die Ausbildung der Geistesvermögen vernachläßigt, oder wohl ganz unterlassen wird; davon will ich euch eine warnende Geschichte erzählen.

„Der verwahrloste Sohn."

Karl, der einzige Sohn eines Beamten, war schon als ein Knabe das warnende Beispiel von großer Sittenlosigkeit. Er studirte mit mir die zwei ersten Schulen auf dem Gymnasium, und war mit mir in derselben Klasse. Einen ausgelassenern und boshaftern Knaben habe ich in meinem Leben nie kennen gelernt. Es gibt keinen Bubenstreich, den er nicht ausübte. Ich will euch nur einige davon aufzählen. —

Einmal legte er in der Schule, als einer seiner Mitschüler der neben ihm saß, eben hinaus gegangen war, sein aufgemachtes Federmesser mit aufwärts stehender Klinge auf den leeren Platz desselben; der zurückkehrende Schüler setzte sich, ohne lange umzusehen, auf seinen Platz nieder; aber plötzlich schrie er: o weh! o weh! — er hatte sich in die spitzige Klinge des Federmessers gesetzt. Den Schrecken und Schmerz, den der arme Knabe hatte, könnet ihr euch leicht vorstellen; er mußte auch sogleich nach Hause gebracht werden. Der gottlose Karl aber freute sich über diese schändliche That; und dies um so mehr, weil es nicht auf ihn heraus kam, daß er geflissentlich das Federmesser auf

den Platz gelegt hatte. Sein Mitschüler zur Rechten hatte es zwar wohl bemerkt, allein die Drohungen des bösen Karl, wenn er schwätzen würde, hielten ihn in Furcht und vermochten, daß er schwieg.

Ein anderes Mal sah ihm der Lehrer zu, wie er mit einem scharfen Stifte den neuen Rock des vor ihm sitzenden Knaben an die Banklehne heftete, damit dieser beim Aufstehen seinen Rock zerreißen müßte. Diesmal aber ging sein Bubenstück nicht in Erfüllung; der Lehrer hatte nachgesehen was er gemacht, und da er nicht läugnen konnte, wurde er derb gestraft.

Wieder einmal brachte Karl Harz mit in die Schule und da er geflissentlich sehr frühe zur Schule ging, so war er der erste daselbst; er machte sogleich mehrere dünne Pflästerchen aus dem Harze, klebte sie auf die Bänke, wohin die Schüler sich setzen mußten und freute sich, auf eine boshafte Weise schon im voraus über den Schabernack, den er hierdurch seinen Mitschülern bereitet hatte. Nachdem der Unterricht begonnen, rief der Lehrer einen Knaben auf, der an die Tafel vorgehen sollte, um ein Rechnungsexempel anzuschreiben; der Gerufene sowohl, als die Schüler in derselben Bank, die ihn herauslassen sollten, konnten nicht vom Platze kommen, sie waren wie an ihre Sitze gebannt. Ueber dies Zögern wurde der Lehrer unwillig, wollte von der Lehrkanzel herunter, allein auch er war an seinem Sitze angeheftet. Dies erregte nun ein allgemeines Gelächter; erst nachher weinten einige, als sie ihre Hosen theils verdorben, theils zerrissen sahen. Karl war sogleich im Verdachte dieses Bubenstückes und seine

Hände bezeugten es auch. — Auch diesmal wurde Karl sehr strenge bestraft, aber leider nicht gebessert. Er sann sogar in seinem bösen Herzen darauf, wie er sich an seinem Lehrer rächen könnte. Nicht lange nachher schlich er sich wieder sehr frühzeitig in die Schule, hatte eine Rebsäge zu sich genommen und sägte damit die Füsse des Fuß-Schemels ab, der als Antritt an der Kanzel des Lehrers stand; stellte alsdann den Schemel wieder auf die abgesägten Füsse so hin, daß man es nicht merken konnte; ging fort und kam erst zu gehöriger Zeit mit den übrigen Schülern wieder zur Schule. Als der Lehrer eingetreten war und seine Lehrkanzel besteigen wollte, stürzte der Fußschemel unter seinen Füssen zusammen; der gute Mann fiel auf's Angesicht in die Kanzel hinein und blutete sehr aus Nase und Mund. So sehr anfangs dieser Fall einige muthwillige Knaben unter uns zum Lachen reizte, so verstummten doch gar bald alle, als wir den braven Lehrer in seinem Blute erblickten. Der Lehrer entfernte sich nun sogleich, und für diesmal war auch die Schule zu Ende. Dieser schlechte Streich, der noch schlimmere Folgen hätte haben können, kränkte jedoch den guten Lehrer tief; die Sache wurde genau untersucht und Karl, von Jemanden überwiesen, der ihn im Schulhaus mit der Säge gesehen hatte — wurde als ein Taugenichts, und als ein durchaus unverbesserlicher Mensch vom Gymnasium weggejagt. — Dies machte seinen Eltern großen Kummer, und sie schämten sich auch sehr über diesen Vorfall. Allein auf ihnen lastete auch die Hauptschuld, daß Karl so boshaft, verwildert und am Ende ein ganz liederlicher Mensch

wurde. Seine Mutter, eine schwache Frau, sah ihrem einzigen Sohne zu viel durch die Finger und verheimlichte seine Vergehungen und Fehler gegen den Vater. Dieser sah seinen Sohn Karl nur Mittags beim Essen, weil er Morgens sehr zeitig an sein Geschäfte, und jeden Abend, einer Gewohnheit zu Folge, in Gesellschaft in ein Gasthaus ging; wodurch er auf die Erziehung seines Kindes gänzlich vergaß. Karl verwilderte daher in seinen Leidenschaften so sehr, daß er gleich einem reißenden Thiere zu fürchten war, wenn Zorn sein Blut erhitzt hatte. — Als er achtzehn Jahre alt war, kam er unter die Soldaten; allein auch unter dem Korporalstocke konnte der unbändige Mensch nicht genug im Zaume gehalten werden; schon im ersten Jahre tödtete er einen seiner Kameraden im Streite, was ihm lebenslängliche Zuchthausstrafe zuzog, in welchem er nach wenigen Jahren unter den größten Gewissensbissen, unbedauert starb.

Mutter. Diese Geschichte kann sowohl Eltern, als Kindern zur Warnung dienen; wie nämlich der Mensch zum Thiere hinuntersinkt, wenn seine Seelenkräfte, seine geistigen Vermögen entweder ganz vernachläßiget, oder nur zum Schlechten verwendet werden. O, liebe Kinder! vernachläßiget ja keine dieser Kräfte und Vermögen, sondern bildet sie, und lasset sie bilden zu Gottes Ehre, und zum Wohle der Menschen, wie zu euerm eigenen. Ja die Sorge für die Seele sey euch immer die erste und größte.

Vater. Ja, liebe Kinder, thuet dies; und dann habt ihr auch heute wieder viel Gutes und Nützliches

gelernt. Das nächste Mal werden wir von der Sorge für den Leib sprechen. Heute, wie ihr sehet, wird uns der Sonnenuntergang nicht gar viel Vergnügen darbieten. Wenn aber nur Jedem von uns das Gewissen ein um so schöneres Zeugniß gibt, so dürfen wir doch einer guten Nacht uns freuen.

Sechster Abend auf Sinai.

Mache deine Weste zu, Theodor, und du, Julius, ziehe dein Halstuch an; denn ihr habt warm, und hier oben wehet eine kühle Luft; ihr könnet euch durch Erkältung leicht eine gefährliche Krankheit zuziehen. Davon werde ich sodann diesen Abend etwas ausführlicher sprechen. Wir wollen noch vorerst, ehe wir uns niedersetzen, eine kleine Bewegung machen, damit die kühle Luft uns weniger schaden kann. So sprach der Vater, und begann nach etlichen Minuten den Unterricht von den...

2) Pflichten gegen den Leib.

Vater. Ist die Sorge für die Seele die erste von den Selbstpflichten, so ist jene für den Leib die zweite. Denn Leib und Seele sind aufs Engste mit einander verbunden, und nur beide mit einander machen den ganzen Menschen aus. Der Mensch ist kein reingeistiges, sondern ein sinnlich-geistiges Wesen. Man kann sich den Leib als die Wohnung der Seele, und die körperlichen Kräfte und Vermögen als Mittel, und

zwar als nothwendige Mittel zur Vervollkommnung der Seele denken. Werden nun die körperlichen Kräfte und Vermögen vernachläßiget, oder wohl gar zerstört, so fehlt es der Seele an den nöthigsten Mitteln zur Ausbildung. Was folgt nun hieraus, Julius, für eine unumgänglich nothwendige Pflicht?

Julius. Diese, daß jeder Mensch für seinen Leib Sorge trage.

Vater. Wie kann man denn, Emilie, für seinen Leib sorgen?

Emilie. Wenn man dafür sorgt, daß der Leib gesund, stark und kraftvoll bleibt; und sich vor dem hütet, was unnöthigerweise dem Leibe an der Gesundheit schadet, ihn schwächt und unbrauchbar macht.

Vater. Wozu, Theodor, braucht denn der Mensch einen gesunden und kraftvollen Körper?

Theodor. Zum Arbeiten.

Julius. Auch zum Lernen und Gutesthun. Denn wenn ich jezt krank wäre, so hätte ich nicht mit hieher gehen und den nützlichen Unterricht mit anhören können. Und wenn in einem Hause alle krank wären, so könnte keines des Andern pflegen.

Emilie. Auch kann man, wenn man krank ist, nicht in die Kirche gehen, um dort zu beten und das Wort Gottes anzuhören. Und könnte zudem auch nichts verdienen, um sich davon zu nähren und zu kleiden.

Julius. Wer krank ist, kann auch keine einzige Freude auf dieser Erde genießen, und so würde er ein sehr trauriges Leben führen, und sich und andern Menschen zur Last seyn.

Luzie. Ja ich möchte lieber gleich sterben, als immer krank seyn.

Vater. Aus Allem dem folgt nun, daß die Gesundheit des Leibes ein theures Gut und ein sehr nothwendiges Mittel ist, sein Leben zu erhalten, sein Fortkommen in der Welt zu finden, und seine Bestimmung auf Erde, als Mensch und Christ, zu erreichen. Wenn denn die Gesundheit einen so großen Werth hat und ein so nöthiges Mittel ist, was folgt daraus für eine Pflicht, Julius?

Julius. Daß man für seine Gesundheit sorgen und sie erhalten muß, und daß man sie durch nichts verderben soll.

Vater. Was muß man denn thun, um seine Gesundheit zu erhalten?

Julius. Man muß nur gesunde Speisen und Getränke genießen, und dabei immer mäßig seyn.

Emilie. Auch darf man nicht zu lange schlafen; denn dies ist sehr ungesund.

Julius. Man sagt, auch die Arbeitsamkeit stärke die Gesundheit.

Emilie. Man soll aber auch nicht zu viel arbeiten, sondern dem Körper auch eine Erholung gönnen. Wir dürfen ja deshalb jeden Tag eine Stunde spielen und eine Stunde spazieren gehen, weil dies, wie Vater und Mutter sagen, unserer Gesundheit nothwendig und nützlich sey.

Theodor. Vater und Mutter haben uns aber auch schon oft gesagt, daß wir uns beim Spielen sehr

in Acht nehmen sollen, damit wir einander nicht wehe thun, und uns nicht erhitzen und erkälten.

Luzie. „Reißet eure Kleider nicht auf, sondern machet sie fest zu, wenn ihr im Garten mit einander herumgesprungen seyd, und warm bekommen habt, und trinket nicht in die Hitze!“ so hat erst gestern die liebe Mutter ausgerufen, als wir in den Garten zum Spielen gingen.

Theophil. Ja erst vorhin haben Theodor und Julius auch in der Hitze die Kleider aufreißen wollen, und da hat der Vater gleich gerufen: „mache deine Weste zu, Theodor, und du, Julius, ziehe dein Halstuch an! denn ihr habt warm, und hier oben wehet eine kühle Luft.“

Ueber des kleinen Theophils kindliche Bemerkung lächelten alle.

Vater. Ihr habt nun, liebe Kinder, ganz richtig viele Gesundheitsregeln, aber doch noch nicht alle aufgezählt. Erinnert ihr euch an keine mehr?

Julius. Ja, so eben fällt mir noch eine bei — nämlich die Reinlichkeit. Auch weiß ich das Sprichwort noch: „Reinlichkeit erhält den Leib, zieret Kinder, Mann und Weib.“

Emilie. Auch mir fällt noch eine bei: man soll sich nämlich auch vor dem Tanzen hüten, weil man sich dabei durch eine schnelle Abkühlung erkälten, eine Krankheit, ja wohl gar einen schnellen Tod zuziehen kann.

Vater. Erinnert ihr euch sonst keiner mehr?

Die Kinder besannen sich, aber es wollte ihnen keine mehr beifallen.

Vater. So will ich euch denn diese Gesundheitsregeln, die man nothwendig wissen muß, nennen: man muß nämlich alle heftigen Gemüthsbewegungen — Leidenschaften — mäßigen, bezähmen, beherrschen; weil diese der Gesundheit sehr nachtheilig sind. So z. B. schadet der Zornmüthige, der Neidische und der Trunkenbold seiner Gesundheit sehr. Man darf nur Leute, die Sklaven dieser Leidenschaften sind, betrachten; wie übel sehen sie nicht aus! Solche leidenschaftliche Menschen, wozu auch noch der Wollüstling zu zählen ist, zerstören nicht nur ihre Gesundheit, sondern auch ihr Leben, und werden auf diese Weise Selbstmörder. Sage mir Julius, ist denn der Selbstmord erlaubt?

Julius. O, nein, eben so wenig als ein anderer Mord; er ist eine schwere Sünde, sogar ein Verbrechen.

Vater. So ist es. Niemand darf ein Menschenleben zerstören; weder das Leben eines Andern, noch sein eigenes. Denn nur Gott, der Herr über Leben und Tod; nur der Schöpfer, der dem Menschen das Leben gab, darf es auch wieder von ihm nehmen. Wer also auf irgend eine Weise, entweder durch groben, oder feinen Selbstmord, sich selbst das Leben raubt, oder abkürzt, greift dem Schöpfer vor, und begeht an Ihm, wie an sich selbst, eine große Ungerechtigkeit — ein Verbrechen. Erkläre uns aber, Emilie, was man unter grobem, und was unter feinem Selbstmord versteht.

Emilie. Unter grobem Selbstmord versteht man die, wenn ein Mensch gewaltsamer Weise sich selbst

um's Leben bringt; und unter dem feinen, wenn Jemand sich auf irgend eine Weise so an der Gesundheit und am Leben schadet, daß er früher stirbt, als er nach der Ordnung der Dinge gestorben wäre. Beide Arten von Selbstmord sind aber eine schwere Sünde.

Vater. Ja. Und doch machen sich so viele Menschen — Kinder, wie Erwachsene — des feinen Selbstmords schuldig. Wie das geschieht, werden euch mehrere Beispiele aus dem alltäglichen Leben und aus meiner eigenen Erfahrung lehren.

Erzählungen.

„Warnende Beispiele."

1) Ich kannte eine Familie, deren Kinder auch gar nicht gedeihen wollten. Sie waren immer mager und blaß, und klagten stets über heftige Kopf- und Magenschmerzen. Immer war ein Kranker im Hause; bald lag dies, bald jenes Kind im Bette. In einer Zeit von sechs Jahren sind drei Kinder gestorben, und zwei Jahre darauf starb auch das Vierte und Lezte. Da klagten und jammerten die Eltern sehr, und sprachen: „warum sind wir denn doch mit unsern Kindern so unglücklich, daß wir auch nicht Eines davon bringen konnten? Sie durften doch in gar nichts Mangel leiden; ja sie konnten essen und trinken, was auch nur ihr Herz begehrte. Es ging ihnen in Speise und Trank nicht das Geringste ab."

O, die unverständigen und verblendeten Eltern! Gerade das, womit sie ihren Kindern das Leben kräftig

und dauerhaft machen wollten, hatte ihnen die Gesundheit geschwächt und endlich vollends zerstört. Ihre Kinder durften nämlich von den frühesten Jahren an alle Speisen und Getränke ohne Unterschied und ohne Maß und Ziel genießen. Damit die gekochten Speisen recht kraftvoll werden sollten, wurden sie stark gewürzt; ob sie aber weich und gut gekocht waren, darauf wurde wenig Rücksicht genommen. Daher kam es, daß die zu stark gewürzten, unverdaulichen und in Unmäßigkeit genossenen Speisen den Kindern mancherlei Krankheiten verursachten. Diese Kinder aßen den ganzen Tag und allerlei untereinander hinein, worauf sie allemal Magen- und Kopfweh bekamen. Nicht einmal das unreife Obst ward ihnen verboten. Davon haben zwei dieser Kinder die Ruhr bekommen und sind daran gestorben. Ebenso verweigerte man ihnen auch den Kaffee, Brandwein, den Wein und andere erhitzende und schädliche Getränke niemals. Also der Genuß ungesunder Speisen und schädlicher Getränke, wie auch die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, waren die Ursache, daß diese Kinder die meiste Zeit ihres Lebens krank waren, und schon so frühe gestorben sind.

2) Ich kannte wieder eine andere Familie, deren Kinder ebenfalls durchaus nicht gedeihen wollten. Auch diese sahen immer sehr blaß und kränklich aus, und hatten oft, bald an diesen, bald an jenen Theilen des Körpers, eckelhafte Ausschläge, und einmal sogar die Krätze. Auch die Eltern dieser Kinder beklagten sich darüber, ohne die wahre Ursache davon einzusehen. Wer aber nur Einmal in ihrem Hause gewesen, und

der Kinder Gesicht, Hände und Kleidungsstücke, besonders die Wäsche angesehen hatte, der konnte die Ursache des Dahinsiechens dieser Kinder leicht entdecken. Denn in diesem Hause war in jeder Hinsicht die größte Unreinlichkeit. Die Kinder wuschen die ganze Woche hindurch weder Gesicht, noch Hände, und spielten den Mund niemals mit frischem Wasser aus. Und so schmutzig, wie ihr Körper, sah auch ihre Kleidung und Wäsche aus. In dem Schlafgemache wie in der Wohnstube, war eine so verpestete Luft, daß man, ohne Kopfweh zu bekommen, nicht eine viertel Stunde darin seyn konnte. Dies konnte aber auch nicht anders seyn; denn sowohl im Sommer, als im Winter, wurde nie ein Fenster geöffnet, auch die unreine Zimmerluft nie durch Räuchern gereiniget. War es denn ein Wunder, wenn in einem solchen Hause die Kinder alle krank geworden sind?

3) Noch eine dritte Familie ist mir aus frühern Jahren bekannt, wo die Kinder immer kränkelten. Und die Eltern dieser Kinder, weil sie zur Klasse der Vornehmern gehörten, glaubten doch musterhaft in der Sorgfalt für die Gesundheit ihrer Kinder zu seyn. Ja sie waren wirklich sorgfältig, aber leider nur zu sehr. Und, wie in allem, so trifft auch hier das bekannte Sprichwort ein: „Allzuviel ist ungesund.“ Wenn draußen nur ein kühles Lüftchen wehte, so durften ihre Kinder entweder das Zimmer gar nicht verlassen, oder nur in warme Kleider eingemummt über die Gasse gehen. Ihre Knaben hatten fast das ganze Jahr, nur die wärmsten Tage des Sommers ausgenommen, wo

sie leichtere Kappen trugen, ihre Köpfe fast ganz in Pelzmützen eingehüllt. Bei den Mädchen ging diese Sorgfalt noch weiter; diese waren im Winter so in wollene Kleider und Pelze eingewickelt, daß sie darin fast erstickten. Und doch sahen diese Kinder fast wie erfrohren aus, wenn sie an einem kalten Tage in die Schule kamen, jedes kalte Lüftchen that ihnen weh. Keines von ihnen kam acht Tage nach einander in die Schule; bald war dieses, bald jenes krank, oder doch wenigstens unwohl. Und da wurde gleich der Arzt gerufen, und Medizin verschrieben. Ein Arzt und ein Apothekersgehülfe hatte fast immer mit dieser Familie zu thun. War es aber bei einer solchen Verzärtelung wohl anders möglich?

4) Wie bei der Sorge für die Gesundheit das Zuviel schadet, so ist auch das Zuwenig nicht minder schädlich. Diesen Nachtheil hat ein Schulfreund von mir bitter empfunden. Dieser, sonst ein braver Knabe, hatte, so oft er warm bekommen, die Unvorsichtigkeit, Hals und Brust zu entblößen; wohl auch schnell Rock und Weste auszuziehen. Sehr oft hatte er sich dadurch den Husten, Schnupfen, Halsweh und andere Uebel zugezogen. Allein dies Alles machte ihn nicht vorsichtiger. Einmal bestieg er mit mehreren Kameraden, worunter auch ich war, einen hohen Berg, um dort eine schöne Aussicht in's offene Land zu genießen. Es war zwar früh morgens; aber das zwei Stunden lange Steigen hatte uns doch schwitzen gemacht. Als wir oben waren, wehte uns ein sehr kühles Lüftchen an. Ich und noch einige Andere schlossen die Kleider fester um den Leib, um uns nicht

zu erkälten. Wir forderten auch die Uebrigen dazu auf. Alle thaten es; nur Karl — so hieß dieser unvorsichtige Knabe — blieb eigensinnig, und warf sogleich den Rock von sich. Und anstatt noch eine mäßige Bewegung zu machen, legte er sich sogleich auf die kühle, feuchte Erde nieder. Wir Alle wehrten es ihm; aber er lachte darüber und folgte uns nicht. Allein nach einer Stunde schon bereute er seinen Eigensinn und seine Unvorsichtigkeit. Es fing ihn sogleich zu frieren an. Der Frost in seinen Gliedern nahm schnell zu. Zwei von uns mußten ihn den Berg hinunter mehr tragen als führen. Sehr krank erreichte er mit unsrer Hülfe sein väterliches Haus. Man legte ihn sogleich zu Bette, rief eilends den Arzt zu Hülfe; jedoch es war ihm nicht mehr zu helfen; er war unrettbar verloren. Nach vier und zwanzig Stunden war Karl, als ein blühender Jüngling von sechszehn Jahren, eine Leiche. Welche Folge des jugendlichen Leichtsinns und der Unvorsichtigkeit!

5) Einen ähnlichen Fall, versetzte die Mutter, weiß auch ich aus meiner Jugendzeit. Neben meiner Tante wohnte um dieselbe Zeit, als ich bei ihr war, eine vornehme und brave Familie in der Hausmiethe. Ihre älteste Tochter, Karoline mit Namen, war von meinem Alter und meiner Größe. Wir hatten einander recht gerne, und waren sehr gute Freundinnen zusammen. Sie war auch ein gutes, fleißiges und geschicktes Mädchen; nur hatte sie den großen Fehler, daß sie sich, wenn sie warm hatte, nicht beherrschte, sondern unvorsichtig die Kleider aufriß und mit entblößtem Halse an's offene

Fenster stand, und oft nach großer Erhitzung in der Zugluft verweilte. Sie entschuldigte sich gewöhnlich damit, daß sie sagte: es wäre ihr diese Abkühlung sehr angenehm und wohlthuend. Aber dies war nur wenige Augenblicke der Fall; denn bald darauf mußte sie jedesmal die schlimmen Folgen schmerzlich fühlen. Man hatte sie daher sehr oft vor dieser Unvorsichtigkeit gewarnt; allein dieses nützte nicht viel. Einmal war Karoline mit ihren Eltern, und ich mit meiner Tante, in einer Gesellschaft, wo auch mehrere andere junge Mädchen unsers Alters versammelt waren; wir vergnügten uns mit allerlei unterhaltenden und belehrenden Spielen. Am Ende aber fiel es auch einigen der Muthwilligsten, denen das ruhige Spiel ohnedies nicht behagen wollte, ein, sich mit Tanzen zu belustigen. Karolinen, die außerordentlich lebhaft war, kam dieses wie gewunschen. Sie tanzte leidenschaftlich, — mit so übertriebener Schnelligkeit und Heftigkeit, daß sie ganz erhitzt wurde und der Schweiß ihr über die Wangen herablief. Daß sie sich nun hätte den Kopf und Hals bedecken, langsam auf- und abgehen, oder sich niedersetzen und ruhig verhalten sollen; dies waren Regeln, die ihr schon hundertmal vorgepredigt wurden. Allein sie befolgte sie nie, und auch diesmal nicht; noch niemals aber waren die Folgen davon so schrecklich wie heute. Mit entblößtem Halse sprang Karoline auf den großen Hausgang hinaus, wo eine sehr heftige Zugluft wehte. Plötzlich fuhr ihr ein Schauder durch alle Glieder, und sie fühlte sich auf der Stelle unwohl. Wenn sie dieses nur auch sogleich gesagt

hätte, so wäre vermuthlich noch zu helfen gewesen; — aber sie schwieg, bis ihr die besorgten Aeltern ihr Uebelbefinden, das von Minute zu Minute immer mehr zunahm, anmerkten. Man brachte sie nun sogleich nach Hause und in's Bette, aber alle angewandte ärztliche Hülfe und die größte Sorgfalt der bekümmerten Eltern war umsonst; sie fiel in ein heftiges Fieber, und das hoffnungsvolle Mädchen von achtzehn Jahren, war in sechszehn Stunden eine Leiche. Was für üble Folgen zieht es doch nach sich, wenn sich junge Leute nicht schon frühe selbstbeherrschen lernen! In demselben Jahre starb auch ein andres Mädchen von gleichem Alter an der Auszehrung, die sich diese Krankheit durch einen kalten Trunk in die Hitze hinein, zugezogen hatte.

Hütet euch doch, liebe Kinder, vor jeder schnellen Abkühlung! Wir haben euch schon oft gesagt, daß man nie in die Hitze trinken, und sich nicht plötzlich abkühlen oder in ein kaltes Bad springen soll. Sondern die Abkühlung soll allmählig geschehen; indem man zuerst etwas Wasser über die Hände hinuntergießt, oder sie langsam in dasselbe hineintaucht.

Kinder. Wir machen es allemal so.

Vater. Recht so. Aber wie die Unvorsichtigkeit bei erhitztem Körper, so ist sie auch beim Ringen, Springen, Steigen, Klettern und Baden in tiefem Wasser von sehr schlimmen Folgen. Viele haben durch Frechheit im Schwimmen, Steigen und Klettern ihren schnellen und frühen Tod gefunden, und eben so viele schon durch Muthwillen im Ringen und Springen sich zu Krüppel gemacht.

Julius. So hat unser Kutscher seinen steifen Fuß, den er schon als ein Knabe bekommen, auch durchs muthwillige Springen. Er hat es schon oft bereut; und so oft er mich hüpfen und springen sieht, ruft er mir zu: „Julius! sey vorsichtig und spring nicht so sehr; sonst könnte es dir auch so übel ergehen, wie mir!“

Emilie. Und die arme halb blinde Frau, die fast alle Tage in unser Haus kommt, hat ja auch ihr rechtes Auge in der Jugend nur durch muthwilliges Ringen verloren. Sie hat uns ihre Unglücksgeschichte schon mehr als zwanzig Mal erzählt, und uns vor dem muthwilligen Ringen gewarnt.

Theodor. Und der krumme Hansmichel von Mühlebach hat ja erst vor einigen Tagen unserm Kutscher erzählt — Luzie und Theophil habens auch gehört — wie er als ein Knabe von zwölf Jahren auf eine hohe Eiche hinaufgeklettert, und dann herabgefallen ist, und dabei beide Füsse gebrochen hat.

Luzie. Ja er habe seither zwei krumme Füsse, und sey vorher so gerade gewesen, wie unser Theodor.

Vater. Ich habe leider, als ein Knabe von Theodors Alter auch zusehen müssen, wie ein muthwilliger Knabe vom Wipfel einer sehr hohen Tanne herabstürzte und todt auf dem Platze blieb. Ich könnte euch, liebe Kinder, noch viele solche und ähnliche Beispiele zur Warnung anführen; aber es ist Zeit zum Aufbrechen, und da oben wehet heute auch eine gar kühle Abendluft.

Kinder. Ja wir könnten uns sonst leicht auch eine Krankheit zuziehen, und wir danken Ihnen, lieber

Vater, nnd auch Ihnen, liebe Mutter, für alle die heutigen guten Lehren und schönen Erzählungen; und wir wollen sie gewiß zum Guten anwenden.

Siebenter Abend auf Sinai.

Vater. Setzet euch nieder, Kinder, heute wird unser Unterricht etwas kürzer werden, als sonst; und nach dessen Beendigung steigen wir auf der Ostseite den Kohlberg — den Sinai will ich sagen — hinab, und nehmen unsern Heimweg über die Glaserhütte.

Kinder. O ja, das ist schön! das ist schön! denn diesen angenehmen Spaziergang haben wir auch schon gar lange nicht mehr gemacht.

Vater. Wir enden heute mit den Selbstpflichten, und sprechen noch ...

3) Von der Sorge für Ehre, guten Namen und zeitliches Vermögen.

Vater. Als nothwendige Mittel zur Ausbildung des Geistes und zur Erhaltung des Körpers müssen auch die Ehre, guter Name und zeitliches Vermögen genannt werden. Unter Ehre verstehe ich hier vorzüglich den guten Ruf und die Achtung, worin man bei der guten Menschenklasse steht. Um diesen guten Ruf, um diese Achtung guter Menschen darf man sich nicht bloß, sondern muß man sich bestreben. Denn ohne einen guten Ruf, ohne guten Namen und ohne Achtung rechtschaffener Menschen, kann man in keinem Stande und Berufe

etwas Gutes stiften, weil man als ehrloser und verrufener Mensch gar kein Zutrauen besitzt. Als ein solcher Mensch wird man allenthalben verachtet, verstoßen und zu jedem Amte und Geschäfte als untauglich erklärt. Dies wäre für Jedermann ein sehr elender Zustand, in dem man fast nicht leben könnte. Darum darf und muß man sich bestreben, die Achtung und das Zutrauen guter Menschen zu erlangen und niemals mehr zu verlieren. Aber wodurch meinst du, Julius, kann man die Achtung und das Zutrauen guter Menschen erlangen und festhalten?

Julius. Ich meine dadurch, wenn man recht fromm und tugendhaft lebt, und es mit allen Menschen aufrichtig gut meint.

Vater. Du meinst ganz recht. Ja nur durch Tugend und Rechtschaffenheit erwirbt man Ehre und Achtung. Und wer diese besitzt, gewinnt auch leicht das Zutrauen aller gutgesinnten Menschen, das es ihm dann leichter macht, die Pflichten seines Standes und Berufes zu erfüllen, und in der Welt viel Gutes zu stiften.

Allein, liebe Kinder, nebst dieser wahren Ehre gibt es auch eine falsche, die manche Menschen sogar in schlechten Handlungen suchen. So z. B. macht sich mancher Spieler daraus eine Ehre, daß er am besten spielen und dabei mit größter List betrügen kann; der Trunkenbold rechnet es sich zur Ehre, daß er am besten trinken; der Schwärmer, daß er einen rechten Lumpen machen kann u. s. w. Wer also in Dingen Ehre sucht, die ihm geradezu zur Schande gereichen, dessen Ehre ist falsch.

Jeder Mensch soll nach wahrer Ehre streben, d. h. er soll Ehrliebe haben. Wird diese beim Menschen eine Leidenschaft, das ist: sucht er nur Ehre, um geehrt zu seyn, und will er, daß ihn Jedermann ehren soll, ob er's verdient, oder nicht; thut er sogar nur in der Absicht etwas Gutes, um geehrt und gerühmt zu werden; so wird bei ihm die Ehrliebe Ehrsucht, Ruhmsucht auch Ehrgeiz genannt.

Aus was für einer Absicht, Emilie, soll denn der Mensch nach Ehre streben?

Emilie. Nur aus der Absicht, um das Zutrauen der Menschen zu gewinnen, und auf diese Weise desto mehr Gutes stiften zu können.

Vater. Ja, liebe Kinder, verwahret euch vor dem Ehrgeize und der Ruhmsucht; denn sie machen euch stolz und hochmüthig. Und stolze und hochmüthige Menschen sind immer hart, lieblos und ungerecht gegen ihre Mitmenschen, und sie ziehen sich das größte Mißfallen Gottes und guter Menschen zu. Seyd lieber demüthig und bescheiden, das ist: überschätzet euern Werth nie, und masset euch niemals unverdientes Lob an, dränget euch nirgend hervor, sondern ziehet euch bescheiden und sittsam zurück. Und dann wird man euch achten und lieben. Lobt man euch, so fraget allemal auch euer Herz: ob ihr das Lob auch verdienet? Verdient ihr es, so werdet nicht stolz dadurch, sondern danket Gott, dem Urheber alles Guten und befleißet euch um so mehr, des erhaltenen Lobes auch ferner noch würdig zu seyn. Verdient ihr aber das Lob nicht, so nehmet es auch nicht als verdient an, sondern lehnet es von

euch ab, und gestehet offen, daß ihr es diesmal nicht verdienet. Denn ein unverdientes Lob ist im wahren Sinne ein Tadel. Und auch daraus könnet ihr allemal was Gutes ziehen. Sollet ihr auch nicht nach Ehre und Lob geizen — leidenschaftlich darnach trachten — so dürfet ihr es doch auch nicht verachten, sondern euch freuen, wenn Andere das Gute an euch erkennen. Denn dies weckt und stärkt in euch das edle Ehrgefühl, und dies vermehrt eure sittliche Kraft, das ist: es muntert euch auf zum Guten, und hält euch ab vom Bösen. Ein Mensch, mit edlem Ehrgefühl, mit Ehrliebe beseelt, wird sich immerhin bestreben, auch ein guter Mensch zu seyn.

Man unterscheidet noch ferner eine innere und äußere Ehre. Die innere Ehre ist diese: wenn ihr stets so denket, redet und handelt, daß ihr euch selbst achten könnet; und die äußere ist jene: wenn euer Wandel so beschaffen ist, daß alle guten Menschen euch achten müssen. Die innere Ehre ist ein solches Eigenthum, das euch Niemand rauben kann, wenn ihr euch nicht selbst durch Sünde dessen beraubet. Die äußere Ehre aber hängt vom Urtheile der Menschen ab und ist, wie jedes andere Erdengut, dem Wechsel der Dinge unterworfen. Man kann also derer beraubt werden. Dieser Verlust, obwohl immerhin groß, kann doch leichter verschmerzt werden, wenn man das köstliche Kleinod, die innere Ehre besitzt. Trachtet also, liebe Kinder, jederzeit vorzüglich nach der innern Ehre — Selbstachtung — ohne euch aber je einmal die äußere Ehre — die Achtung der Menschen — selbst zu vergeben.

So beklagungswürdig auch ein Mensch ohne äußere Ehre ist, so ist er doch noch weit mehr zu beklagen, wenn er ohne innere Ehre, sich selbst verachten muß. Selbstverachtung ist allemal der höchste Grad von sittlicher Verworfenheit eines Menschen. Und wenn ein solcher Mensch auch noch bei manchen Personen in einiger Achtung steht, so ist selbst diese Achtung, eben weil er sie nicht verdient, ein Tadel und ein neuer Vorwurf für ihn, der seine Selbstverachtung noch vermehrt.

Erzählungen.

„Warnende Beispiele."

1) Ich kannte einen jungen Rechtsgelehrten, der mit mir in der Residenz in derselben Kanzlei arbeitete. Dieser war ein Mann voll Einbildung, Hochmuth und Ehrgeiz. Wann und wo er sprach, verlangte er, daß Jedermann schweige, und nur auf ihn höre; denn er bildete sich ein: Alles, was er spreche, sey lauter Weisheit. Man sollte stets nur seine Arbeiten bewundern und loben, nur von seinen Kenntnissen sprechen und seine vornehme Herkunft rühmen. Da er von Jedermann zu viel Ehre foderte, so wurde ihm um so weniger geleistet. Selbst jene, die ihm aus Schmeichelei, oder auch aus Falschheit schön in's Gesicht thaten, spotteten seiner hinterrücks, und nannten ihn einen Hochmuthsnarrn. Er war im Grunde genommen auch nichts anders.

Als er dies allmählig merkte, wurde er voll Mißtrauen, Mißmuth und Aerger, und seine Unzufrieden-

heit mit der ganzen Welt, stand mit großen Buchstaben auf seiner gerunzelten Stirne geschrieben. Nichts aber hatte ihn so sehr niedergeschlagen, als das öftere Mißlingen seines ehrgeizigen Strebens nach solchen Ehrenstellen, auf die er noch lange keinen rechtlichen Anspruch machen konnte. Es wurden ihm viermal, aber jedesmal solche Männer vorgezogen, deren Herkunft zwar geringer, aber deren Verdienste und Kenntnisse weit größer waren. Diese gerechte Zurückweisung hielt der junge Mann, in seiner stolzen Einbildung, für ein Unrecht und eine Ehrenkränkung. Er klagte über Parteilichkeit und Ungerechtigkeit.

Jezt legte er, an seiner Ehre, wie er glaubte, tief gekränkt und beleidigt, seine Stelle nieder, zog sich von allem Umgang mit den Menschen zurück, und wurde so allmählig ein unversöhnlicher Menschenfeind, und von Tag zu Tag tiefsinniger, bis er endlich ganz verrückt wurde. Er mußte als ein Wahnsinniger in das Irrenhaus gebracht werden, wo er nach etlichen Jahren elendiglich starb. Welch eine schreckliche Folge des Ehrgeizes und Hochmuths!

2) Ich kannte noch einen andern jungen Mann in der Residenz, der gerade in den entgegengesetzten Fehler gefallen war. Er besaß viele und schöne Kenntnisse, wußte sie aber nicht gut anzuwenden; war von guter Herkunft, betrug sich aber sehr unwürdig; war sehr reich, wendete aber sein Geld sehr schlecht an. Er hielt nichts auf sich, und nichts auf Ehre. Er hatte mit den verdächtigsten Leuten Umgang, ging in die verrufensten

Häuser, und bekümmerte sich wenig darum, was die Leute darüber sagten. Ihm war Lob und Tadel ganz gleichgültig. Es kam endlich so weit, daß kein ehrlicher Mensch mit ihm gehen und etwas mit ihm zu thun haben wollte. Auch dabei blieb er gleichgültig. Bald sah man ihn nur in Gesellschaft lockerer Leute, Spieler und Lumpen. Er wurde immer nachläßiger in seiner Kleidung, niederträchtiger in seinem Benehmen, ausgelassener und schmutziger in seinen Reden und Handlungen, und verschwenderischer in seinen Ausgaben; bis er endlich ein recht liederlicher Mensch und ein Schwelger wurde. Jedermann bedauerte ihn; weil er mit seinen schönen Talenten und Kenntnissen, wie auch mit seinem Reichthume viel Gutes in der Welt hätte stiften können, wenn er auch Ehrliebe und Selbstachtung besessen hätte. Aber wer einmal anfängt, die Selbstachtung und Ehrliebe nieder zu legen, der kommt aus einer Niederträchtigkeit in die andere; bis er endlich ganz ehrlos und schlecht ist. So war es diesem Menschen ergangen. Er war durch sein liederliches und ehrloses Leben so elend geworden, daß er in der ganzen Residenz zur allgemeinen Verachtung ward, und endlich als ein an Leib und Seele verdorbener Mensch im Armenspitale im äußersten Elende starb.

„Nachahmungswürdiges Beispiel."

Ich kannte aber auch in der Residenz einen Andern, der ein sehr vornehmer und hochgeschätzter Mann, und von jenen Beiden geradezu das Gegentheil war. Wie Demuth und Bescheidenheit — dem Hochmuth und

Ehrgeiz, und wie die edle Selbstachtung — der Niederträchtigkeit und Selbstverachtung; ebenso war das ganze Wesen dieses hochgeschätzten Mann — dem jener Beiden entgegengesetzt.

Er hielt etwas auf sich, aber nicht mehr, als er war; er hielt auch viel auf Ehre und Achtung, aber er geizte nicht darnach. Er besaß viele Kenntnisse, eine hohe Ehrenstelle und großen Reichthum, war aber gar nicht stolz darauf. Er sprach mit Jedermann, war er vornehm oder niedrig, reich oder arm, mit gleicher Freundlichkeit und Leutseligkeit. Nichts hielt er seiner für unwürdig und als entehrend für ihn, als eine niederträchtige und schlechte Handlung. Man hörte ihn nie von sich und von seinen Vorzügen, aber wohl von den Vorzügen Anderer sprechen. Er war gegen verdientes Lob nicht gleichgültig, aber er that nie etwas Gutes um des Lobes willen. Auch ließ er sich von seinen Untergebenen die schuldige Achtung erweisen, aber er behandelte auch den Geringsten nicht stolz, sondern immer mit vieler Bescheidenheit. So oft sein Stand und Amt es erlaubte, versuchte er sich den Ehrenbezeigungen zu entziehen. Denn er hielt mehr auf die innere Ehre, die man nur durch Tugend erwirbt, als auf die äußere — nämlich auf die Achtung der Menschen; obwohl er sich diese Achtung nie selbst vergab. Er zog sich zurück und lehnte das Lob der Guten ab, so oft und wo immer er konnte. Jemehr er sich aber zurückzog, und seine Verdienste mit einem Dunkel umhüllen wollte, desto mehr wurde er von Rechtschaffenen gesucht, und um so mehr wurden seine

Verdienste bekannt gemacht. Er wurde schnell nach einander zu immer höhern Ehrenstellen erhoben, und genoß eine immer größere Achtung und Liebe, ohne Eines, oder das Andere je gesucht zu haben. An ihm ging das biblische Sprichwort in Erfüllung: „Wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden.“ —

Wie die äußere Ehre — Achtung, guter Ruf, guter Name — ebenso ist auch der Besitz von zeitlichem Vermögen ein nothwendiges Mittel für den Menschen, um für seinen Leib und seine Seele recht sorgen, und die Pflichten seines Standes und seines Berufes getreu erfüllen zu können.

Was versteht man unter zeitlichem Vermögen, Luzie?

Luzie. Geld, Aecker, Wiesen, Gärten, Weinberge und Waldungen.

Theodor. Auch Häuser, Hausgeräthe und Kleider.

Emilie. Vermögliche Leute haben auch Früchte auf dem Speicher und Weine im Keller.

Julius. Und auch Vieh im Stalle.

Vater. Und manche Leute, die keine Aecker, Wiesen, Gärten, Weinberge und Waldungen, keine eigenen Häuser, Scheunen und Stallungen haben, leben theils als Taglöhner von ihrem Liedlohne, theils als Handwerker von ihrem Verdienste, theils als Handelsleute von ihrem Gewinne, theils als Kapitalisten von den Zinsen ihrer ausgeliehenen Gelder, und theils als Angestellte und Beamte von ihrer Besoldung. Alle aber brauchen Vermögen, es mag bestehen worin es wolle, um davon leben zu können.

Nenne mir, Theodor, nur die nothwendigsten Bedürfnisse zum Leben.

Theodor. Nahrung, Kleidung und Wohnung.

Julius. Ja ohne Nahrung könnte man gar nicht, und ohne Kleidung und Wohnung nur in warmen Ländern, aber sehr hart leben.

Vater. Und wer die Nahrung nicht selbst pflanzen, seine Kleider nicht selbst machen, und sich keine Wohnung selbst bauen kann, was muß dieser thun?

Julius. Er muß sich dies Alles anschaffen.

Vater. Womit?

Kinder. Mit Geld.

Vater. Also braucht der Mensch zu seiner Selbsterhaltung Geld und Gut — Vermögen. — Wenn jeder Mensch für sich allein leben könnte, so brauchte er nicht viel zu seiner Erhaltung; insbesondere, wenn er genügsam und zufrieden ist, und nur die nothwendigen Lebensbedürfnisse befriedigen will. Aber gar viele Menschen sind nicht für sich allein; sie müssen auch für Andere sorgen und sie erhalten.

Julius. Ja, gerade die Eltern müssen ihre Kinder, und die Reichen die Armen erhalten.

Emilie. Es gibt aber viele Leute, die weit mehr haben als sie brauchen; und dann wieder Leute, die weniger haben, als sie brauchen. Die Einen haben Ueberfluß, die Andern Mangel.

Vater. Die Erstern nennt man — Reiche, die Leztern — Arme. Diese Einrichtung ist weise und gut; denn sie kommt von Gott. Die Sache ist gut ausgetheilt. Die Reichen brauchen mehr, als die

Armen, weil sie größere Auslagen machen müssen, als diese. Und wer größere Auslagen hat, muß auch größere Einnahmen haben.

Emilie. Und was die Reichen nicht brauchen, davon müssen sie denen mittheilen, die gar nichts haben.

Julius. Und müssen jenen Armen, die ihnen arbeiten, den Lohn geben.

Vater. Dann haben Alle zu leben, und Niemand darf Noth und Mangel leiden.

Mutter. Ja, wer gerne arbeitet, hat immer zu leben; und wer nicht mehr arbeiten kann, darf nur Vermögliche um ein Almosen bitten, und er wird auch nicht verhungern.

Luzie. In der heil. Schrift heißt es aber: „es hält schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich kommt.“ Also kämen viele Menschen nicht in den Himmel.

Theophil. Wir auch nicht; denn wir sind ja auch reich.

Vater. Unter jenen Reichen, die nicht ins Himmelreich kommen, hat Jesus nur die gemeint, welche ihr ganzes Herz an den Reichthum hängen, und in der Welt nichts Höheres kennen, als Geld und Gut. Wer aber seinen Reichthum ehrlich erworben hat und gut anwendet, fleißig die Armen unterstützt, fromme und wohlthätige Stiftungen macht und sonst allerlei Gutes damit stiftet, kommt sicher in den Himmel. Denn der Reichthum ist eben so wenig ein Laster, als die Armuth eine Tugend ist; beide aber können sowohl die

Tugend, als das Laster befördern, je nachdem man sie zum Guten, oder zum Bösen anwendet. Der Reiche kann sich vorzüglich üben in den Tugenden der Wohlthätigkeit und Mäßigkeit; und muß sich hüten vor den Lastern des Geizes, der Unmäßigkeit und der Verschwendung. Ebenso kann auch der Arme sich vorzüglich üben in den Tugenden der Genügsamkeit, Sparsamkeit und Arbeitsamkeit; und muß sich hauptsächlich hüten vor den Lastern des Mißvergnügens, des Neids und der Mißgunst, des Müßiggangs und der Ungerechtigkeit.

Mutter. Ja der wohlthätige und mäßige Reiche, und der genügsame, sparsame und arbeitsame Arme sind Gott gleich angenehm. Ich will euch, Kinder, ein Geschichtchen erzählen. Es heißt...

„Der Sparsame und Geizige."

Zwischen Sparsamkeit und Geiz ist eine so enge Linie, daß sie eher überschritten ist, als man glaubt. So meint Mancher, er sey nur recht sparsam, und er ist schon geizig. Sparsamkeit ist aber eine Tugend und Geiz ein Laster.

Unfern von meiner Tante wohnte ein junges Ehepaar, das mit einem ganz kleinen Vermögen seine Haushaltung begann. Der Mann war ein Schneider und seine Frau eine Näherin. Beide waren mit der Zeit und den Ausgaben sehr sparsam. Sie arbeiteten oft ganze Nächte hindurch, wenn es nöthig war. Ihr Tisch war stets mit gesunden und nahrhaften, aber nie mit kostspieligen Speisen besetzt. Von Tag zu

Tag schrieben sie die Einnahmen und Ausgaben in ein Hausbuch ein, und hielten am Schlusse eines jeden Monats Abrechnung. Fanden sie die Ausgaben im Vergleich mit den Einnahmen zu groß, so schrenkten sie sich in ihrer Haushaltung noch mehr ein. Weder das Eine, noch das Andere gab einen unnöthigen Kreuzer aus; was aber nöthig war, schafften sie an, und ersparten es allemal wieder an dem, was andere ihres Gleichen für Eitelkeiten und Vergnügen ausgaben. Sie genoßen an Sonn- und Feiertagen Nachmittags auch Vergnügen, — und zwar die schönsten und wohlfeilsten — nämlich jene auf Spaziergängen in der schönen, freien Gottes-Natur. Und so vermehrte sich, unter Sparsamkeit und Gottes Segen, ihr kleines Vermögen von Tag zu Tag, so daß sie nach zehn Jahren schon ziemlich wohlhabend waren. Gott segnete diese arbeitsamen und sparsamen Leute, die bei all' ihrer Sparsamkeit dennoch reichlich Almosen gaben, und dabei auch fromm und ehrlich blieben.

In der Nachbarschaft dieser braven Leute wohnte auch ein lediger Mann, der ein Kramlädchen hatte und Peter Tollmann hieß, den man aber spottweise nur „den tollen Peter" nannte. Er verdiente diesen Namen in der That; weil er ein gar tolles Leben führte.

Der tolle Peter war nämlich ein fürchterlicher Geizhals. Sein Liebstes und Höchstes war das Geld; dieses verehrte er wie einen Gott; und diesem seinem Mamon brachte er Opfer über Opfer. Ihm opferte er Ruhe und Schlaf, jede Freude, jedes Vergnügen, sogar die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse

dieses Lebens; den Frieden seines Gewissens und seiner Seele, ja die ewige Glückseligkeit auf. Um sein Geld zu vermehren litt er Hunger, Noth und Mangel, vermied allen geselligen Umgang mit den Menschen, weil er fürchtete, daß er dadurch Unkosten haben könnte; er trieb Wucher, log und betrog.

Einmal als sein Kramlädchen zwei ganze Tage verschlossen blieb, und der tolle Peter im Hause nicht zu sehen war, hielt man ihn für krank, brach mit Gewalt in das Haus ein, fand ihn todt neben seiner Geldkiste liegen, und wie er noch krampfhaft etliche Goldstücke in der Hand festhielt. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß der tolle Peter aus lauter Geiz, bei voller Kasse, des Hungertodes gestorben war. Man fand in seiner eisernen Kiste 80,000 Gulden in Silber und Gold, welchen Schatz seine Erben unter sich theilten; aber darüber in Streit geriethen und ihm nun statt des Gebetes nur Flüche ins Grab nachsandten.

Vater. Auch ich will noch ein Beispiel von einem Manne erzählen, der von jenen Beiden gerade das Gegentheil war.

„Der Verschwender."

Johann Rocher, Wirth und Metzger im Städtlein L...., war der reichste Bürgersohn daselbst, und bekam ein eben so reiches Mädchen zur Frau. Aber schon im ersten Jahre stand es schlimm mit seiner Wirthschaft; denn Rocher war ein Verschwender. Da er immer die schönsten Pferde haben wollte, so verwand er sehr viel Geld darauf. Auch im Uebrigen machte

er aus Eitelkeit und Großthuerei übermäßigen Aufwand. Bei Tische, in der Kleidung und dem Hausgeräthe herrschte in seinem Hause die größte Verschwendung. Er wollte es in Allem den übrigen Reichen des Städtchens vorthun. Ob sein Hauswesen dies aber erleiden mochte, das untersuchte er nie; konnte es aber auch nicht, weil er über sein großes Hauswesen gar kein Hausbuch führte. Dies hätte ihn aber noch nicht so schnell arm gemacht, wenn er dabei nicht auch ein großer und leidenschaftlicher Spieler, und noch andern kostspieligen Leidenschaften ergeben gewesen wäre. Und während er dem Spielen und andern sündhaften Vergnügen nachzog, thaten die Dienstboten, was sie wollten; und so ging es mit seinem Hauswesen von Tag zu Tag den Krebsgang, bis er in wenigen Jahren mit Frau und Kindern am Bettelstabe war. Eine traurige, aber natürliche Folge der Verschwendung.

Achter Abend auf Sinai.

Vater. Heute, liebe Kinder, beginnen wir einen neuen Abschnitt.

Kinder. Gewiß den von den Pflichten gegen den Nächsten?

Vater. Habt's errathen. Von diesen werden wir länger zu sprechen haben, weil sie ausgedehnter sind, als die beiden ersten Arten von Pflichten. Ihr dürfet euch aber auch auf desto mehr Geschichtchen freuen.

Dritter Abschnitt.

Die Pflichten gegen den Nächsten.

Vater. Wie die Pflichten gegen sich selbst, die Ausführung des göttlichen Willens an seiner eigenen Person; ebenso sind die Pflichten gegen den Nächsten, die Ausführung des göttlichen Willens an der Person des Nächsten.

„Wer ist aber unser Nächster?“

Julius. Alle Menschen, weil alle Kinder Gottes und Geschwister zu einander sind.

Emilie. Ja, Christen und Nichtchristen, Freunde und Feinde sind unsere Nächsten, die wir lieben müssen.

Theodor. Der Heiland hat ja gesagt: „Liebet eure Feinde, thut denen Gutes, die euch hassen, und betet für eure Beleidiger und Verfolger.“ —

Luzie. Dies hat der liebe Jesus selbst auch gethan; am Kreuze noch rief er aus: „Vater! verzeih' ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun“, — ja, so hat er noch sterbend ausgerufen.

Julius. Auch der heil. Stephanus ist in der Feindesliebe dem Heilande ganz getreu nachgefolgt. Er hat auch unter den Steinwürfen für seine Mörder gebetet, und gerufen: „Herr! rechne es ihnen nicht zur Sünde an.“

Vater. Diese Feindesliebe, deren Ausübung manche Menschen für unmöglich halten, haben alle Heiligen Gottes zu allen Zeiten ausgeübt, und auch

jezt noch üben dieselbe alle frommen und guten Menschen aus.

Wenn wir also jene Menschen, die wir uns're Feinde nennen, nicht von uns'rer Liebe ausschließen dürfen, so folgt daraus, daß gar kein Mensch davon ausgeschlossen werden darf.

Theophil. Also muß ich auch den Fleischerhans, den die Landjäger vor vier Wochen als einen Mörder gefesselt in's Gefängniß geführt haben, lieben?

Vater. Jawohl; weil er auch dein Nächster ist.

Theophil. Er ist aber ein gastiger und gottloser Mensch.

Vater. Macht nichts. Seine Verbrechen mußt du hassen und verabscheuen, ihn aber als einen unglücklichen Menschen aus Nächstenliebe bedauren und für seine arme Seele beten, daß der liebe Gott ihr gnädig sein möge.

Damit ihr mich aber auch recht verstehet, will ich mich noch deutlicher erklären. Denkt euch, liebe Kinder, die ganze Welt nur als ein unermeßlich großes Haus, und alle Menschen darin als eine einzige Familie, von der Gott der Schöpfer Himmels und der Erde, der Vater ist. Wenn also alle Menschen auf Erden, ohne Ausnahme, Kinder eines und desselben Vaters sind, so sind auch alle zusammen Brüder und Schwestern. Und alle Menschen, auch die Wilden und Menschenfresser in fremden Welttheilen, sind Kinder Gottes, weil Alle nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und mit einer unsterblichen Seele begabt, und Erlöste sind durch Jesus Christus. Alle Menschen auf der

ganzen Erde sind Geschwister zu einander, weil Alle von den nämlichen Stammeltern, Adam und Eva, abstammen, und von Gott zur ewigen Glückseligkeit berufen und bestimmt sind. Darum müssen auch alle Menschen, wenn sie gottgefällig und ewig glückselig werden wollen, einander als Geschwister herzlich lieben. Zwar hat der liebe Gott, der Allvater der Menschen, gar ungleiche Kinder in seiner großen Familie — Wilde und Gebildete, und unter diesen wieder Gute und Böse, Reiche und Arme, Vornehme und Niedere, Geschickte und Ungeschickte, Gescheidte und Einfältige, sogar Dumme, Blödsinnige, auch Narren. Aber dieser Unterschied hebt doch die Brüderschaft unter den Menschen nicht auf; er bietet im Gegentheile jedem Menschen mehr Gelegenheit dar, die Liebe gegen seine Brüder und Schwestern auf manchfaltige Weise zu äußern.

Man kann seine Brüder und Schwestern nun so am Besten lieben: daß man die rohen Wilden bildet, die Unwissenden belehrt, und die Gebildeten achtet und schätzt; die Guten ehrt, nachahmt, lobt und belohnt, und die Bösen ermahnt, warnt, liebevoll bestraft und zu bessern sucht, und deshalb auch für sie betet; daß man ferner die Reichen und Vornehmen um ihres Erdenglückes nicht beneidet, sondern es ihnen von Herzen gönnt, sie in ihrem Glücke nicht stört, sondern es ihnen vielmehr befördern hilft; daß man gegen die Armen und Dürftigen mitleidsvoll, wohlwollend und wohlthätig, und gegen einfältige, blödsinnige und verrückte Menschen, weil sie meistens unglücklich und bedaurungswürdig sind, barmherzig, theilnahmsvoll, nachsichtig

und schonlich ist; daß man sich endlich gegen Wohlthäter dankbar und erkenntlich, und gegen Jedermann, ohne Ausnahme, gerecht, dienstfertig, gefällig, liebreich und freundlich bezeigt.

Hiermit habe ich euch nun, liebe Kinder, allerlei Pflichten aufgezählt, die ein Mensch gegen den Andern, als gegen seinen Bruder, oder seine Schwester, erfüllen muß. Ich muß sie euch nur noch in eine bessere Ordnung bringen. Ich werde die oben zerstreut angeführten Pflichten eintheilen, A.) in allgemeine und B.) in besondere Gesellschaftspflichten; und dann die allgemeinen wieder 1) in Pflichten der Gerechtigkeit und 2) in Pflichten der Güte.

A. Allgemeine Gesellschaftspflichten.

Vater. Alle Menschen auf der Erde machen, wie ich schon erwähnt habe, nur Eine Gottesfamilie, Eine brüderliche Gesellschaft aus. Jedes Glied in dieser Gesellschaft muß zur Wohlfahrt Aller, wie zu seiner eigenen, sein Mögliches beitragen; Alle haben gegenseitig gleiche Pflichten und Rechte untereinander. Jedes einzelne Glied hat die Pflicht, alle übrigen Glieder, wie sich selbst zu lieben; hat aber zugleich auch das Recht, das Nämliche von ihnen zu fordern. Gottes- und Nächstenliebe verpflichten mich, alle Mitmenschen so zu lieben, daß ich gegen sie gerecht und gütig bin. Dieselbe Pflicht hat aber auch jeder Mit-

mensch gegen mich, und ich habe das Recht zu fordern, daß er sie eben so gegen mich, wie ich gegen ihn, getreu erfülle.

Ich werde also zuerst sprechen . . . .

1) Von den Pflichten der Gerechtigkeit.

Julius und Emilie werden wohl aus dem frühern Unterrichte noch wissen, was das heiße: gegen seinen Mitmenschen gerecht seyn?

Julie. Ja, man ist gerecht gegen seinen Mitmenschen, wenn man einem Jeden das läßt und das gibt, was ihm gehört.

Vater. Sage uns, Emilie, was soll Jeden nebst der christlichen Liebe noch antreiben, gegen seinen Mitmenschen gerecht zu seyn?

Emilie. Das allgemeine Naturgesetz: „was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht." — „Und was du willst, das dir die Leute thun, das thue auch ihnen."

Vater. Wie vielerlei Güter, Julius, besitzt denn jeder Mensch?

Julius. Güter der Seele und Güter des Leibes.

Vater. Recht. Kannst du, Emilie, die Vorzüglichsten dieser Güter uns aufzählen?

Emilie. Ich meine, wenn ich mich noch recht erinnere, die vorzüglichsten Güter eines Menschen seyen diese: a) Tugend und Unschuld. b) Ehre

und guter Name. c) Leben und Gesundheit, und d) zeitliches Vermögen.

Vater. Richtig. Zuerst also . . .

a) von Tugend und Unschuld des Nächsten.

Weißt du noch, Julius, was Tugend ist?

Julius. Ja, Sie haben mir und der Emilie früher einmal gesagt: Tugend sey das beständige Streben, immer weiser, besser und gottgefälliger zu werden. Und erst vor etlichen Tagen: Tugend sey das ernstliche Streben alle Sittengesetze auf die möglich beste Art zu erfüllen.

Vater. Und wodurch, Emilie, wird denn der Mensch weiser, besser und gottgefälliger?

Emilie. Ich denke wohl dadurch, wenn er Gottes heiligen Willen recht kennen lernt und ihn auch immer getreu erfüllt.

Vater. Somit könnte man nun die Tugend auch das eifrige Streben nennen, immer und in Allem Gottes heiligen Willen zu erfüllen. Und jenen Menschen, der sowohl in Gesinnungen, als auch in Worten und Werken stets den heiligen Willen Gottes erfüllt — d. i. die Gebote Gottes hält — kann man tugendhaft nennen.

Was verstehst du aber, Julius, unter dem Worte „Unschuld“?

Julius. Unschuld ist das, wenn man noch nicht zum Bösen verführt worden ist.

Vater. Ja ein Kind, das noch nichts vom Bösen weiß, dessen Herz noch so rein und lauter ist, wie ein silberhelles Quellwasser, nennt man ein unschuldiges Kind. Und ein so reines und lauteres Herz kann und muß das Kind sein ganzes Lebenlang bewahren — d. i. unschuldig bleiben. Kann aber wohl so ein edles Gut, wie Tugend und Unschuld sind, dem Menschen auch geraubt werden?

Julius. Ja; durch Verführung kann man Tugend und Unschuld verlieren; und wer diese verliert, hat seine edelsten und besten Güter verloren.

Emilie. Und wer einem Menschen diese edlen Güter durch Verführung raubt, thut gewiß eine sehr große Sünde.

Vater. Ja er begeht das größte Unrecht an ihm, weil er ihn durch diesen Raub zu einem unglückseligen Menschen macht. Dieß wird euch, liebe Kinder, durch eine kleine Erzählung deutlicher werden.

„Die schändliche Verführung."

Sales Weihmuth war der einzige und hoffnungsvolle Sohn eines wohlhabenden Bürgers aus M . . ., und ein gar wohlgezogener, frommer und liebenswürdiger Knabe. Er kam als ein schon recht gut vorbereitetes Studentchen auf dasselbe Gymnasium, und in dieselbe Klasse, wo ich war. Er war der fleißigste, aber bald auch der geschickteste Schüler der dritten Klasse. Schon nach einem halben Jahre ward er der Liebling aller Gymnasiallehrer, und auch alle Gymnasisten — nicht nur Jene der dritten, sondern auch

Jene aller übrigen Klassen — hatten den liebenswürdigen Weihmuth gerne. Jeder wünschte ihn zum Freunde zu haben, und so hatte er im ersten Jahre fast alle zu Freunden, im wahren Sinne aber gar keinen Freund. Weil er selbst gegen alle Schüler, ohne Ausnahme, ungemein freundlich und gefällig war, so waren auch sie es gegen ihn. So war nun unser lieber Weihmuth drei volle Jahre in K....., ohne im engern Sinne einen seiner Mitschüler seinen Vertrauten zu nennen.

Nun war Weihmuth ein Jüngling von ungefähr sechszehn Jahren geworden, und noch so unverdorben, wie ein sechsjähriges Kind. War er der Liebling aller seiner Lehrer und Mitschüler, so konnte er auch den übrigen Bewohnern des Städtchens nicht unbekannt bleiben. In den besten und vornehmsten Familien fand er Zutritt; Jedermann wünschte und liebte die Besuche eines so verständigen, wohlgesitteten und allgemein beliebten Jünglings, dem es auch nicht an liebenswürdigen Eigenschaften und Vorzügen des Körpers fehlte. In jedem Hause, wohin er immer nur kam, ward er auf's Freundlichste empfangen. Dies war für Weihmuths Tugenden eine gefährliche Klippe, woran sie hätten leicht scheitern können. Allein er blieb immer noch der bescheidene, sittsame und anspruchslose Jüngling, wie zuvor; bis er als Gesellschafter von drei Jünglingen, von denen der Aelteste achtzehn, der Mittlere sechszehn, und der Jüngste fünfzehn Jahre alt war, in das Haus eines sehr reichen Fabrikanten kam, dessen prachtvolle Gebäulichkeiten außerhalb des

Städtchens standen, und wo es überaus vornehm zuging. Des reichen Fabrikanten Söhne hatten zwar von Jugend auf eine sehr vornehme und glänzende, aber keine gute und fromme Erziehung erhalten. Die Folgen davon wurden den Eltern immer sichtbarer, je älter ihre Söhne geworden. Da nun Weihmuth auch ihnen als ein so vorzüglicher Jüngling empfohlen worden, so entschlossen sie sich, ihn in's Haus aufzunehmen, in der besten Hoffnung, daß ihre Söhne durch den vertrautern Umgang mit einem so wohlgesitteten und tugendhaften Jünglinge viel gewinnen und besser werden würden.

Jedoch dieser Entschluß der reichen Eltern, wurde, so gut er auch gemeint war, ihren Söhnen nicht zum Nutzen, und dem tugendhaften Weihmuth zum Verderben. Es ist doch eine traurige Erfahrung in der Welt, daß es verdorbenen Menschen weit öfter und leichter gelingt, einen Guten und Unverdorbenen zu verderben, als es einem Guten gelingt, Verdorbene und Schlechte zu bessern. Ja wie ein frischer Apfel die faulen nicht mehr frisch macht, sondern auch von ihnen angesteckt und bald auch faul wird, und wie ein einziger fauler Apfel hundert frische anstecken kann, so ist es auch bei den Menschen der Fall. Selten gelingt es einem Guten, Schlechte zu bessern, er wird oft auch von ihnen angesteckt; öfterer aber gelingt es einem einzigen Schlechten, gute und unverdorbene Menschen anzustecken und zu verführen. So war es auch bei Weihmuth und den drei Söhnen des reichen Fabrikanten der Fall.

Weihmuth kam nun in dieses reiche und vornehme Haus; er und seine Eltern hielten es für ein Glück. Ach! hätten diese Guten nur im Geringsten geahnet, was für ein großes Unglück mit der Zeit daraus hervorgehen werde, — Weihmuth wäre sicher für immer aus diesem Hause geblieben! Denn seine drei neuen Gesellschafter waren schon zu sehr verdorben, und in ihren Unarten und bösen Gewohnheiten zu alt geworden, als daß dieser arglose Weihmuth, der von allen Menschen das Beste dachte, heilsam auf sie wirken und sie bessern konnte. Da diese verdorbenen Jünglinge wohl wußten, wie viel ihr neuer Gesellschafter und Geleitsführer bei ihren Eltern gelte, und daß er gleichsam als Hofmeister über sie aufgestellt sey, so spielten sie mit Uebereinkunft die erste Zeit vor Weihmuth die Heuchler. Und es gelang ihnen schon in den ersten Wochen durch Verstellungskunst, des arglosen Jünglings Zutrauen für sich zu gewinnen. Sie heuchelten die innigste Liebe und Freundschaft zu ihm, und es war nichts anders, als das Bemühen, ihn zu verführen, und ihn so ganz für sich zu gewinnen, damit sie desto eher ungeahndet und ungestraft, ihre Unarten und Bosheiten ausüben könnten. Der gute Weihmuth, dem es gänzlich an Erfahrung und Menschenkenntniß fehlte, ahnete nichts Arges, sah die Verstellung für Aufrichtigkeit an, und glaubte sich von diesen drei Jünglingen innig und aufrichtig geliebt; er liebte sie entgegen, und schloß sich ihnen arglos, mit wärmster Freundschaft an. Dies war es, was die Bösewichte wollten; jezt konnten sie allmählig, wie

Wölfe in Schafskleidern, ihre Maske enthüllen, und in ihrem natürlichen Gewande erscheinen. Denn Weihmuth liebte sie; entschuldigte aus lauter Liebe und Freundschaft manche Unart an ihnen; ermahnte sie zwar Anfangs liebevoll und freundschaftlich; übersah ihnen aber bald manchen Muthwillen, weil er nur Spaß genannt wurde, und machte endlich bald diese, bald jene muthwillige und ausgelassene Streiche mit. Er wurde von seinen falschen Freunden, die im ächten Sinne seine größten Feinde — seine Verführer waren, für solche Gefälligkeiten allemal bald durch dieses, bald durch jenes Vergnügen belohnt. Und so wurde der gute Weihmuth allmählig ganz verblendet, und unmerklich immer weiter und weiter von Gott und dem Pfade der Tugend abgeleitet — er wurde ganz verführt.

Weihmuth wurde zwar später von manchem guten Freunde gewarnt, und auf die Gefahr, in der er schwebe, aufmerksam gemacht; allein er war schon zu sehr verblendet und für seine drei vermeinten Freunde eingenommen, als daß er seine Gefahr erkannt hätte. Seine Verführung ging zwar langsam, aber desto verderblicher und sicherer von Statten. In einer Zeit von zwei Jahren war Weihmuth ein ganz anderer Mensch. Es kam mit ihm endlich so weit, daß er an den bösen Beispielen, woran er sich anfänglich ärgerte, endlich gar kein Aergerniß mehr nahm, sondern, von der Sünde ganz umstrickt, sie nachahmte. Ja Weihmuth, der bisher die schönste Hoffnung und Freude seiner Eltern gewesen, wurde nun zum größten Herzenleid derselben, wie auch aller, die ihn kannten und

liebten, ein trauriges Opfer der Verführung. Er wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn er auf die Bitte seiner Eltern das Haus des reichen Fabrikanten verlassen, und sich für immer von seinen Verführern losgerissen hätte. Allein er folgte nicht, und blieb. Und sein Bleiben vollendete sein Verderben. Wer Sales Weihmuth früher gekannt hatte, bedauerte und beklagte ihn als einen Verführten und Verblendeten, der seine Verführung und sein Unglück nicht erkannte. Am meisten aber wurde er beweint von seinen unglücklichen Eltern, die in ihrem einzigen Sohne die Stütze ihres Alters und ihrer höchsten Lebensfreude verloren. Er war für sie mehr als todt; denn wäre er früher, wo er noch so fromm und tugendhaft war, gestorben, so wäre ihnen doch der Trost geblieben, ihn einmal wieder im Himmel zu finden. Jezt aber war er für sie zeitlich und ewig verloren. Denn es kam von einer fernen Hochschule, wo Weihmuth mit dem ältesten Sohne des Fabrikanten studirte, eine traurige Nachricht auf die andere von den Ausschweifungen, denen sich Beide ergeben hatten.

Da Weihmuth von einer schwächlichen Gesundheit war, so unterlag er auch bald seinen Ausschweifungen, und wurde tödtlich krank. Nun erbarmte sich Gott des Verführten, und fügte es so, daß ein sehr frommer und geschickter Seelsorger zu ihm an's Krankenbett kam, dem es mit Gottes Gnade gelang, ihn gänzlich zu bekehren. Weihmuth beweinte mit bitterer Reue seine Verirrungen, verwünschte seine Sünden, und machte die schönsten Vorsätze für die Zukunft.

Allein es gefiel Gott, ihn von dieser Erde abzurufen, und ihn für immer vor jeder ferneren Verführung zu bewahren. Nach dem Zeugnisse seines Seelsorgers soll er zur Beruhigung und zum Troste seiner Eltern, Verwandten und Bekannten, als ein reuiger Sünder trostvoll entschlafen seyn.« —

Ach, Gott Lob! riefen die Kinder mit einem tiefen Seufzer aus, daß doch die Geschichte noch einen guten Ausgang nahm!

Emilie. Es war mir um den armen Weihmuth ungemein bange.

Luzie. Mir auch.

„Auch mir«, versetzte jedes von den Uebrigen.

Theodor. Und wie ist es noch Weihmuths Verführern ergangen, lieber Vater?

Vater. Wie es immer verdorbenen und liederlichen Menschen ergeht, nämlich recht schlecht. Der Aelteste starb ebenfalls in seinen schönsten Jahren in einem Siechhause, der Mittlere lebt noch, aber in traurigen Verhältnissen, und der Jüngste ging schon vor mehreren Jahren nach Amerika, woher man bis jezt keine Sylbe mehr von ihm vernommen hatte. Auch ihre Eltern sind schon etliche Jahre todt, und von ihrem großen Reichthume ist fast nichts mehr übrig.

Julius. Dies war ihr verdientes Schicksal, weil sie an dem guten Weihmuth eine so schändliche Ungerechtigkeit begingen. Er lebte gewiß jezt noch, und würde seinen Eltern viel Ehre und Freude gemacht, und in der Welt viel Gutes gestiftet haben, wenn

diese Bösewichte ihn nicht verführt hätten. Sie waren doch recht strafbar!

Emilie. Ich meine, er hätte sich aber auch nicht sollen verführen lassen. Wäre er aus diesem Hause fort und in ein anderes: dann wäre er vermuthlich nicht verführt worden.

Vater. Du hast recht, liebes Kind; aber du kennst den Menschen noch zu wenig; du kennst die List der Bösen nicht, und weißt noch nicht, wie schwach der Mensch ist, und wie leicht er fallen kann, wenn er nicht wachsam, klug und vorsichtig genug ist, und nicht in der Gnade Gottes steht.

Mutter. Ja, wie schwach der Mensch ist, und wie leicht er verführt werden kann, beweisen die vielen Beispiele von Verführungen, nicht nur von Knaben und Jünglingen, sondern auch von Mädchen und Jungfrauen. So weiß ich aus meinen frühern Jahren zwei fast ganz ähnliche Verführungen von einem Mädchen von zwölf und einer Jungfrau von siebenzehn Jahren, die durch List, Heuchelei und Schalkheit böser Menschen verführt, und aus tugendhaften und hoffnungsvollen Töchtern schlechte und unglückliche Personen geworden sind.

Emilie. Wie wird es aber in der andern Welt auch denen ergehen, die sich ein Vergnügen daraus machen, unschuldige und tugendhafte Menschen zu verführen, und für Zeit und Ewigkeit unglückselig zu machen. Sie können ja ihr großes Unrecht in dieser Welt nie mehr ganz gut machen; wenn sie auch wollten.

Vater. Ja, darum ist es auch ein so großes

Verbrechen, wenn man Andern durch Verführung, Tugend und Unschuld, und damit auch den Seelenfrieden, die zeitliche und ewige Glückseligkeit raubt. Und eine jede Verführung geschieht entweder durch Aergerniß, böse Beispiele, oder durch Ausstreuung anstößiger Lehren und Grundsätze. Es kann daher geschehen, daß man, ohne es eigentlich zu wollen, aus Leichtsinn und Unvorsichtigkeit im Reden und Handeln oft unschuldige und tugendhafte Menschen ärgern, und so ein Verführer an ihnen werden kann. Man muß sich daher sehr in Acht nehmen, daß man ja Niemanden weder durch eine Rede, noch durch eine Handlung ein Aergerniß gibt. Julius wird uns sagen, was Jesus vom Aergerniß sagt.

Julius. „Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt! es wäre besser, man hänge ihm einen Mühlstein an den Hals, und er würde versenkt in die Tiefe des Meeres. —

Vater. Damit wollte Jesus nichts Anders sagen, als, daß es besser wäre, wenn ein solcher Mensch entweder gar nicht geboren worden, oder sogleich aus der Welt geschafft würde.

Mutter. Hütet euch daher, liebe Kinder, vor Allem vor Verführung; denn ihr müßtet vorerst verführt worden seyn, bevor ihr Andere verführen könntet. Wäre aber das Eine, oder das Andere von euch — was der liebe Gott verhüten möge — so unglücklich, verführt zu werden, so wäre es dann auch schon auf dem Wege, der Verführung Anderer fähig zu werden.

Vater. Ja, liebe Kinder, trauet deshalb keinen Schmeicheleien, und seyd allezeit vorsichtig im Umgange mit den Menschen; haltet euch immer fest an Gott und gute Menschen, weichet keinen Finger breit vom Pfade der Tugend ab, und dann werdet ihr Jedermann ein gutes Beispiel geben; und dadurch Andere zum Guten ermuntern, zur Tugend aneifern und sie in ihrer Unschuld bestärken. Denn dies ist für jeden Menschen eine heilige Pflicht, daß er durch Worte, Lehren und Thaten sein Mögliches beiträgt, die Sünder und Fehlenden zu bessern, und die Guten in der Tugend fester zu machen.

Wollet ihr dies thun, liebe Kinder, euer ganzes Leben lang?

Kinder. Ja, ja, lieber Vater, so viel es in unsern Kräften steht. —

Neunter Abend auf Sinai.

Vater. Nun so hätten wir unsern trauten Kreis wieder geschlossen. Weißt du auch, Luzie, womit wir den Unterricht heute beginnen werden?

Luzie. Nein, lieber Vater, das weiß ich jezt nicht; aber das weiß ich noch, daß wir das Leztemal von Tugend und Unschuld gesprochen, und daß Sie mit der Erzählung von einer schändlichen Verführung geendet haben.

Theodor. Ja, wenn die Lehre von Tugend und Unschuld ganz vollendet ist, so weiß ich, womit der

Vater heute beginnen wird; denn die vorzüglichsten Güter des Nächsten, worüber er uns belehren wird, sind ja das Leztemal alle nach einander genannt worden.

Vater. Wir wollen doch hören, Theodor, ob du es auch recht weißt.

Theodor. Heute sprechen wir...

b) von der Ehre und dem guten Namen des Nächsten.

Vater. Errathen; davon wird heute die Rede seyn. Was man unter Ehre — äußerer und innerer, wahrer und falscher Ehre — verstehe, darf ich euch hier nicht mehr weiter erklären, weil davon im zweiten Abschnitte, wo wir von den Selbstpflichten ausführlich sprachen, schon das Nöthige gesagt worden. Ich habe euch bei jener Gelegenheit zugleich auch gezeigt, was für ein edles Erdengut der Mensch durch den Raub seiner äußern Ehre und seines guten Namens verliere, und wie unglücklich er dadurch manchmal in der Welt werden könne. Und daraus könnet ihr nun schon selbst schließen, wie schwer man sich gegen die Nächstenliebe versündiget, und was für ein großes Unrecht man an jedem Menschen begeht, den man um seine Ehre, guten Namen und guten Ruf bringt. Denn hier muß sich jeder Mensch wieder an das Naturgesetz erinnern. Wie heißt es? Theophil!

Theophil. „Was du nicht willst, das man dir thue, das thue auch einem Andern nicht."

Vater. Wenn dies alle Menschen stets bedächten

und auch beobachteten, so würde keiner dem andern Unrecht thun, und somit auch auf keine Weise einer dem andern Ehre und guten Namen rauben.

Julius. Erlauben Sie, lieber Vater, es gibt aber Menschen, die gar keine Ehre und keinen guten Namen mehr haben; wie z. B. Diebe, Räuber, Mörder und überhaupt alle Verbrecher. Diesen kann ja die Ehre nicht mehr geraubt werden.

Vater. Ja, da hast du recht, Julius; denn was einer nicht mehr hat, kann ihm auch nicht mehr genommen werden. Darum gilt das Gebot, „daß man Niemanden Ehre und guten Namen rauben soll“ nur in Beziehung auf alle jene Personen, die vor der Welt noch in Ehre und Achtung stehen, wenn sie auch wirklich dieselbe im wahren Grunde nicht einmal verdienen.

Emilie. Wenn man aber etwas Böses von einem Menschen weiß, darf man es nicht sagen? Ein solcher Mensch hat ja die Ehre schon dadurch verloren, weil er etwas Böses gethan hat?

Vater. Hier kommt es darauf an, ob das Böse, das man von einem Menschen weiß, schon an diesem, oder jenem Orte öffentlich bekannt ist, weshalb es doch nicht verschwiegen bleiben kann; oder ob nur Eine, oder wenige Personen darum wissen, weshalb es vor der großen Welt immer noch ein Geheimniß ist, und es auch bleiben kann, wenn diese Wenigen schweigen. Dann kommt es wieder darauf an, ob das Böse, das Jemand begangen, von der Art ist, daß man es nothwendig vor der Obrigkeit anzeigen muß — wie z. B.

jedes Verbrechen, oder etwas, wodurch, wenn es verschwiegen bliebe, für einige, oder auch viele Menschen ein bedeutender Schaden entstehen würde; und ob man befugt ist, etwas Böses von Andern bekannt zu machen, wie es bei obrigkeitlichen Personen oft der Fall ist, um Andere zu warnen, und dadurch noch mehr Böses zu verhüten. Wenn aber ein Kind Zeuge von der bösen That eines Menschen gewesen ist, so muß dasselbe es seinen Eltern im Vertrauen mittheilen, und diese werden dann am besten zu beurtheilen wissen, ob es bekannt gemacht, oder geheim gehalten werden muß. Denn durch voreiliges Ausplaudern kann man leicht Jemanden ohne Noth und ohne Nutzen um seine öffentliche Ehre, und dadurch oft auch um sein Brod bringen. Wenn aber selbst die Eltern hierin nicht recht rathen könnten, so müßten sie im Vertrauen den Pfarrer oder sonst einen würdigen Geistlichen darüber befragen, der ihnen in jedem Falle immer den besten Rath wird geben können. Wer daher ohne Noth und ohne Pflicht von einem Mitmenschen, sey es aus Leichtsinn, oder Schwatzhaftigkeit, oder auch aus Schadenfreude und Lieblosigkeit, etwas Böses, das vor der Welt noch geheim ist, bekannt macht, wird ein Ehrabschneider genannt, und die Sünde, die er auf diese Weise begeht, heißt Ehrabschneidung. Eine ähnliche noch strafbarere Sünde ist die Verläumdung, die aber von der Ehrabschneidung dadurch unterschieden ist, daß der Verläumder all' das Böse, das er über seine Mitmenschen aussagt, nur aus sich selbst nimmt, es erdichtet, und somit reine Lüge über dieselben verbreitet. Der Verläumder ist immerhin

ein bösartiger, und daher auch ein strafbarerer Mensch, als der Ehrabschneider, bei dem die Quelle größtentheils Leichtsinn, Uebereilung und Unverstand ist. Beide, Ehrabschneidung und Verläumdung haben jederzeit sehr böse Folgen, und beiden, sowohl dem, welchem die Ehre abgeschnitten, als auch dem, der verläumdet wird, geschieht sehr wehe; jedoch am meisten gekränkt und beleidigt wird der Verläumdete. Und warum dies, Julius?

Julius. Darum, weil derjenige, der verläumdet wird, stets unschuldig ist, und ihm sehr unrecht geschieht. Anstatt daß seine guten Handlungen allenthalben bekannt, anerkannt und gerühmt werden, macht der Verläumder, daß ein großer Theil der Menschen, die ihn nicht genau kennen, eine ganz falsche Meinung von ihm bekommt und böse Dinge von ihm glaubt, die nur erdichtet sind.

Emilie. Ein Verläumder muß doch wirklich ein recht böses Herz haben. Denn es ist doch etwas Schändliches, wenn man einem guten Menschen etwas Böses andichten, und dadurch noch viele andere Menschen in der Meinung über jenen Guten hintergehen und betriegen kann. Was haben denn auch solche verläumderische Menschen davon? Was kann sie denn bewegen, über gute Menschen so zu lügen, und ihnen an der Ehre zu schaden?

Vater. Die Verläumdung kann aus verschiedenen, aber immer aus trüben Quellen entspringen. Der Eine verläumdet einen Guten, weil er ihn um seiner Ehre willen beneidet, und ihm das verdiente Lob mißgönnt;

der Andere, weil er ihn wegen einer wirklichen, oder auch nur vermeinten Beleidigung haßt und anfeindet, und ihm nun aus Haß und Rachsucht durch eine Verläumdung zu schaden sucht; ein Dritter endlich verläumdet ihn aus Argwohn, d. i. weil er meint, aber nicht für gewiß weiß, daß dieser jene böse Handlung begangen habe, die er von ihm aussagt. Es gibt zwar unter den Verläumdern auch noch Menschen, bei denen die Quelle ihrer Verläumdungssucht minder trübe und bösartig ist, die Andere nur verläumden aus Gefallsucht. Sie möchten in Gesellschaften immer etwas Neues und Interessantes zu erzählen wissen, um so das Wohlgefallen und die Gunst der Gesellschaft zu erlangen. Daher geschieht es oft, daß sie, wenn ihnen der Stoff zur Unterhaltung ausgegangen ist, an die Fehler ihrer Mitmenschen kommen. Wissen sie von dieser, oder jener Person, von der die Gesellschaft gerne Fehler hört, keine wirklichen, so müssen dann erdichtete aufgetischt werden. Solche Menschen haben zwar bei ihrer Verläumdung nicht die Absicht, ihren Mitmenschen zu schaden; aber sie schaden ihnen dennoch nicht minder, als die andern bösartigen Verläumder. Und daher sind auch sie sehr strafbar vor Gott. Ich will euch hier, liebe Kinder, ein Geschichtchen erzählen — woraus ihr deutlicher ersehen werdet....

„Die bösen Folgen der Ehrabschneidung und der Verläumdung.“

Rosa, die einzige Tochter armer Eltern, wurde schon in ihrem fünfzehnten Lebensjahre eine Waise.

Da war sie nun sehr übel daran, insbesondere, weil alle ihre Anverwandten auch sehr arm, und daher nicht im Stande waren, sie zu unterstützen, oder bei sich aufzunehmen. Sie blieb aber nicht verlassen; denn der liebe Gott, der gütige Vater der Wittwen und Waisen, hatte das Herz eines wohlhabenden Bauers im Dorfe erweicht, so daß er sich der armen Waise erbarmte, und sie in sein Haus aufnahm.

Der Bauer und die Bäuerin waren sehr fromme und arbeitsame Leute, die kaum vier Jahre verheirathet, aber schon mit zwei liebenswürdigen Kindern gesegnet waren. Rosa mußte nun Kindsmagd seyn. Sie war sehr gut gegen die lieben Kleinen, und pflegte ihrer sorgsam. Dies freute ihre guten Pflegeeltern überaus, und sie hatten dieselbe deshalb auch sehr gerne. Rosa bemerkte dies bald, und beeiferte sich immer mehr um die Liebe und Gunst und das Wohlwollen ihrer Pflegeeltern. Das wäre auch sehr schön und löblich von Rosa gewesen, wenn sie nur in ihrem Eifer, der endlich in Eifersucht übergegangen, nicht zu sündhaften Mitteln ihre Zuflucht genommen hätte.

Neben Rosa waren noch zwei weibliche und ein männlicher Dienstbote im Hause. Diese waren ungefähr zwei Jahre früher, als Rosa, ins Haus gekommen, und immer brav, treu und ehrlich gewesen. Kaum war aber Rosa ein halbes Jahr neben ihnen, so bekam es nach und nach den Anschein, als hätten sich diese drei Dienstboten in ihren Sitten gänzlich geändert. Einen Fehler um den andern bemerkte man jezt an ihnen und die Bäuerin, wie der Bauer, begannen al-

mählig mit ihnen unzufrieden zu werden, und oft kam es sogar zu ernsten Verweisen. Weil diese guten Leute aber meistens unschuldig waren, so vertheidigten sie sich wacker, und so gab es hie und da unangenehme Auftritte in diesem Hause, wo sonst immer nur Friede und Eintracht heimisch waren.

Woher kam denn diese plötzliche Veränderung? woher diese Störung des Friedens und der Eintracht? Waren denn die drei Dienstboten seit Rosas Ankunft wirklich anders geworden, oder vorhin nur Heuchler gewesen? Nein, keines von beiden war der Fall. Sie waren immer noch, wie zuvor, gute und ehrliche Dienstboten; aber natürlich weder Engel noch vollkommene Menschen. Die eifersüchtige, neidische und mißgünstige Rosa war einzig und allein die Stifterin aller dieser unangenehmen Auftritte. Sie hätte gerne allein alle Liebe und Gunst ihrer Pflegeeltern besessen. Weil man aber mit den übrigen Dienstboten sehr zufrieden war, und auch Ursache dazu hatte, so sah dies Rosa nicht gerne. Sie wurde eifersüchtig, und da sie ihr Herz nicht bewachte, und den ersten Funken der Eifersucht darin nicht gleich erstickte, so kam noch der böse Neid, die schändliche Mißgunst und endlich die schwarze Verläumdung dazu.

Anfänglich theilte sie bald der Bäuerin, bald dem Bauer zwar wirkliche Fehler, die sie aber allemal um Vieles vergrößerte, von diesen ihr verhaßten Nebendienstboten mit. Um jedoch immer mehr Fehler an ihnen zu entdecken, so merkte sie auf alle ihre Schritte und Tritte. Diesen guten Leuten aber durch Ehrabschneidung

das Zutrauen und die Liebe der Dienstherrschaft zu rauben, war Rosa noch nicht genug, sondern sie nahm, um sie vollends aus dem Dienste zu bringen, auch noch die Zuflucht zur schwarzen Verläumdung. Sie dichtete ihnen bald diese, bald jene Untreue und andere Fehler an. Ja sie ging, da ihr Herz vom Bösen immer mehr und mehr umstrickt wurde, endlich in ihrer Verläumdung so weit, daß sie bald über den Einen, bald über den Andern jener drei Dienstboten arge Dinge, von großer Bedeutung nicht bloß im Hause, sondern auch im Dorfe aussagte. Der Knecht, über den sie verläumderisch einmal etwas gar Arges ausgespringt hatte, sah sich genöthigt, die Verläumderin bei der Obrigkeit zu belangen, und seine Unschuld darzuthun. Rosa wurde wirklich einer schändlichen Lüge und der schwärzesten Verläumdung überwiesen, nach Verdienst bestraft, und von ihren Pflegeeltern fortgeschickt.

Jezt war Rosa übel daran, von Jedermann in ihrem Vaterorte verachtet und verlassen. Denn Niemand wollte sie, weil sie im ganzen Dorfe als eine Ehrabschneiderin und Verläumderin bekannt war, in den Dienst nehmen. Da warf sich Rosa, fast in Verzweiflung, ihren Pflegeeltern zu Füssen, bat unter vielen Thränen um Verzeihung, versprach Besserung und flehte um Wiederaufnahme. Allein der Bauer sprach mitleidsvoll, aber ernst zu ihr: „Rosa, daß du über dein bisheriges liebloses und schändliches Benehmen Reue fühlst, freuet mich und söhnet mich und mein Weib wieder mit dir aus. Und es ist ein großes Glück für dich, wenn du dich von jezt an

besserst, und deine schändliche Gewohnheit ablegst. Denn Ehrabschneidung und Verläumdung sind große Laster, wodurch du in der Welt noch ungemein viel Uebles stiften, und dich um deine irdische Wohlfahrt und ewige Glückseligkeit bringen würdest. Laß' ab davon, armes Kind! kehre wieder zu Gott und zur Tugend zurück, denn nur so kann es dir wieder wohlergehen. Bei uns aber kannst du nicht mehr bleiben, denn es wäre eine große Ungerechtigkeit, wenn ich um deinetwillen drei brave Dienstboten, denen du bisher durch deine verläumderische Zunge, wie du selbst reuevoll eingestehst, so viel Herzenleid verursacht hast, aus dem Dienste entlassen würde. Und neben ihnen kannst du unmöglich mehr seyn; es würde nicht gut thun. Aber verlassen will ich dich dennoch nicht; insbesondere, weil du mir Besserung versprichst. Ich will dafür sorgen, daß du in der Stadt, wo du noch unbekannt bist, einen Dienst bekommst. Da mußt du dann durch ein neues, besseres Leben dein Glück versuchen. Wenn du mir folgest, dein Versprechen hälst, und recht brav wirst, so darfst du unser Haus immer noch deine Heimath, und mich und mein Weib deine Pflegeeltern nennen. Du kannst uns dann, so oft du Erlaubniß dazu erhälst, besuchen, und mit der Zeit einmal wieder — vielleicht für immer bei uns bleiben. Besserst du dich aber nicht, so darfst du auch niemehr unser Haus betreten.«

Rosa hatte schon nach wenigen Tagen, in der Stadt bei einer reichen Herrschaft, wieder einen Dienst bekommen. Sie war auch da Kindsmädchen geworden.

Rosa schien sich wirklich ganz gebessert zu haben; denn so oft ihr Pflegevater in die Stadt auf den Markt kam, und bei der gnädigen Herrschaft nach Rosas Aufführung fragte, hörte er sie allemal loben, und erfuhr nur Gutes und Löbliches von ihr. Insbesondere war die gnädige Frau mit Rosa zufrieden, und hatte sie vor allen übrigen Dienstboten im Hause, nur ein junges Stubenmädchen ausgenommen, sehr gerne. Dies Stubenmädchen war die einzige Tochter einer armen Wittwe aus der Stadt, die sich von Stricken, Spinnen und milden Gaben ernährte, und mit der die dankbare, tugendhafte Tochter ihren sauer verdienten Liedlohn jährlich theilte. Dies gefiel der Herrschaft so wohl, daß sie beschlossen hatte, die fromme Julie — so hieß diese arme Tochter — nach Verfluß eines Vierteljahres zu ihrer Kammerjungfer zu machen.

Als Rosa diesen Entschluß der Herrschaft erfuhr, so erwachte in ihrem Herzen auf's Neue wieder der Neid, den sie in demselben noch nicht ganz unterdrückt hatte. Sie mißgönnte der guten Julie die Gunst, in der diese bei der Herrschaft stand. „Wäre doch diese Julie nicht da, so dachte die neidische und mißgünstige Rosa oft bei sich, so würde ich Kammerjungfer werden; ja es könnte mir durchaus nicht fehlen. Hat doch die gnädige Frau mich sehr gerne, und zieht mich oft den übrigen Dienstboten vor. Muß mir jezt gerade diese Schmeichlerin im Wege steh'n!“ —

Von nun an konnte Rosa die gute Julie gar nicht mehr leiden; ja sie begann dieselbe allmählig zu hassen. Jezt warf sie sich ihrer alten sündhaften Gewohnheit

wieder in die Arme. Die Verläumdung mußte ihr auch da wieder Mittel bieten, die gute Julie aus der Gunst der Herrschaft zu verdrängen. Ihre verläumderische Zunge suchte auf verschiedene Weise Juliens Ehre und guten Ruf zu beflecken, und sie endlich vollends darum zu bringen. Ihre Versuche, so listig und gottlos sie auch waren, blieben zwar anfangs ohne Erfolg. Der lezte aber, der wahrhaft satanisch war, gelang ihr endlich.

Die gnädige Frau vermißte auf einmal einen kostbaren Ring, der ihr aus dem Schlafzimmer entwendet worden. Der Verlust war doppelt groß, weil derselbe ein theures Andenken ihrer jüngst verstorbenen geliebtesten Schwester war. Dies brachte das ganze Haus in Bewegung. Alle Dienstboten mußten sich versammeln, und wurden bei ihrem Gewissen und ihrer Seligkeit befragt, ob sie nichts von diesem Ringe wüßten, oder vielleicht einen fremden Menschen diesen Morgen, im Hause gesehen hätten. Alle verneinten das eine wie das andere; nur Rosa that sehr geheimnißvoll, und verlangte mit der gnädigen Herrschaft allein zu sprechen.

Rosa, das gottlose Mädchen, fing nun, als sich alle übrigen Dienstleute entfernt hatten, zur Herrschaft also zu sprechen an: „gnädige Herrschaft! ich weiß, wer den kostbaren Ring aus dem Schlafzimmer entwendet hat. Es thut mir von Herzen leid, die Diebin nennen zu müssen, und Ihnen, gnädigste Herrschaft! wird es ebenfalls auch sehr unangenehm seyn, eine Person vom Hause als Diebin des Ringes kennen zu lernen, welche Sie bisher unter uns allen

am meisten geliebt haben.“ — „Um Gottes willen! rief die gnädige Frau todtenbleich aus, es wird doch nicht Julie seyn, die bisher so fromm und so gottesfürchtig war?“ — „Ja, liebe gnädige Frau! diese eben ist die Diebin.“ Bei diesen Worten entrann Rosas Augen eine heuchlerische Thräne. Der gnädige Herr machte eine ungläubige Miene, der gnädigen Frau aber wurde es beynahe ohnmächtig, denn sie hatte Julie, wie ihr eigenes Kind geliebt. „Ich habe es mir wohl schon zum Voraus gedacht, fuhr die Heuchlerin fort, daß Sie mir nicht glauben werden; es wäre aber auch fast nicht zum glauben, wenn man einem frommen Gesichte immer trauen dürfte. Sie, gnädige Herrschaft, haben demselben zwar immer getraut; ich aber nicht. Ich hatte Sie auch immer aufmerksam machen wollen, aber Sie wollten mir nie glauben. Diesmal aber werden Sie mir glauben müssen; denn die That wirds beweisen. Ich habe Sie diesen Morgen gleich auf der Stelle, da ich Julie am Diebstahl ertappte, davon unterrichten wollen. Allein es fiel mir gar unendlich schwer auf's Herz; denn ich habe Julie immer sehr gerne gehabt.“ Da brach die Heuchlerin in lautes Weinen aus.

Julie wurde sogleich herbei gerufen und in's Verhör genommen. Das gute Mädchen stürzte vor Schrecken zu Boden, als es hörte, daß es den Ring gestohlen haben solle. Sie wollte zwar sogleich hre Unschuld betheuren; aber diese harte Beschuldigung brach ihr das Herz; sie konnte eine gute Weile weder reden, noch weinen; endlich aber brach sie in einen Strom von Thränen

aus. Diese Thränen nun, hielt man für Beweise von Schuld und Reue, und drang noch ernster in sie, den Diebstahl zu gestehen und den Ring wieder herauszugeben. Doch Julie behauptete standhaft, daß sie die Diebin durchaus nicht sey. Da trat Rosa mit frecher Stirne vor sie hin und sprach mit geheucheltem Mitleid zu ihr: „Julie! was magst du doch so verstockt bleiben! gesteh' es lieber gleich ein; denn du bist doch schon des Diebstahls überwiesen, und du hast ja so eben gehört, daß dir die gnädige Herrschaft Alles verzeihen will, wenn du die böse That aufrichtig bekennst und den Ring sogleich wieder herausgibst.“ — „Suchet bei mir, versezte Julie hierauf mit mehr Ruhe und festerer Stimme, und wenn der Ring bei mir gefunden wird, so will ich den Tod einer Verbrecherin sterben!“ —

Man durchsuchte alle Kleidungsstücke an ihrem Leibe, fand den Ring aber nicht. Auf Rosas Rath wurde auch Juliens Zimmer durchsucht und der Ring wirklich in ihrem Kleiderkasten vorgefunden. Jezt war Julie des Diebstahls überwiesen; — sie fiel beim Anblick des Ringes in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, befand sie sich bereits in einem Kerker. Sie wußte lange nicht, ob sie träume, oder wache. Sie war doch fest von ihrer Unschuld überzeugt, und dennoch wurde der Ring in ihrem Kleiderschranke gefunden. Das ganze war ihr ein Räthsel. Sie flehte unter heißen Thränen inständig zu Gott, daß er doch dasselbe lösen und ihre Unschuld an den Tag bringen möchte.

Auch ihre arme Mutter, die fest von Juliens Unschuld überzeugt war, bat Tag und Nacht den lieben Gott um ihre Errettung. Das gläubige und inständige Gebet wurde endlich auch erhört.

Nach einem halben Jahre, da nun Rosa schon Kammerjungfer war, und in ihrem gottlosen Herzen über ihren Sieg triumphirte, suchte sie Gott mit einer schweren Krankheit heim. Diese Krankheit wurde immer schmerzlicher und gefährlicher; der Arzt zuckte die Achseln, und wer die Kranke heimsuchte, that ein Gleiches und sagte: „Rosa wird wohl schwerlich mehr aufkommen.“ Als sie endlich selbst einsah, daß keine Rettung mehr für sie sey, und daß sie sterben müsse, da wurde sie von Stunde zu Stunde unruhiger und ängstlicher. Sie wälzte sich in einer Stunde wohl hundertmal im Bette hin und her; konnte aber keine Ruhe finden. Denn das böse Gewissen war mit Einemmale in ihr erwacht und stand als Ankläger und Richter mit allen seinen Schrecken vor ihrer Seele. Sie verlangte einen Priester. Dieser kam, hielt sich über eine halbe Stunde bei ihr auf, und nach seiner Entfernung wurde Rosa auch etwas ruhiger. Der Geistliche ging aber zu Rosas Herrschaft und nach kurzer Zeit trat diese mit Julie, die bis jezt immer im Kerker gesessen hatte, in das Krankenzimmer. Welch' ein Auftritt erfolgte nun! Rosa brach in lautes Weinen aus und streckte Julien die offenen Arme entgegen, diese flog sogleich auf sie zu, denn sie war bereits von allem unterrichtet. Beide Mädchen weinten jezt in rührender Umarmung; auch

allen Umstehenden standen Thränen der Rührung in den Augen.

Jezt machte Rosa noch einmal das öffentliche Geständniß, daß Julie ganz unschuldig sey, und daß sie aus Neid und Mißgunst, um Julie aus dem Dienste zu verdrängen, und Kammerjungfer zu werden, heimlich den Ring aus dem Schlafzimmer der gnädigen Frau entwendet und ihn in Juliens Kleiderkasten gelegt habe, in der bösen Absicht, Julie als Diebin des Ringes anzugeben und zu überweisen. „Ach, wie schwer habe ich gesündiget! rief sie unter krampfhaften Zuckungen aus, und wie viel Jammer und Herzenleid habe ich über dich, du gute, edle Julie! und über deine arme Mutter gebracht! Kannst du mir auch verzeihen!?“ —

Julie wiederholte noch einmal die Versicherung ihrer gänzlichen Verzeihung, und beruhigte sie, mit Beihilfe des würdigen Geistlichen auch damit, daß der liebe Gott ihr gewiß verzeihen werde, weil sie aufrichtige und schmerzliche Reue über ihre Sünden fühle. Rosa war nun getröster, und ihre Seele wurde immer ruhiger. Auch Juliens Mutter und die gnädige Herrschaft schenkten ihr volle Verzeihung. Sie lebte noch einige Tage, und starb dann unter Bußthränen, als eine reuige, aber gewiß auch als eine begnadigte Sünderin.

Die gnädige Herrschaft wollte aber nun der unschuldigen Julie und ihrer Mutter, für das zugefügte Unrecht, eine Genugthuung geben; sie nahm daher beide zu sich in's Haus, Julie als Tochter, und ihre Mutter als Freundin. Beide verlebten hier viele vergnügte und

glückliche Tage. Julie wurde nach etlichen Jahren die glückliche Gattin des grundherrlichen Beamten, und auch Mutter von liebenswürdigen und hoffnungsvollen Kindern.“ — —

Jezt holten die fünf Kinder, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatten, einen tiefen Athem und riefen alle einmüthig: „dies ist wahrlich eine rührende Geschichte!“ — „Aber wie dauert mich doch die arme Julie!“ versezte Emilie; „und wie böse war ich über Rosa!“ fügte Julius bei. „Wir sind aber nun wieder mit ihr ausgesöhnt, weil sie sich bekehrt hat“; riefen alle einstimmig aus.

Mutter. Hier waren die bösen Folgen der Ehrabschneidung und der Verläumdung doch noch von der Art, daß sie wieder ganz gut gemacht werden konnten. Es gibt aber hundert Fälle in der Welt, wo die bösen Folgen, die diese Laster anrichten, auch mit dem besten Willen nicht mehr gut gemacht werden können.

Vater. Juliens Mutter, oder auch Julie selbst hätte nur vor Jammer sich so grämen dürfen, daß sie gestorben wäre, bevor Rosas Gewissen durch Gottes Heimsuchung erwacht ist; und dann wären auch die bösen Folgen nicht mehr gut zu machen gewesen.

Mutter. O liebe Kinder! bewahret daher euer Lebenlang eure Herzen vor Eifersucht, Neid und Mißgunst, und haltet eure Zunge stets rein von Ehrabschneidung und Verläumdung! Jedes Wort, das aus eurem Munde kommt, sey stets lautere Wahrheit.

Vater. Damit sey es nun für heute genug. Das nächste Mal wird von Falschheit, Verstellung und

Lüge die Rede seyn; weil man dadurch seinen Nebenmenschen ebenfalls auch an seiner wahren, innern Ehre kränkt, und eine Geringschätzung gegen ihn zeigt. Und darüber wird es auch wieder eine Erzählung geben. —

Zehnter Abend auf Sinai.

Luzie. Ich, lieber Vater, weiß es, womit Sie heute beginnen.

Dies ist leicht zu errathen, riefen die Andern lachend, weil der Vater es vorgestern, bevor wir uns von da entfernten, ausdrücklich gesagt hat.

Theophil. Ich weiß es auch noch. Der Vater erzählt uns heute . . .

c) von Falschheit, Verstellung und Lüge.

Vater. Und wenn uns noch Zeit übrig bleibt, so wird heute auch von drei schönen Tugenden, die den so eben genannten Lastern geradezu entgegen gesezt sind, die Rede seyn.

Weißt du noch, Julius, was man unter Falschheit und Verstellung versteht?

Julius. Ich erinnere mich noch, daß Sie mir und Emilie einmal gesagt haben, Falschheit und Verstellung seyen zwei fast gleiche Begriffe, nur seyen sie dadurch von einander unterschieden, daß man Falschheit ein Laster und Verstellung eine sündhafte Kunst nennt. Verstellung ist die Kunst, von Außen anders zu erscheinen, als man von Innen ist. Wenn man

z. B. innerlich traurig ist, und sich äußerlich fröhlich stellt, oder innerlich froh ist, und sich äußerlich traurig stellt. Falschheit aber ist die böse Absicht, sich von Außen anders zu stellen, als man von Innen ist, nur um zu betriegen und durch Betrug zu schaden.

Vater. Du hast beide Begriffe recht gut im Gedächtnisse behalten, und auch den feinen Unterschied zwischen beiden noch gut gewußt. Denn beide verstellen sich, sowohl derjenige, der vor den Leuten anders erscheinen will, als er wirklich ist, als jener, der durch Verstellung betriegen und schaden will. Doch aber ist der Leztere — der Falsche nämlich — immer ein böserer und gefährlicherer Mensch, als der Erstere. Und Falschheit ist eine größere Sünde, als Verstellung. Denn wer falsch ist, verstellt sich immer; wer sich aber verstellt, ist nicht immer falsch. Der Falsche begeht also allemal eine zweifache Sünde. Beide aber muß man meiden. Nun wird uns Emilie auch sagen, was man unter Lüge verstehe?

Emilie. Sie haben damals, da Sie von Falschheit und Verstellung sprachen, gesagt, die Lüge sey eigentlich auch nichts anders, als Verstellung, die sich aber nicht durch widersprechende Geberden, Mienen, oder Handlungen, sondern durch widersprechende Worte äußert. Denn die Lüge widerspricht immer der Wahrheit. So ist jede entstellte Wahrheit, jede Unwahrheit eine Lüge.

Vater. Richtig. Dies heißt mit andern Worten: wer etwas ganz anders sagt, als es wirklich ist, der lügt. Die Lüge ist ein eben so schändliches Laster, wie

die Falschheit; denn beide verlezen die Achtung und Liebe, die man dem Nächsten schuldig ist, weil er dadurch hintergangen und betrogen wird. Der Falsche und Lügner beweißt gegen jede Person, die er hintergeht, eine Geringschätzung, ja wohl eine Verachtung, und begeht somit an seinem Nächsten, weil er ihn kränkt, beleidigt und ihn an der wahren, innern Ehre verlezt, ein Unrecht. Falschheit und Lüge entspringen fast immer aus den nämlichen Quellen — nämlich aus Eigennutz, Ehrsucht, Rachgierde, Neid, Argwohn und Mißtrauen.

Wenn ich die Lüge mit dem Laster der Falschheit vergleiche und beide nebeneinander stelle, so meine ich damit jene Art Lüge, wobei man die böse Absicht hat, Jemanden geflissentlich zu betriegen, und ihm durch Betrug zu schaden. Denn es gibt auch noch andere Arten von Lügen, die minder böse und weniger strafbar, aber immer sündhaft und unerlaubt sind.

Kannst du uns, Theodor, diese andern Arten von Lügen nennen?

Theodor. Ja, diese sind: die leichtsinnige Lüge, Scherzlüge und Dienst- und Nothlüge.

Vater. Julius wird uns die zwei ersten Arten, und Emilie die zwei lezten erklären.

Julius. Wer gewohnt ist, gedankenlos, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst, und mehr, als er überdenken kann, zu sprechen, begeht in dieser Gedankenlosigkeit und leichtsinnigen Redseligkeit oft Lügen, die man alsdann leichtsinnige Lügen nennt. Obschon diese Lügen aus keiner bösen Absicht begangen werden,

so sind sie dennoch unsittlich, wie die Schwatzhaftigkeit es selbst schon ist, weil sie immer böse Folgen hat.

Und Scherzlüge ist eine solche, wodurch man Lachen erregen und Andere damit unterhalten will. Scherzlügen sind auch nicht erlaubt; denn sie sind ebenfalls unsittlich, weil sie immer eine Geringschätzung jener Menschen verrathen, die man dadurch zu ergötzen glaubt, daß man ihnen etwas Erdichtetes für Wahrheit aufdringt.

Theodor. Erlauben Sie, lieber Vater, ist das auch eine Sünde, wenn man eine Fabel, oder ein Märchen erzählt? denn diese sind ja auch erdichtet.

Vater. Wenn man seine erdichtete Erzählung als das mittheilt, was sie ist, und Niemanden als Wahrheit aufdringt, so ist dies keine Sünde. Man muß aber auch deshalb im Scherze nie eine Lüge begehen, weil man sich dadurch das schändliche Lügen leicht angewöhnt. Nun, jezt kommt die Erklärung an Emilie.

Emilie. Wenn man sich, oder Jemand anders aus einer Verlegenheit herauslügt, so sind dies Dienst- oder Nothlügen. Sie sind auch Sünde; denn man darf ja keine Lüge begehen, um dadurch Jemanden einen Dienst, oder Gefallen zu erweisen, weil jede Lüge Sünde und daher eine Beleidigung Gottes ist. Kein Mensch darf einem andern zu Gefallen Gott beleidigen; und ebenso wenig sich aus irgend einer Verlegenheit herauslügen. Denn so beginge er ja gerade zur ersten Sünde noch eine zweite, und käme somit in eine doppelte Verlegenheit. Man kann ja eine Sünde nur durch Reue und Besserung gutmachen.

Luzie. Da hat Emilie recht. Ja, ich erinnere mich noch recht wohl; wie ich einmal, als ich eine Kaffeetasse zerbrochen, und die Schuld auf unsre Katze schieben wollte, durch meine Nothlüge in eine doppelte Verlegenheit, und alsdann, da meine Lüge heraus- kam, auch in doppelte Strafe gekommen bin. Fürs Erste, sprach die Mutter, wirst du gestraft für deine Lüge, und dann erst für die zerbrochene Tasse.

Mutter. Und damals sezte ich noch bei: „wenn du deinen Fehler aufrichtig gestanden und Reue gezeigt hättest, so wäre dir die Strafe ganz geschenkt worden. Weil du aber den lieben Gott und deine Mutter durch deine Lüge neuerdings beleidiget hast, so verdienst du auch eine doppelte Strafe.“

Luzie. Ja, liebe Mutter, so haben Sie gesagt, und Sie werden sich auch noch erinnern, wie ich unter Thränen der Reue nie mehr zu lügen versprach; und ich habe mein Versprechen bisher gewiß immer treu gehalten.

Vater. Ja, liebe Kinder, verwahret euch vor jeder Lüge; denn jede, auch die kleinste Lüge, ist Sünde.

Julius. Diese Lehre sollte man auch unserm Hausknechte dem Kaspar geben; denn ich habe ihn einmal zu Therese, unsrer Stallmagd sagen hören: „eine gute Lüge schadet nichts.“ Das ist in Ewig- keit nicht wahr; denn Sie haben uns ja so eben ge- sagt, daß eine jede Lüge Sünde, also böse sey. So- mit kann es nun keine gute Lüge geben.

Vater. Und dies Sprichwort ist auch schon des- halb falsch; weil eine Lüge in jedem Falle schadet.

Bringt eine Lüge mir selbst, oder auch einem andern einen zeitlichen Vortheil, so ist sie doch immer eine Beleidigung Gottes und des Nächsten, den ich durch die Lüge, sey es auch nur in einer Kleinigkeit, hintergehe; und bringt meiner Seele immer einen Schaden. Ich verliere nämlich dadurch an der Reinheit und Zartheit meines Gewissens, und, was noch mehr ist, am Wohlgefallen Gottes. Und wenn auch die kleinste Lüge keinen andern Nachtheil hätte, als den, daß man sich dadurch im Lügen übt, so wäre dieser schon groß genug, und sollte einen bewegen, auch die kleinste Lüge zu vermeiden. Hieraus seht ihr nun, liebe Kinder, wie verderblich Kaspars Sprichwort wäre, wenn man es befolgen würde. Redet daher niemals und in keinem Falle die Unwahrheit, sondern stets die lautere Wahrheit. Denn wer es immer mit der Wahrheit hält, der hält es auch mit Gott, der die höchste Wahrheit selber ist. Wer aber mit der Lüge umgeht, ist ein Feind der Wahrheit und der Tugend, und daher auch ein Feind Gottes. Aller Lügengeist kommt vom Bösen — vom Satan. — Dieser wird daher in der heiligen Schrift auch der Vater der Lüge genannt; weil er von Anbeginn ein Lügner — ein Feind Gottes und der Wahrheit war.

Es gibt auch keinen verächtlicheren Menschen, als einen Lügner. Er verliert durch seinen Lügengeist bei Jedermann alle Achtung und alles Zutrauen. Man traut und glaubt ihm nicht mehr. Dies Schicksal hat sogar Jener schon, der auch nur einmal gelogen hat. Wie heißt das bekannte Sprichwort? — Keines von

euch Größern, sondern der kleine Theophil wird es uns sagen.

Theophil. „Wer Einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.“

Vater. Recht. Ja, merket euch, liebe Kinder, dies Sprichwort immer, und lasset in euerm Leben nie eine Lüge über eure Lippen kommen! —

So ist der Lügengeist für jeden Menschen, der ihn im Herzen und auf der Zunge trägt, eine Quelle von vielen andern Sünden und Lastern. Falschheit, Verstellung, Betrug, Hinterlist und Diebstahl entstehen aus dieser trüben Quelle. Und ein Mensch, der vom Lügengeist besessen ist, und ihn nicht ablegt, der wird allmählig für alle diese genannten Laster reif, und wird vollends dem Satan ähnlich. Wie heißt das bekannte Sprichwort hierüber? Dies wird uns Luzie sagen.

Luzie. „Ein Lügner wird auch ein Betrüger.“

Mutter. Ja, Kinder, so ist es, wie der Vater sagt. Es fällt mir gerade ein Beispiel hierüber bei, das ich zur Warnung euch erzählen will. Der Vater kann euch heute noch ein anderes Geschichtchen erzählen. Das meinige heißt . . .

„Der schändliche Lügner.“

Da ich als ein Mädchen bei meiner Tante wohnte, kannte ich einen Knaben, der Adolph hieß, und ungefähr von meinem Alter war. Er gehörte einem armen Weber, den man nur den Weber-Jörg nannte, und der in unsrer Nachbarschaft in einem kleinen, ärm=

lichen Häuslein wohnte. Er war zwar arm, aber dabei arbeitsam, ehrlich und redlich. Meine Tante ließ bei keinem andern Weber, als bei diesem, ihr Tuch machen. Er war schon einige Jahre Wittwer, und von sechs Kindern war ihm Adolph allein noch am Leben geblieben. Aber, es wäre gut für diesen armen Mann gewesen, wenn Adolph auch mit seinen fünf Geschwistern schon als Kind gestorben wäre! Denn damals, da ich Adolph kennen lernte, war er schon ein liederlicher Knabe, der seinem guten Vater den ganzen Tag nichts, als Verdruß machte.

Weber Jörg war ein frommer und gottesfürchtiger Mann, und wollte seinen Adolph ebenfalls auch zu einem guten und frommen Menschen erziehen. Aber bei ihm wollte keine gute Lehre, keine Ermahnung und keine Strafe fruchten. Adolph hatte, nebst vielen andern Unarten, auch die des Lügens an sich. Einmal kam dessen Vater zu meiner Tante in's Zimmer als ich gerade auch darin war, und klagte ihr unter Thränen über seinen ausgelassenen Adolph. „Es ist doch ein Kreuz mit meinem Buben, sprach er, er macht mir den ganzen Tag mehr Verdruß, als Freude; denn gar zu oft kommen von den Nachbarsleuten, von den Schulkindern und andern Personen Klagen über ihn. Und stelle ich ihn darüber zu Rede, so läugnet er mir jederzeit Alles weg. Da stellt er sich so unschuldig, und weißt sich so herauszulügen, daß ich ihm glauben müßte, wenn ich nicht wüßte, wie unartig und ausgelassen er ist, und wenn ich ihn nicht so oft schon auf einer Lüge ertappt hätte. O, gute Frau Hof=

räthin! — so nannte man, wie ihr wißt, meine Tante — rathen Sie mir doch, was ich mit diesem Kinde anfangen soll; denn er ist schon bis ins Herz hinein verdorben. Er ist ganz falsch gegen mich, verstellt, verschlossen und lügenhaft. Es kommt kein aufrichtiges und wahres Wort aus seinem Munde. Und dies, scheint mir, thut er alles deßhalb, weil ich ihn oft ermahnen, strafen und strenge züchtigen muß. Aber wenn man ihn hört, so hat er nie gefehlt; die Schuld schiebt er immer nur auf Andere. Ich möchte um Gottes willen nur auch wissen, wo doch der Bube alle diese bösen Dinge gelernt hat! Wenn er so fortfährt, so wird sicher noch einmal ein recht schlechter Mensch aus ihm. Wenn doch nur der liebe Gott mich, oder ihn zu sich in den Himmel nähm'!" —

So klagte dieser unglückliche Vater, und die Thränen rollten unaufhaltsam über seine hagern Wangen herab. Meine Tante suchte ihn zu trösten und zu beruhigen, so gut sie konnte. Unter Anderm tröstete sie ihn auch damit, daß sich Adolph, wenn er größer und verständiger geworden seyn würde, gewiß schon noch bessern werde. Allein die Tante hatte sich geirrt. Adolph wurde zwar täglich größer, aber nicht verständiger, und somit auch nicht besser; es wurde vielmehr von Tag zu Tag schlimmer mit ihm.

Da ich mit Adolph dieselbe Schule besuchte — denn damals war die Mädchenschule noch nicht von der Knabenschule getrennt — so war ich oft Augen- und Ohrenzeuge von seiner Falschheit, Verstellung und Lügenhaftigkeit. Weil er ungerne in die Schule ging,

so stellte er sich oft krank; schwärmte aber alsdann während der Schulzeit, wie ein wildes Thier, auf der Gasse und im Felde herum. Die vielen Klagen, die allemal um diese Zeit über seine Unarten und liederlichen Streiche einliefen, waren eben so viele Beweise für seine Lüge und Verstellung. Da man ihm nun, wenn er Unwohlseyn heuchelte, nicht mehr glaubte, so ersann er hundert andere schlaue Vorwände, womit er sein Ausbleiben aus der Schule zu entschuldigen suchte. So oft ihm der Lehrer oder Pfarrer glaubten, waren sie angeführt; denn er machte sich wenig daraus, auch diese durch Lüge und Verstellung zu hintergehen, wenn er nur konnte. Im Läugnen war er so wortreich, daß er sich fast aus allen Verlegenheiten herauszulügen wußte. Es war wirklich so, wie sein Vater zu meiner Tante sagte, daß kein aufrichtiges und wahres Wort aus seinem Munde komme; ja alle seine Mienen und Geberden, Reden und Handlungen waren aus Falschheit, Heuchelei, Verstellung und Lüge zusammengesetzt. Sein Herz, so jung er auch noch war, war voll Schalkheit, List und Bosheit. Was war nun auf diese Weise von Adolph zu erwarten? Bessern konnte man ihn nicht; denn er wollte nie gefehlt haben. Und so wurde er allmählig zu jeder Bosheit reif und fähig. Es war dabei Niemand mehr zu bedauern, als sein armer, guter Vater. Dieser härmte sich durch Kreuz, Kummer und Gram nach und nach so ab, daß er in's Grab hinabsank, ehe Adolph das fünfzehnte Jahr erreicht hatte.

Adolph hatte seines Vaters Handwerk erlernt, das

er aber nur ein Jahr lang treiben konnte. Denn es wollte Niemand mehr bei ihm weben lassen; weil Jedermann von ihm betrogen wurde. Meine Tante wurde das Erstemal schon um einige Pfund feines flächsenes Garn betrogen. Kurz er hatte bald nichts mehr zu weben und somit auch nichts mehr zu leben.

Jezt fing Adolphs Armuth und Noth erst recht an. Und dazu kam auch noch die Verachtung, in der er allgemein im ganzen Städtchen stand. Aus seiner Armuth, Noth und Verachtung aber machte er sich just nicht gar viel. Er wußte sich dabei schon zu helfen; denn er schloß sich an schlechte Leute, deren es fast in jedem Orte gibt, an, und wurde so noch schlechter, als er bisher gewesen. Als ich noch bei meiner Tante war, hatte man ihn schon etliche Mal wegen Diebstahl und andern Betrügereien in's städtische Gefängniß eingesperrt. Denn so geübt er auch im Lügen und Läugnen war, so half ihm dies doch nicht immer durch. Später kam er sogar ins Zuchthaus. Und nach ungefähr zehn Jahren las ich in einem öffentlichen Blatte, daß Adolph mit noch einigen Andern, als ein Mitglied einer Räuberbande, eingefangen und zum Tode verurtheilt worden sey. Ich erfuhr auch in der Folge durch denselben Beamten, der ihn im Verhör hatte, daß Adolph bis auf den lezten Augenblick geläugnet und also geendet habe, wie er lebte — nämlich als ein Lügner.« —

Kinder. So hat sich Adolph vor seinem Tode nicht mehr bekehrt?

Mutter. Wie ich gehört hatte, soll er ohne das geringste Zeichen von Reue gestorben seyn.

Emilie. Aber das ist doch was Schreckliches!

Luzie. Da ist er ja geraden Wegs in die Hölle gefahren.

Julius. Ein unbußfertiger Sünder, besonders wenn er als ein Verbrecher stirbt, kann doch wahrlich nicht in den Himmel kommen.

Theodor. Aber hat man sich denn keine Mühe gegeben, ihn vor dem Tode noch zu bekehren?

Vater. Das wird man ohne Zweifel gethan haben, aber was konnte es fruchten bei einem Menschen, der von Jugend auf voll des Lügengeistes, der Falschheit und der Bosheit war, und der, wie der Satan selbst, von jeher der Wahrheit und dem Guten widerstrebte? O, liebe Kinder! hütet euch doch vor diesen Lastern; denn sie machen den Menschen dem Satane gleich! Machet euch vielmehr folgende Tugenden recht eigen, die jenen oben genannten Lastern geradezu entgegengesetzt sind. Diese sind:

d) Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Offenherzigkeit und Verschwiegenheit.

Zeige uns, Julius, wie diese Tugenden nach der Ordnung jenen Lastern entgegengesetzt sind.

Julius. Der Lüge ist die Wahrhaftigkeit; — der Falschheit und Verstellung, die Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit; — und der Schwatzhaftigkeit, die Verschwiegenheit geradezu entgegengesetzt.

Vater. Richtig. Von diesen Tugenden wollen wir nun kurz die Begriffe entwickeln.

Vorerst von der Wahrhaftigkeit. Was versteht man darunter? Julius!

Julius. Unter der Wahrhaftigkeit versteht man jene Tugend, die derjenige ausübt, dessen Worte stets mit seinen Gedanken und Gesinnungen vollkommen übereinstimmen. Dessen Reden und Denken Eins sind.

Vater. Unter Aufrichtigkeit? Emilie!

Emilie. Unter Aufrichtigkeit versteht man, wenn ich mich noch recht erinnere, jene Tugend, die jeder Mensch ausübt, dessen ganzes äußere Betragen gegen den Nächsten mit seiner wirklichen Gemüthsverfassung — Gesinnungs- und Denkungsart — vollkommen und immer übereinstimmt. Dessen Handlungen und Gesinnungen Eins sind.

Vater. Ja. Und jeder Mensch, der aufrichtig ist in den Geschäften seines Amtes und Berufes in der Welt, wird redlich und ehrlich genannt.

Und was versteht man unter Offenherzigkeit und Verschwiegenheit? Julius!

Julius. Das weiß ich wahrhaftig nicht mehr so auszudrücken, wie Sie es uns gelehrt haben.

Emilie. Ich auch nicht mehr.

Vater. Nun, so will ich es euch nochmals sagen. Ihr habt so eben gehört, daß jeder Mensch, der wahrhaftig und aufrichtig ist, stets nur spricht und handelt, wie er sinnt und denkt. Ob und wann er aber verpflichtet ist, dem andern seine Gedanken und Gesinnungen mitzutheilen, das hängt davon ab, ob durch eine solche Mittheilung das Gute in ihm und dem andern entweder befördert, oder gestört wird. Wird das Gute

befördert, so ist es für Jeden Pflicht dem andern seine Gedanken und Gesinnungen mitzutheilen — und diese pflichtmäßige Mittheilung seiner Gedanken und Gesinnungen heißt Offenherzigkeit.

Wird aber das Gute gestört, sobald einer in diesem, oder jenem Falle einem andern seine Gedanken und Gesinnungen mündlich, oder schriftlich mittheilt, so ist er verpflichtet zu schweigen — und in dem Schweigen da, wo Reden Sünde wäre, besteht die Tugend der Verschwiegenheit.

Wer also nur dann seine Gedanken und Gesinnungen offenbart, wenn es Pflicht und nothwendig ist, heißt offenherzig. Mancher Mensch aber glaubt offenherzig zu seyn, und seine Offenherzigkeit ist nichts anders, als Schwatzhaftigkeit, oder Plauderhaftigkeit. Ein solcher Mensch theilt Jedermann seine Gedanken, Gesinnungen und Geheimnisse mit, ohne darauf zu sehen, ob es erlaubt und rathsam ist, oder nicht; ob es ihm, oder einem andern an der Tugend schadet, oder nützt. Eine solche falsche Offenherzigkeit ist Sünde.

Und wer da, wo es Pflicht ist, seine Gedanken, Gesinnungen und Geheimnisse vorenthält, heißt verschwiegen. Die Tugend der Verschwiegenheit wird aber ebenfalls auch von Manchen mißverstanden; und ihre Verschwiegenheit ist nichts anders, als Verschlossenheit. Solche verschließen auch Jenen ihr Herz, gegen die sie offenherzig seyn, und schweigen da, wo sie reden sollten, und dies ist ein sündhaftes Schweigen.

Was muß man also thun, Julius! um offenherzig und doch verschwiegen zu seyn?

Julius. Man muß immer darauf sehen, ob das Reden, oder das Schweigen besser ist.

Vater. Und wer immer so vorsichtig ist, daß er auch bei verfänglichen Fragen ausweicht, und andern nicht offenbart, was er verschweigen, und nicht verschweigt, was er offenbaren soll, der hat christliche Klugheit. Und diese muß Jeder besitzen, der sich gegen die Tugenden der Offenherzigkeit und Verschwiegenheit nicht versündigen will. Emilie! wie heißen die Worte Jesu über die christliche Klugheit?

Emilie. „Seyd klug, wie die Schlangen und einfältig, wie die Tauben.“

Vater. Dies heißt mit andern Worten: seyd vorsichtig und trauet nicht Jedermann, bewahret aber immer den frommen Kindersinn.

Ueber diese zwei letztern, wie auch über die zwei erstern Tugenden der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit will ich euch noch in Kürze ein Beispiel erzählen. Es heißt . . . .

„Der wahrheitsliebende Gottfried.“

Wahrheitsliebe ist die Quelle von den oben genannten Tugenden — der Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Redlichkeit, Offenherzigkeit und Verschwiegenheit. Diese Wahrheitsliebe besaß auch Gottfried in einem sehr hohen Grade, und ließ sich von derselben in allen seinen Geschäften, Reden und Handlungen — in all' seinem Thun und Lassen bestimmen und leiten. Er haßte und verabscheute nichts mehr, als Lüge, Falschheit und Verstellung, und liebte von

der Welt nichts mehr, als die Wahrheit. Für diese lebte er, und für diese ist er auch gestorben.

Gottfried, der dieses Namens wohl würdig war, lebte viele Jahre an einem fürstlichen Hofe als Kammerdiener des Fürsten von S.... Dieser Fürst war bei seinen Unterthanen nicht so beliebt, wie er anfänglich meinte, weil er sein Ohr zu viel den niedrigen Schmeichlern die ihn umgaben lieh. Es gingen manche und gegründete Klagen unter dem Volke, und die Unzufriedenheit desselben vermehrte sich von Tag zu Tag. Der Fürst aber merkte und wußte nichts davon; denn er war durch die Schmeicheleien der Höflinge verblendet. Dies sah Gottfried schon einige Zeit mit großem Herzenleid. Endlich aber konnte er das schlechte Treiben der Höflinge nicht mehr länger mitansehen, und dem Fürsten, den er treu liebte, und dem er bisher ehrlich und redlich diente, nicht mehr länger die Stimmung des unzufriedenen Volkes verbergen. Er entschloß sich, seinem Herrn, von dem er geliebt war, und vor dem er, so oft er es für Pflicht hielt, die Wahrheit noch nie verbarg, die Augen zu öffnen. „Hier gilt es die Sicherheit und das Leben meines Herrn, und das Wohl eines ganzen Volkes. Und Schweigen wäre hier, wo Reden die heiligste Pflicht für mich ist, ein Verbrechen.“ So sprach Gottfried bei sich, und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, die sich ihm bald bei einer Reise, auf welcher er seinen Fürsten begleiten mußte, darbot. Es gelang ihm, durch die aufrichtige Schilderung des falschen und niederträchtigen Treibens und Strebens der Höflinge, und der daraus entspringen=

den Unzufriedenheit des Volkes, dem sonst gutmüthigen Fürsten die Augen zu öffnen, und ihn von der Gefahr, in der er schwebe, zu überzeugen. Der Fürst nahm Gottfrieds Warnung zu Herzen, weil er von seiner Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Treue vollkommen überzeugt war, und ihm trauen durfte.

Die listigen Höflinge bemerkten bald die Veränderung, die mit dem Fürsten vorgegangen war, und dachten sich gleich den Kammerdiener Gottfried als die einzige Triebfeder davon. Denn Gottfried, weil er ein gerader und ehrlicher Mann war, ist immer schon ein Dorn in ihren Augen gewesen; und von nun an wurden sie seine tödtlichsten Feinde. So ging an Gottfried das Sprichwort: „Wahrheit erzeugt oft Haß“ in Erfüllung.

Die Höflinge hatten jezt Gottfrieds Untergang beschlossen — der Wahrheitsfreund mußte entfernt werden, damit die Lügenpropheten ungestört am Hofe ihr Unwesen treiben konnten. Zuerst versuchten sie es durch Verläumdung, und weil es ihnen dadurch nicht gelang, so geschah es durch einen Meuchelmord. Der edle Gottfried wurde auf einer Jagd an der Seite seines Fürsten meuchelmörderisch erschossen. Sterbend rief der Wahrheitsfreund dem Fürsten noch zu: „Gnädigster Herr! folgen Sie der Wahrheit, lieben Sie das Volk, und hüten Sie sich vor ihren Höflingen! Ich sterbe als ein Opfer für die Wahrheit, weil ich auch immer für sie gelebt habe.“ Diese Worte des sterbenden Gottfrieds sollen das Herz des Fürsten so gerührt und ergriffen haben, daß er gleich darauf alle diese falschen, betriegerischen Höflinge entfernte, und

durch neue wahrheitsliebende, redliche Leute ersetzte, wodurch er auch die Liebe und die volle Zufriedenheit des Volkes wieder gewann.

Luzie. Aber wie dauert mich der gute Gottfried! Er hat's mit dem Fürsten und dem Volke so aufrichtig gemeint, und hat deshalb sterben müssen.

Emilie. Ist es denn nicht selbst auch unserm lieben Heilande so ergangen, der doch der größte Freund der Wahrheit war, und es am aufrichtigsten mit allen Menschen meinte.

Vater. Ja, so ist es. Haltet es daher, liebe Kinder, immer nur mit der Wahrheit, und wenn ihr derselben auch das Leben opfern müsset!

Eilfter Abend auf Sinai.

Vater. Das Leztemal haben wir geendet mit den Pflichten gegen die Seele des Nächsten, und womit meinst du, Theodor, daß wir heute beginnen?

Theodor. Ich meine, wir werden heute beginnen mit den . . . .

e) Pflichten gegen den Leib, das Leben und die Gesundheit des Nächsten.

Vater. Richtig, lieber Theodor! Diese Pflichten sind die nämlichen, wie jene, von denen bei der Sorge für unsern eigenen Leib, eigenes Leben und eigene Gesundheit die Rede war. Denn da jeder Mensch seinen Nächsten lieben muß, wie sich selbst, so hat er auch die Pflicht, für das körperliche Wohl des Nächsten ebenso zu sorgen,

wie für sein eigenes. Was bei der Sorge für das eigene körperliche Wohl geboten und verboten ist, das Nämliche gilt auch bei der Sorge für das körperliche Wohl des Nächsten. „Du sollst nicht tödten“ sagt Gottes Gebot.

Was ist denn geboten, Julius, in Hinsicht auf die Sorge für das körperliche Wohl des Nächsten? Oder was ist in den Worten: „Du sollst nicht tödten“ jedem Menschen geboten?

Julius. Es ist geboten: Alles nach Kräften beizutragen, das Leben und die Gesundheit des Nebenmenschen zu erhalten; ihm, so viel möglich, Gelegenheit zu verschaffen, daß er die nöthigen Mittel dazu erwerben kann. Und im Nothfalle soll Jeder, der es kann, ihm die nöthigen Mittel dazu selbst darbieten; soll ihn auch nach Kräften vertheidigen gegen einen jeden ungerechten Angriff, und ihn aus Lebensgefahren retten.

Vater. Recht. Und was ist in dieser Hinsicht verboten? Emilie!

Emilie. Es ist verboten: keinem Menschen das Leben zu nehmen, oder die Gesundheit zu zerstören; Niemanden in Lebensgefahr zu versetzen durch gefährliche Spiele, oder halsbrechende Künste; auch Keinem das Leben zu verkürzen durch Beleidigungen, Kränkungen und Bedrückungen, oder auch durch Verführung zu einem ausschweifenden Lebenswandel.

Vater. Gut. Es ist also auf keine Weise erlaubt, ohne Noth und ohne Pflicht, Jemanden das Leben zu nehmen, oder es ihm zu verkürzen. Theodor!

sage du uns: wie nennt man dies, wenn Jemand einem andern gewaltsam das Leben nimmt?

Theodor. Man nennt es einen Mord, oder Todtschlag.

Vater. Und wie nennt man es, wenn Jemand dem andern auf irgend eine Weise das Leben verkürzt?

Theodor. Man nennt es auch einen Mord; aber einen feinen. Und den gewaltsamen Mord, nennt man einen groben.

Vater. Weißt du, Luzie! wie man den gewaltsamen, oder groben Mord in Hinsicht auf die Personen, die gemordet werden, nennen kann?

Luzie. Ja, ein Kind, das eines seiner Eltern gewaltsam um das Leben bringt, begeht einen Vater- oder Muttermord; wer Bruder, oder Schwester tödtet — einen Bruder- oder Schwestermord. Ein solcher Mord muß aber ein schreckliches Verbrechen seyn!

Vater. Das könnet ihr euch denken, Kinder! Aber es gibt auch einen feinen Vater- und Brudermord, der selbst unter den Christen nicht sogar selten ist; weil diese Art von Mord nicht so verbrecherisch erscheint, doch ebenfalls auch ein großes Verbrechen ist. Wenn z. B. ein Kind den Eltern, oder ein Geschwister dem andern, durch Kränkungen, Kummer und Gram das Leben so verbittert, daß eines, oder das andere dadurch früher in's Grab hinabsinkt.

Julius. Erlauben Sie aber, lieber Vater! im Krieg ermorden ja die Menschen auch einander, und der Scharfrichter und Henkersknecht bringen auch Menschen um das Leben, und Niemand nennt sie deswegen

Mörder, und es wird ihnen nicht einmal zur Sünde angerechnet. Warum ist es für diese erlaubt?

Vater. Nur Geduld! das will ich euch gleich erklären. Ich habe ja so eben bei der Bemerkung, daß es ohne Noth und Pflicht nicht erlaubt sey Jemanden das Leben zu nehmen, schon darauf hingedeutet, daß es doch Fälle geben müsse, wo dies erlaubt ist.

Diese Fälle sind nun:

Wenn z. B. ein einzelner Mensch, oder auch die Bewohner eines ganzen Staates durch einen ungerechten und gewaltsamen Angriff von andern, in die Lage versetzt werden, Leben, Unschuld, Ehre, Freiheit und Vermögen zu verlieren, so tritt hier der Fall der Nothwehr ein. Diese dürfen nicht nur, sondern sie sind sogar verpflichtet, den ungerechten Angriff mit Gegengewalt abzuwehren. Denn Jedermann hat die Pflicht, sein Leben so lange zu erhalten, als es in seinen Kräften steht. Dieselbe Pflicht hat er zwar gegen seinen Nebenmenschen auch; allein, wenn dieser ihn gewaltsam angreift, und ihn des Lebens, oder der nöthigen Mittel zum Leben — oder was noch werther, als das Leben ist — der Unschuld und Freiheit berauben will, so ist er in diesem Augenblicke in seinen Gesinnungen ein Verbrecher, und verliert somit das Recht auf die Erhaltung seines eigenen Lebens. Der auf diese Weise Angegriffene darf und muß sich vertheidigen. Und wenn er in die äußerste Nothwehr versetzt ist, so daß zu seiner Vertheidigung kein anderes Mittel mehr übrig bleibt, als daß er seinen Gegner, der ihm gewaltsam auf das Leben ging, selbst um das Leben bringt,

so ist ihm diese Nothwehr erlaubt, und er ist in diesem Falle kein Mörder. Aus diesem und aus keinem andern Grunde sind auch im Christenthume der rechtliche Krieg und die Hinrichtung der Verbrecher nach gerechtem Urtheilsspruche einer rechtmäßigen Obrigkeit, als sittlich angesehen, und daher auch erlaubt. Der Soldat, wie der Scharfrichter und Henkersknecht sind Diener der obrigkeitlichen Gewalt, die von Gott angeordnet ist, um die Verbrecher zu bestrafen. Der Feind, der in schlechten Absichten ein Land überfällt, um darin zu morden und zu rauben, oder es in seine Gewalt zu bringen, ist nicht mehr, als ein anderer Räuber und Mörder, der einen Wanderer auf der offenen Straße angreift, um ihn zu tödten und dann auszuplündern. Beide, den Feind, der mit bewaffneten Truppen ein Land überfällt, und den einzeln Räuber und Mörder darf man mit Gegengewalt zurückweisen in seine Schranken. Kostet es dabei den Angreifern das Leben, so ist ihnen nicht unrecht, sondern recht geschehen, und auf dem Gewissen der Vertheidiger ihres Landes, wie ihrer eigenen Person, lastet durchaus keine Schuld eines Mordes. Und der Arm der weltlichen Gerechtigkeit, den ihre Diener führen müssen, um einen Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen, übt keinen Mord, sondern nur strenges Recht aus. „Wer das Schwert ergreift, sagt die göttliche Schrift, kommt auch durchs Schwert um.“

Julius. Jezt versteh' ich es erst recht. Wer uns mörderisch angreift, der ist schon ein Verbrecher, der den Tod verdient hat, und können wir uns durch

kein anderes Mittel mehr vertheidigen und retten, als daß wir ihn tödten, so ist dies als Nothwehr erlaubt. Darum nennt man den Soldatenstand auch Wehrstand, und deßhalb, lobt und belohnt man auch einen Soldaten, der für sein Vaterland recht tapfer gefochten und viele Feinde niedergemacht hat, als einen edlen und muthigen Mann, der sich für das Wohl seines Vaterlandes verdient gemacht hat.

Vater. So ist es.

Theodor. Ich möchte aber doch kein Soldat werden; denn der Feind könnte mich auch todtschießen.

Vater. Ja meinst du, die Tugend der Tapferkeit eines Soldaten bestehe bloß darin, daß er den Muth hat, viele Feinde niederzumachen? Nein, sie besteht vorzüglich auch darin, daß er den Muth hat, sein eigenes Leben aufzuopfern, um dadurch das Leben vieler Landesbrüder zu vertheidigen und zu retten. Darum ist es in einem Lande, das mit einem ungerechten Kriege überzogen worden, für junge Männer sogar eine heilige Pflicht, die Waffen zu ergreifen, und tapfer gegen den Feind zu kämpfen. Denn dies erst ist wahre Menschenliebe, wenn ein Mensch bereit ist, aus Liebe für den andern das Leben zu opfern.

Emilie. So hat ja der gute Heiland auch aus lauterer Liebe sein Leben für die Menschen hingegeben.

Vater. Ja, liebe Kinder, so groß und edelmüthig, wie der liebe Heiland gegen uns Menschen, sollen auch Alle gegen einander seyn. Erblickt man einen Mitmenschen in Lebensgefahr, und wenn er auch früher unser Feind gewesen, so muß man bereit seyn,

mit eigener Lebensgefahr ihm das Leben zu retten. Nur dann, wenn man voraussieht, daß es unmöglich ist, selbst auch mit Aufopferung seines eigenen Lebens, einen Unglücklichen zu retten, darf man sein Leben keiner Gefahr aussetzen.

Damit ihr alle bisher angeführten Lehren besser verstehet, so will ich euch mehrere Beispiele erzählen. Vorerst nun:

„Warnende Beispiele."

1.) In dem Dorfe U......, unweit der Stadt O......, wohnte ein vermöglicher und rechtschaffener Mann, der Accisor war. Dieser saß eines Morgens schon vor Tagesanbruch beim Kerzenlichte am Tische, und zählte eine ziemlich große Summe Geldes, das er an diesem Morgen noch an die Obereinnehmerei in O. einsenden wollte. Während der Vater das Geld zählte, bereitete die Tochter in der Küche das Frühstück zu, und der Knecht und eine Nichte waren mit andern Hausarbeiten beschäftigt.

Jezt trat plötzlich ein ganz bekannter Mann in das Zimmer zum Accisor hin, und schnitt ihm mit einem scharfen Messer den Hals ab. Die Tochter in der Küche, welche von der Stube her ein starkes Gepolter hörte, eilte herein, und fand ihren Vater in seinem Blute am Boden liegen; der Mörder stieß ihr aber sogleich das Messer ins Herz, um ihr fürchterliches Hülfegeschrei verstummen zu machen. Auf dies Geschrei kam nun die Nichte, und dann auch der Knecht herbei. Aber Eines nach dem Andern fiel unter den

kräftigen Streichen des Mörders. Und so waren in einer Zeit von wenigen Minuten vier Menschen ein Opfer des Todes geworden. Alle Viere wurden zu ein und derselben Stunde zu Grabe getragen, und unter den weinenden Leidführern war selbst auch der Mörder. Es war der Rößlewirth aus demselben Dorfe, und des Accisors nächster Anverwandte. Sein schrecklicher, vierfacher Mord blieb zwar einige Zeit verborgen, kam aber doch endlich durch seine eigene Unvorsichtigkeit an den Tag. Er wurde zu seiner wohlverdienten Strafe in O...... mit dem Schwerte hingerichtet. Beim Verhöre, in dem er Alles eingestand, machte er auch reumüthig das Geständniß, daß nur die Geldgier die Quelle seines so schrecklichen Verbrechens gewesen sey. Er habe Anfangs nicht im Sinne gehabt, eine Mordthat zu begehen, sondern nur das Geld zu stehlen. Ein Zusammentreffen von Umständen hätte ihn erst zu einem so großen Verbrecher gemacht. Der Accisor habe ihn sogleich erkannt, und dieser Umstand habe den ersten Mordgedanken in ihm erzeugt. Jezt habe ihm das Schicksal Eines um das Andere in die Hände geführt, und um sein erstes Verbrechen zu verheimlichen, habe er dann das zweite, dritte und vierte begangen. Das habe er anfänglich nicht gewollt. —

Seht, liebe Kinder, dies ist ein warnendes Beispiel, wie der Mensch immer tiefer und tiefer in Sünde und Laster versinken, und aus einem Verbrechen in das andere fallen kann, wenn er sich einmal von Gott und der Tugend entfernt und den Weg des Bösen be-

treten hat. Hätte dieser Unglückliche seine große Begierde nach Geld, besonders die nach fremdem Gute, im Entstehen schon erstickt, so wäre er wahrscheinlich kein Verbrecher geworden.

2.) Eine ähnliche grausame Geschichte hat sich auf dem freien Felde zwischen K...... und M...... zugetragen. Ein junger Mensch von ungefähr fünf und zwanzig Jahren ermordete in der Morgendämmerung einen Beamten, der eben seine Dienstgelder zum Oberamte in E...... tragen wollte, und raubte dieselben. Vor seiner Hinrichtung machte dieser junge Verbrecher folgendes, aufrichtiges Geständniß: „Daß ich ein so schlechter Mensch und sogar ein Mörder geworden bin, daran ist meine schlechte Erziehung, vorzüglich aber meine Mutter schuld. Schon als ein Knabe von sechs Jahren fing ich das Stehlen an, und mein erster Diebstahl bestand in vier Eiern, die ich an einem Sonntage morgens, als die Leute in der Kirche waren, in dem Pfarrhofe entwendete, und sie voll Freude meiner Mutter brachte. Diese lobte mich darüber, anstatt mich derb abzustrafen. O, hätte sie mich doch damals recht gestraft! ich wäre dann gewiß kein Verbrecher geworden. Sie gab mir aber dabei keine andere Lehre, als diese, daß ich mich doch recht in Acht nehmen solle, damit mich ja Niemand ertappe. Und diese gottlose Lehre der Mutter muß ich recht gut befolgt haben; denn bei mehr als hundert kleinen und großen Diebstählen bin ich nie ertappt worden. So bin ich aber auch immer tiefer und tiefer in Schlechtigkeiten hineingekommen. Als ich groß geworden, saß ich

als ein Müßiggänger fast den ganzen Tag in den Wirthshäusern und am Spieltische, und trieb nebenher noch andere schlechte Dinge, wozu ich Geld brauchte. Da ich wenig oder gar nichts verdiente, so stahl ich Geld und Geldes Werth, wo ich immer nur dazu kommen konnte. Und so wurde ich denn auch endlich zu einem Mörder reif.« —

3.) Ich war einmal in Colmar in Oberelsaß, und wollte dort im Gasthofe zum goldenen Schlüssel, auf dem Marktplatze, Mittag machen. Als ich gegen das Gasthaus hin kam, mußte ich mich durch eine ungeheuer große Volksmenge durchdringen; da erblickte ich nun vor mir ein Blutgerüste, worauf an der Seite eines Geistlichen ein armer Sünder stand, der in diesem Augenblicke hingerichtet werden sollte. Bevor er sein Haupt unter die Guilotine legte, wurde ihm auf einem Klotze mit einem scharfen Beil, zuerst die rechte Hand abgehauen. Es schauderte mich, und ich konnte nicht weiter mehr zuschauen.

Im Gasthofe fragte ich den Wirth, was denn dieser Unglückliche für ein Verbrechen begangen habe, daß man ihm vor der Enthauptung zuerst die rechte Hand abhieb? „Dieser junge Verbrecher war ein Vatermörder, erwiederte der Gastgeber; er hatte vor ungefähr drei Monaten seinen leiblichen Vater erschossen. Zuerst hat er seine Mutter durch Verdruß, Kummer und Gram ins Grab gebracht, und dann auch noch seinen Vater ermordet. Er war von Jugend auf ein ausgelassener Mensch, wollte weder lernen, noch arbeiten, und von Gott und Religion gar nichts wissen. Er übte

in der ganzen Umgegend einen liederlichen Streich um den andern aus; war ein Säufer, Spieler u. s. w., und brachte seine Eltern um ihr ganzes Vermögen. Sein Vater, der früher ein vermöglicher und ansehnlicher Mann, und zwei Stunden von hier zu Hause war, wollte eines Tages in der Absicht hiehergehen, um die Richter um Schutz gegen seinen Sohn, der ihn täglich mißhandelte, anzuflehen. Der gottlose Sohn errieth seine Absicht, stand ihm auf den Weg, und schoß ihm, eine halbe Stunde von hier, in einem Wäldchen eine Kugel durch den Kopf. Man sagt zwar, daß die Eltern selbst eine große Schuld daran tragen, daß ihr Sohn so schlecht geworden ist. Sie sollen ihm in der Jugend zu viel zugelassen, und zu nachsichtig gegen ihn gewesen seyn.“ So erzählte der Gastwirth, und die besten Speisen, die man beim Mittagmahle auftrug, wollten mir nicht schmecken; denn der Anblick der Hinrichtung und die Erzählung dieser schauderhaften Geschichte, hatten mir allen Appetit genommen.

4.) Eben so sah ich auch einmal, als ich noch Student war, einen Brudermörder hinrichten. Dieser war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, und mehrere Jahre Soldat gewesen. Er soll zwar in jüngern Jahren schon sehr ausgelassen gewesen seyn; als er aber vom Militär zurückkam, die schlechtesten Sitten mitgebracht haben. Seine Mutter war schon früher, und sein Vater ungefähr ein halbes Jahr, vor seiner Rückkehr aus Spanien, gestorben. Er hatte nur einen Bruder, der arbeitsam und rechtschaffen war, und der nach dem Tode seines Vaters

das hinterlassene Gütlein ganz übernommen hatte, weil man seinen Bruder schon längst für todt hielt.

Der für todt Gehaltene kam aber auf einmal, und zwar nicht zur Freude, sondern zum größten Schrecken, im väterlichen Hause an. Schon den andern Tag forderte er von seinem Bruder, der bereits Vater von vier Kindern war, mit Fluchen, Schimpfen und Toben seinen Erbtheil zurück. Dieser suchte ihn mit den freundlichsten Worten zu besänftigen, und versprach redlich mit ihm zu theilen. Am Tage der Theilung, wobei zwei gerichtliche Personen zugegen waren, kam der rohe Soldat mit seinem sonst friedlichen Bruder in Streit, weil dieser ihm nicht geben wollte und auch nicht geben konnte, was er ganz unbillig verlangte. Er wurde immer hitziger und aufgebrachter, und weil er weder ein gutes Herz noch Religion hatte, weder Gott noch Menschen fürchtete, so brach er in seine gewohnte Rohheit und Wildheit aus, ergriff das neben ihm liegende Messer, und stieß es mit Gewalt in seines Bruders Brust. Der Stich war tödtlich, und der arme Bruder war nach zwei Stunden schon eine Leiche. Frau und Kinder wollten fast verzweifeln. —

Emilie. Aber es gibt doch auch schreckliche Menschen auf der Welt! Man sollte nicht glauben, daß es Menschen gäbe, die alle bessern und kindlichen Gefühle in sich so ersticken könnten, daß sie Vater und Mutter, Bruder und Schwester ums Leben bringen können. Solche Menschen sind noch weit gefühlloser und grausamer als die Thiere.

Julius. Solche gefühllose und grausame Men=

schen hat es aber schon gegeben, so lange die Welt steht. Hat doch schon Kain, als der erste Sohn der ersten Eltern, alle bessern Gefühle in sich so erstickt, daß er seinen guten Bruder Abel tödten konnte.

Vater. Ja leider wohl war der erste Todte in der Welt schon die Folge eines so schrecklichen Verbrechens, der Zeuge eines Brudermordes. Und wie oft wird nicht schon dies Verbrechen seit sechstausend Jahren wiederholt worden seyn! Der Mensch wird doch zu allem Bösen fähig, sobald er sich von Gott und von der Tugendbahn entfernt, und der Sünde in seinem Herzen einen Platz einräumt. Merket euch aber, Kinder, dies wohl: der Mensch wird nicht auf Einmal ein Mörder, oder sonst ein Verbrecher, es gehen allemal zuerst andere Sünden, die oft in den Augen der Menschen unbedeutend scheinen, als Vorboten voraus — es sind böse Neigungen, unlautere Begierden und niedere Leidenschaften. — Werden diese nicht gleich in ihrem Entstehen erstickt, so werden sie Quellen von Lastern und Verbrechen. So war bei Kain die Quelle seines Brudermordes zuerst Gefallsucht — daraus entstand Eifersucht — daraus Neid und Mißgunst — daraus Haß und Rachsucht — und jezt war der Verbrecher reif; nun folgte der Brudermord. Hätte nur Kain die allererste Quelle sogleich verstopft — d. i., die Gefallsucht im ersten Entstehen erstickt, so wäre er sicherlich in seinem Leben nie ein Brudermörder geworden. So war es auch bei diesen Mördern, von denen ich euch so eben schauerliche Geschichten erzählte, der Fall. Sie haben den ersten Keim der

Sünde und des Lasters in ihrem Herzen nicht erstickt; weshalb dann das Böse darin, wie Unkraut im Acker, schnell emporwuchs, alles Gute noch vollends erstickte, und sie dann zu so schrecklichen Verbrechern machte. Ich habe euch bisher nur von solchen Mordthaten erzählt, die selbst schon von den weltlichen Richtern als schändliche Verbrechen strenge bestraft werden. Aber es gibt auch solche, die vor der Welt unbestraft bleiben; deren Mord, weil er auf eine feine Weise begangen wird, vor den Leuten nicht als ein Verbrechen erscheint, und dennoch vor Gott ebenfalls ein so schändliches Verbrechen ist, als der grobe Mord.

Ja wer durch Kränkungen und Beleidigungen, durch verursachten Kummer und Gram Jemanden das Leben verbittert und die Gesundheit zerrüttet; wer seinen Nebenmenschen geflissentlich in Schande, Noth und Mangel versetzt, worin er sich durch Darben allmählig abhärmen muß; und wer durch Muthwillen oder Bosheit dem Nächsten den Körper verstümmelt und ihn zu einem Krüppel macht, oder sonst noch auf andere Weise ihm das Leben verkürzt — der ist ebenfalls auch ein Mörder, und ein strafbarer Verbrecher vor Gott.

Und jenes Kind, das den Eltern durch Ungehorsam und Widerspenstigkeit Kummer und Gram, und durch einen unsittlichen Lebenswandel Spott und Schande macht, so daß sich diese dadurch allmählig abkümmern und abhärmen; und jenes, das Vater, oder Mutter im Alter verläßt, der Noth und dem Mangel Preis gibt, sie beschimpft, mißhandelt, ihnen den Tod wünscht und auf die letzte Stunde wartet,

und so durch sein gottloses Betragen ihnen das Leben verbittert und ihre Todesstunde schneller herbeiruft — ja ein solches Kind ist ebenfalls ein Vater- oder Muttermörder — und wenn es auf ähnliche Weise gegen Bruder, oder Schwester verfährt — ein Geschwistermörder; obschon ein solcher Mensch vor den weltlichen Richtern unbestraft bleibt, so bleibt er es doch nicht vor Gott. Schrecklich wird dessen Strafe seyn in der andern Welt.

Nun folgen auch noch einige freundliche und

„nachahmungswürdige Beispiele.“

Diese will ich die Mutter erzählen lassen; sie weißt gewiß mehrere und schöne.

Mutter. 1.) Ich kannte in meiner Vaterstadt eine sehr arme Wittwe, die gebrechlich, alt und nicht mehr im Stande war, durch Arbeit ihr tägliches Brod zu verdienen. Sie hatte nur ein einziges, aber recht tugendhaftes Kind. Es war ein Mädchen und hieß Anna. Kaum war Anna groß und stark genug, so ging sie die ganze Woche auf den Taglohn, um dadurch ihre alte Mutter zu ernähren. Die gute, fromme Mutter war nun schon hoch in den Siebenzig, und doch immer noch heiter und lebensfroh. Und dazu trug die sorgsame und zärtliche Tochter, nebst Gott, das Meiste bei. Die Mutter erkannte es aber auch, dankte Gott in ihrem täglichen Gebete dafür, und man konnte sie oft sagen hören: „O, wenn Anna, mein gutes Kind nicht wäre, läge ich schon längst auf dem Kirchhofe! aber der gute Engel — ja

so kann und muß ich Anna nennen — sucht mir die Tage meines Alters auf jegliche Weise zu versüßen und zu verlängern. Gott segne das gute Kind dafür!«

Jezt wurde die alte Mutter krank, und ihre Krankheit wurde langwierig. Nun konnte Anna nicht mehr auf den Taglohn, weil sie der kranken Mutter pflegen mußte. Tag und Nacht wich sie fast nie von ihrem Bette. Und so wurde Anna's Körper durch Noth und Mangel, durch Sorgen, Kümmern und Wachen allmählig ganz abgehärmt. Die Mutter starb; aber nicht aus Vernachläßigung, sondern blos aus Altersschwäche. Und Anna wäre bald auch, als ein Opfer der kindlichen Liebe, der Mutter in's Grab nachgefolgt, wenn nicht ihre Jugendkraft sie noch dem Tode entrissen hätte. Wären doch alle Kinder so!

2.) Ein eben so schönes Beispiel gibt ein armer Hirtenknabe, der Felix hieß. Felix ging eines Tages mit seinen Schafen und Ziegen, wie gewöhnlich, durch ein nahes Wäldchen auf die Weide. In dem Wäldchen vernahm er mit Einemmale von einem Gebüsche her ein Seufzen und Jammern, gleich dem eines todtkranken Menschen. Felix lief eilends dem Gebüsche zu, und ach! fand da einen armen Greisen auf der Erde liegen, der vor Schwäche nicht mehr aufstehen, ja nicht einmal mehr reden konnte. Der gutmüthige Knabe war bei diesem Anblick bis zu Thränen gerührt. Er legte sogleich den Hirtenstab nieder, richtete den schwachen Greisen zum Sitzen auf, hielt ihm die Flasche, die mit süßer Milch gefüllt war, an den Mund. Der schwache Greis trank, und seine Kör-

perkräfte kehrten allmählig wieder zurück. Jezt schenkte er ihm auch noch ein Stück Brod und drei Aepfel — also Alles, was er zum Abendessen mitgenommen hatte. Der Greis aß, und fühlte sich bald wieder so gestärkt, daß er nicht nur reden, sondern sich selbst wieder aufrichten und gehen konnte. „O, guter Knabe! du warst mir ein Engel, zur rechten Stunde noch von Gott gesandt!“ Dies waren des Greises erste Worte. „Ja, edler Knabe! wärest du nicht hieher gekommen, und hättest du nicht Mitleid mit mir gehabt, so wäre ich ohne Zweifel in meiner Schwäche gestorben. O, der liebe Gott wolle es dir tausendfach vergelten, und dich dafür segnen!“ Als dies der Greis sprach, perlte eine Thräne der Rührung und des Dankes in seinem Auge. Auch Felix wischte sich eine Freudenthräne aus dem Auge. Er nahm rührend Abschied von dem Greisen, der nun neugestärkt wieder weiter zog. Felix weidete dann bis zum späten Abende seine Heerde, und das schöne Bewußtsein, einem Greisen das Leben gerettet zu haben, war ihm ein überaus reichlicher Lohn für das Abendbrod, das er der Menschenliebe geopfert hatte. —

Kinder. O, was für gute Kinder waren doch Anna und Felix!

Mutter. Ja wohl. Ahmet sie daher nach, liebe Kinder!

3.) Zur Nachahmung, wie ein Kind schon durch Muth und Edelsinn das Leben Anderer retten kann, diene euch folgende Rettungsgeschichte; die sich erst vor

wenigen Jahren in dem Dorfe S...... am Oberrhein zugetragen.

Am Ufer des Rheines, am Fuße der ehrwürdigen Ruine der uralten Limburg, weidete ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren die Ziegen von wohlhabenden Bürgersleuten, von denen es allemal mit einem Abendbrode dafür beschenkt wurde. Dies Mädchen war das Kind armer Leute, und hieß Susanna. Als Susanna so ganz einsam am Ufer saß, und in der Unschuld ihres Herzens den grasenden Ziegen zusah, erhob sich plötzlich ein fürchterlicher Sturmwind, so, daß die schäumenden Wellen des Rheines an der bemoosten Felsenwand des Ufers hoch hinanschlugen. Durch das Brausen und Heulen des Sturmes kam das Jammergeschrei verunglückter Männer bis zu des Mädchens Ohr. Es wand seine Blicke dahin, woher das Jammergeschrei verdoppelt erscholl. Und ach! welch ein herzdurchschneidender Anblick! Susanne erblickte mitten im Thalwege des Rheines zwei Männer, die auf einem umgestürzten Kahne schon mit dem nahen Tode rangen. Die Unglücklichen sehen, das Jammergeschrei hören, und der Entschluß sie zu retten, war bei diesem edelgesinnten Mädchen Eines. „Ich muß, ich will sie retten!“ rief Susanna aus, und war flugs in einem Kahn, in dem sie heldenmüthig den Verunglückten zuruderte. Es war Lebensgefahr; doch das gute Mädchen scheute sie nicht. Jezt schwammen die Unglücklichen dem rettenden Schiffe entgegen; jezt stiegen sie ein — und o, Dank dem Himmel! sie waren gerettet. Bald wurde Susannens edle That bekannt,

und aus dem Munde Tausender erscholl ihr das Lob. Auch öffneten gutdenkende Leute ihre milde Hand, und beschenkten das arme Mädchen reichlich. Selbst auch der Landesfürst belohnte ihre edle That mit der großen goldenen Medaille (Denkmünze.) Wenn Menschen eine edle That schon so lohnen, wie groß erst wird ihr Lohn im Himmel seyn!

4.) Vor ungefähr siebenhundert Jahren führte Heinrich, Herzog von Bayern, nur der Stolze genennt, mit dem mächtigen Grafen von Wolfratshausen einen blutigen Krieg. Nur von wenigen Begleitern umgeben, erfuhr Heinrich eines Tages unweit der Stelle, auf der jezt München steht, daß der Graf mit einer weit überlegenen Macht in aller Eile heranziehe. In diesem gefahrvollen Augenblicke sah der Herzog, da er sich weder mit seinem kleinen Häuflein vertheidigen, noch zurückziehen konnte, nirgends eine Rettung vor dem nahen Tode, oder der sichern Gefangenschaft. Da trat plötzlich ein gemeiner Reiter aus seinem Gefolge vor ihn hin, und bat ihn flehend, sein theures Leben dem Vaterlande zu erhalten, und schleunigst Pferd und Kleid mit dem seinigen zu wechseln. In der höchsten Bedrängniß nahm der Herzog das edle Anerbieten an; und kaum war die Verkleidung geendet, als der feindliche Graf mit vollen Zügeln, an der Spitze seiner Schaar heransprengte, und den vermeintlichen Herzog mit der Lanze durchbohrte, während Heinrich selbst Zeit gewann, sich durch die Flucht zu retten.

Wen sollte nicht dieses herzergreifende Beispiel von

Edelsinn, Treue und Liebe rühren; wer wünscht nicht auch ebenso das Leben für Fürst und Vaterland hinzugeben! Konnte auch der dankbare Herzog die Brust des Edelmüthigen nicht mehr mit einem glänzenden Orden — Ehrenzeichen — schmücken, so glänzt doch seine edle That, schöner noch als Gold und Edelstein in einer Fürstenkrone, im Buche der Weltgeschichte, und der Werth seiner That überwiegt noch die Schätze eines Königreichs.

„Und den Lohn dafür, riefen die Kinder einstimmig aus, hat er sicher drüben im Himmel empfangen!“ —

Mutter. Ja gewiß, wie alle ihn empfangen werden, die so edel denken und handeln, und bereit sind, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens, Andern das ihrige zu retten, oder zu erhalten. Kommt ihr aber, liebe Kinder, auch nie in den Fall, euch durch ähnliche Thaten auszuzeichnen, so traget doch immer durch eure Menschenfreundlichkeit dazu bei, Andern das Leben zu versüßen und angenehm zu machen.

Kinder. Ja, das wollen wir. Und wir danken Ihnen und dem lieben Vater heute ganz besonders, daß Sie uns so viele und so lehrreiche Geschichtchen erzählet haben.

Zwölfter Abend auf Sinai.

Vater. Ihr könnet euch schon zum Voraus freuen; heute wird es wohl wieder etliche kleine lehrreiche Geschichten geben.

Kinder. Schön! schön! denn dadurch werden uns allemal Ihre Lehren am besten verständlich.

Vater. Wer weiß von euch, womit wir heute beginnen?

„Ich, ich“ riefen Alle, bis auf Theophil.

Vater. Luzie wird es sagen.

Luzie. Da wir das Letztemal mit den Pflichten gegen den Leib, das Leben und die Gesundheit des Nächsten geendet haben, so beginnen wir heute mit den

Pflichten in Hinsicht des zeitlichen Vermögens des Nächsten.

Vater. Schon im zweiten Abschnitte, bei den Pflichten gegen sich selbst, insbesondere bei der Sorge für zeitliches Vermögen, habe ich gezeigt, wie jedem Menschen es nicht unr erlaubt, sondern sogar zur Pflicht gemacht sey, zeitliches Vermögen zu erwerben, weil es ihm auch ein nothwendiges Mittel zur Selbsterhaltung und zur Erfüllung seiner Berufspflichten ist. Wer nun seines Vermögens beraubt wird, verliert damit auch dies nothwendige Mittel. Und wer an einem andern diesen Raub begeht, übt ein Unrecht gegen ihn aus. Er versündiget sich gegen Gottes Gebot. Gegen welches aus den zehn göttlichen Geboten? Luzie!

Luzie. Gegen das Siebente.

Vater. Wie heißt es? Theophil!

Theophil. „Du sollst nicht stehlen.“

Vater. In diesem, wie in jedem andern der zehn göttlichen Gebote, ist wieder etwas geboten und etwas verboten. Emilie wird uns zuerst sagen was darin geboten, und Julius dann, was darin verboten ist.

Emilie. Geboten ist darin, wie Sie uns früher schon gelehrt haben, — Jedem zu lassen, was sein ist; ihm zu geben und zu leisten, was man schuldig ist.

Vater. Dies heißt nun mit andern Worten — gegen Jedermann gerecht und ehrlich seyn.

Emilie. Ja man muß allen Menschen zu nützen suchen, so viel man kann; gefundenes, geliehenes und anvertrautes Gut wieder redlich zurückgeben Jenen, denen es gehört; muß in Maaß und Gewicht, im Kaufen und Verkaufen ehrlich seyn; die Dienstboten, Taglöhner und Handwerksleute nach Verdienst und mit Gewissenhaftigkeit, und alle seine Schulden mit Redlichkeit bezahlen. Und wenn Jemand einem andern schon wirklich etwas entwendet, oder ihn um etwas betrogen, oder ihm einen Schaden zugefügt hat, so muß er das Entwendete, und alles, um was er betrogen, wieder zurückgeben, und den zugefügten Schaden wieder ersetzen.

Vater. Brav. Nun kommt's an Julius.

Julius. Und verboten ist darin — das Stehlen, Rauben, Betrügen, das Zurückbehalten gefunde-

ner, geliehener und anvertrauter Sachen und des verdienten Lohnes, den man den Dienstboten, Taglöhnern und Handwerksleuten schuldig ist.

Vater. Es fehlt noch etwas, das hierin ganz besonders den Kindern untersagt werden muß.

Julius. Ja man soll Niemanden etwas verderben, oder einen Schaden zufügen.

Vater. Und noch Eines müssen sich vorzüglich die Kinder merken.

Emilie. Sie sollen nicht naschen.

Vater. Ja; denn durch das Naschen gewöhnen sich Kinder auch schon das Stehlen an. Manches Kind ist aus einem Näscher sogar schon ein Räuber geworden.

Theodor. Was ist aber zwischen einem Dieb und einem Räuber für ein Unterschied?

Vater. Ein Mensch, der heimlich etwas in Haus, oder Feld entwendet, wird ein Dieb, und jener, der einen andern angreift, um ihm gewaltsam das Seinige zu rauben, ein Räuber genannt.

Emilie. Ja man sagt daher auch: dies ist ein Hausdieb, Felddieb, ein Straßenräuber.

Vater. Beide sind gefährliche Leute, der Dieb, wie der Räuber; aber doch noch gefährlicher ist der Betrüger. Vor dem Dieb kann man doch im Hause die Sachen verschließen, und im Felde sie hüten und bewachen. Auch gegen den Räuber kann man sich schützen, wenn man entweder zur Nachtzeit gar nicht reist, oder an einsamen Orten sich gegen einen gewaltsamen Angriff, oder Ueberfall bewaffnet und Ge-

genwehr braucht. Aber gegen einen Betrüger, der Andere mit List hintergeht, und sie so um das Ihrige bringt, kann man sich nicht leicht schützen. Da nützet kein Zuschließen, kein Hüten und Wachen, und kein Bewaffnen etwas. Ein Betrüger ist ein Dieb und Räuber zugleich, und im Grunde des Herzens so schlecht, oder noch schlechter, als sie; obwohl er oft vor den Leuten noch als ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch gilt. Was ein Dieb heimlich entwendet, ein Räuber gewaltsam entreißt, das raubt ein Betrüger durch List. Und während oft ein Dieb, oder Räuber am Galgen hängt, wandelt ein Betrüger unter ehrlichen Leuten einher, und verwaltet oft noch ein Ehrenamt. Die Strafe aber bleibt dennoch auch für diesen nicht aus; wird sie ihm nicht in dieser, so ist sie ihm doch gewiß in der andern Welt. Vor Gottes Gericht wird die List des Betrügers zu Schanden werden.

Julius. Ist ein Mensch, der andern etwas verderbt, und ihnen Schaden zufügt, wo er kann, auch so viel, als ein Dieb, Räuber und Betrüger?

Vater. Was sein Herz und seine Absicht betrifft, ist er ebenso schlecht, oder wohl noch schlechter, als jene. Der Dieb, Räuber und Betrüger machen doch Gebrauch von dem gestohlenen Gute, und haben einen Nutzen davon. Wer aber das Eigenthum eines andern vernichtet, der hat keine andere Absicht dabei, als es zu vernichten, damit es Niemand haben soll. Und eine solche Absicht ist wahrhaft satanisch,

und ein solcher schadenfroher Mensch ist ein verworfenes, boshaftes Geschöpf.

Theodor. Ein Mensch aber, der etwas Gefundenes, Geliehenes, oder Anvertrautes zurückbehält, ist doch nicht so schlecht, als Jene, von denen bisher die Rede gewesen ist?

Vater. Wenn er anfänglich nicht so schlecht ist, so ist er doch schon auf dem Wege, ebenso schlecht zu werden. Denn etwas Gefundenes, Geliehenes, oder Anvertrautes zurückbehalten ist eben so viel, als gestohlen.

Luzie. Wenn man aber nicht weiß wem das Gefundene gehört?

Vater. Man muß nachfragen, und nachfragen lassen. Wenn z. B. ein Kind etwas findet, sey es von geringem oder großem Werthe, so muß es dasselbe den Eltern, dem Lehrer, oder Pfarrer übergeben, und diese werden dann dafür sorgen, daß es wieder dem wahren Eigenthümer zukommt. Ebenso müssen auch Erwachsene, wenn sie durch eigenes Nachfragen den Eigenthümer des Gefundenen nicht erforschen können, dasselbe an die geistliche, oder weltliche Obrigkeit abgeben, damit es diese, wenn es von Bedeutung ist, durch öffentliche Blätter allenthalben bekannt machen, und so den wahren Eigenthümer erforschen können. Ist die bestimmte Zeit verflossen, und es hat sich der Eigenthümer nicht gemeldet, so fällt das Verlorne dem zu, der es gefunden hat. Jener aber thut am besten, der alsdann dies gefundene Gut den Armen gibt; weil es ihm auf diese Weise mehr Glück und Segen bringen wird.

Emilie. Nicht wahr, Vater, der begeht auch eine recht große Sünde, der den Dienstboten, Taglöhnern, oder Handwerksleuten den verdienten Lohn nicht ausbezahlt, sondern ihnen einen Theil davon, oder wohl gar ganz wegstreitet?

Vater. Ja wohl. Eine solche Sünde nennt man eine himmelschreiende. Denn diesen Leuten wird dadurch ein solches Unrecht zugefügt, das gen Himmel schreiet, und Gott, den Gerechten, zur Strafe auffodert. Eine ebenso himmelschreiende Sünde ist auch der Wucher. Wenn nämlich Jemand Geld ausleiht, und dafür mehr Zinse fodert, als unter Christen erlaubt und gebräuchlich ist; und wenn dieser die Noth, Verlegenheit und das Unglück eines Andern als Gelegenheit benützt, sich dadurch zu bereichern; wenn er ihn endlich so drückt und bedrängt, daß dieser dadurch in eine unglückliche Lage und ins Elend versetzt wird, so schreiet diese Sünde ebenfalls gen Himmel um das göttliche Strafgericht. Ein Wucherer ist ein gottloses und ein höchst schädliches Geschöpf in der menschlichen Gesellschaft. Er schont nicht einmal der Armen, Wittwen und Waisen. Er gleicht dem schädlichen Unkraute, das den nützlichen Pflanzen nicht nur aus der Erde, sondern sogar noch aus ihren Wurzeln alle guten Säfte hinwegsaugt, so daß neben ihm alle guten Gewächse verderben, zu Grunde gehen müssen. Ebenso kann auch neben Wuchern fast Niemand bestehen.

Emilie. Was haben aber auch solche Leute davon, wenn sie sich auf so ungerechte Weise bereichern!

Alle, die Diebe, Räuber, Betrüger, Schadenfrohen, Unehrlichen und Wucherer müssen ja doch auch einmal sterben, und können dann nicht das Geringste von dem mit sich nehmen, womit sie sich auf ungerechte Weise bereichert haben. Ja sie müssen Alles zurücklassen.

Vater. Und wer dies zurückgelassene ungerechte Gut erbt, dem wird es wenig Glück bringen. Denn wie heißt das Spruchwort?

Julie. „Ungerechtes Gut gedeihet nicht."

Emilie. Und ein ähnliches Sprichwort sagt: „ein ungerechter Heller verzehret neun und neunzig gerechte;" und ein anderes noch: „wie gewonnen, so zerronnen."

Vater. Ja der Fluch Gottes lastet auf ungerechtem Gute. Wer solches besitzt, hat keine Ruhe, und kann auch keine haben, weder auf dieser, noch in der andern Welt. So lange er lebt, plagt und quält ihn das Gewissen Tag und Nacht, und es kann einzig nur dadurch beruhiget werden, wenn das ungerechte Gut bis auf den letzten Heller wieder zurückgestellt wird. Wer sich ungerechtes Gut erworben hat, und es nicht mehr zurückgibt, kann durchaus nicht selig sterben. Kein Ungerechter geht in's Himmelreich ein.

Dahin gehören auch alle Jene, die leichtsinnigerweise Schulden machen, obwohl sie voraus sehen und wissen, daß sie nie mehr im Stande seyn werden, dieselben wieder zurückzubezahlen. Solche kommen dann in Gant; und wer ihnen geliehen, oder geborgt hat,

muß an ihnen einen Theil, oder wohl gar das Ganze verlieren. Solche leichtsinnige Schuldenmacher sind wahre Betrüger, und haben ihr Gewissen, obschon sie nichts mehr haben, ebenfalls mit Ungerechtigkeit belastet, worauf Gottes Strafe folgen wird.

Theodor. Da thun doch Jene am besten, die rechtschaffen und ehrlich bleiben!

Luzie. Ja sie haben doch immer, wenn sie auch arm sind, ein gutes Gewissen.

Emilie. Und den Segen Gottes.

Julie. Auch können sie ruhig leben und selig sterben.

Theophil. Ich möchte kein Dieb, oder Räuber, oder sonst ein Betrüger seyn; denn sie kommen alle in die Hölle.

Theodor. Ja ich wollte lieber ein ehrlicher Bettler seyn; er kommt doch auch in den Himmel. Denn in der heiligen Schrift heißt es: „kein Dieb kann in's Reich Gottes eingehen.“

Vater. Wie heißt das Sprüchwort von der Ehrlichkeit?

Julie. „Ehrlich währt am längsten.“

Emilie. Und „wo Ehrlichkeit geht ein und aus, wohnt Glück und Segen in dem Haus.“

Vater. Hieher, was das Stehlen betrifft, paßt auch noch ein anderes bekanntes Sprüchwort.

Julius. „Der Hehler ist wie der Stehler.“

Theophil. Was ist denn ein Hehler?

Theodor. O, weißt du das nicht einmal! Ein Hehler ist ein solcher Mensch, der, wenn er weiß, daß Jemand etwas gestohlen hat, dazu schweigt, und es nicht anzeigt; weil er einen Vortheil dabei findet.

Vater. Ja solche Menschen sind so schlecht, als die Diebe selbst, und sind auch vor Gott und der Welt ebenso strafbar, wie sie.

Ich will nun noch die Quellen nennen, woraus meistens Diebstahl und alle Arten von Betrug entspringen, und dann einige Beispiele darüber erzählen.

Die Hauptquellen sind: die Habsucht — das heftige Verlangen nach einer Sache, die man auf keine andere Art erhalten kann; drückender Mangel, dem man durch Arbeitsamkeit nicht abhelfen kann, oder nicht abhelfen will; übertriebener Aufwand, den man durch gerechte Mittel nicht mehr fortführen kann, und den man doch nicht einschränken will; Eitelkeit, die man auf ungerechte Weise zu befriedigen sucht, weil die gerechten Mittel dazu fehlen; Spielsucht und Trunkenheit, die mehr kosten, als man durch Arbeit verdienen kann; endlich auch Neid, Schadenfreude und Rachbegierde.

Erzählungen.

„Warnende Beispiele."

1) Damit ihr sehet, wie der Mensch oft schon in der frühen Jugend den Grund legt, daß er in reifern Jahren ein Dieb und Räuber wird, dazu diene euch folgendes Beispiel.

In dem Städtlein L.... kannte ich sehr wohlhabende Eltern, die nur ein einziges Kind hatten, einen Sohn, der Franz hieß. Franz war von Natur ein gutes und liebenswürdiges Kind, und der Eltern größte Freude. Schon frühe aber nahm der Knabe üble Gewohnheiten an, weil er durch die Affenliebe der Mutter verwöhnt worden war. Kaum war Franz zwei Jahre alt, so war das weiche Zuckerbrod seine liebste Nahrung. Und daran ließ es ja die zärtliche Mutter dem allerliebsten Fränzchen niemals fehlen. Alle Arten von Süßigkeiten waren immer in großem Vorrathe da, und Fränzchen durfte nur weinen, da flog schon ein Zuckerbrödchen von der zärtlichen Mutterhand in seinen offenen Mund. So wurde Franz von der eigenen Mutter zu einem Leckermaul und Näscher erzogen. Später war vor ihm im ganzen Hause nichts mehr sicher, wo er eine Tasse, ein Schüsselchen oder sonst ein Gefäß erblickte, und zugedeckt fand, so deckte er es auf, um zu sehen, ob es daraus etwas zu naschen gäbe. Jeden Kreuzer, den er bekam, brachte er dem Zuckerbäcker, und den ganzen Tag konnte man ihn Süßigkeiten, die er aber stets verstohlenerweis in den Mund steckte, essen sehen. Er war sehr bald ein gefährlicher Näscher; denn das Geld, das er von Zeit zu Zeit von den Eltern und Pathen geschenkt bekam, reichte zum Einkaufen der Süßigkeiten und Leckereien nicht mehr hin. Da fing er an, den Eltern Geld zu entwenden; zuerst nur kleine Münze, bald aber auch größere Geldstücke. Und so wurde Franz aus einem Näscher allmählig ein Dieb. Seine Eltern hatten, als die Diebstähle immer bedeutender wurden, bald diesen,

bald jenen Dienstboten im Verdacht, und mehrere wurden deshalb aus dem Dienste entlassen. An Franz, den wahren Dieb, dachten sie aber nicht; und sie hätten doch leicht darauf kommen können, wenn sie nicht so verblendet gewesen wären.

Einmal aber hatte der Vater seinen Sohn ertappt, als er gerade eine bedeutende Summe Geldes aus der Kasse entwenden wollte. Franz erhielt derbe Verweise, Warnung und Strafe. Aber es war zu spät. Die Katze läßt das Mausen nicht, wie das bekannte Sprichwort sagt; und so ließ auch Franz das Stehlen nicht.

Franz wurde aus dem älterlichen Hause entfernt, und kam zu einem reichen Kaufmann, um dort die Handlung zu erlernen. Allein, schon nach einem halben Jahre kam zum größten Betrübniß der Eltern die Nachricht, daß Franz mit einer bedeutenden Summe Geldes entwichen sey. Etliche Jahre hatte man gar nichts mehr von ihm erfahren. Eines Tages aber kam vom Gerichtshofe in K.... die schreckliche Nachricht an Franzens Eltern, daß ihr Sohn mit einer Räuberbande eingefangen und zum Tode verurtheilt worden sey. Die armen Eltern starben bald darauf aus Gram; und Franz endete als ein Straßenräuber und Mörder unter dem Schwerte des Scharfrichters.

Kinder. Ach! das ist doch schrecklich, daß man aus einem Näscher ein Dieb, Räuber und Mörder werden kann!

2) Ein ähnliches Beispiel hat sich in A.... ereignet. Moriz, der Sohn reicher und braver Eltern, die ich noch wohl kannte, hatte schon als ein Knabe

von sechs Jahren den groben Fehler an sich, daß er mit Lug und Trug umging. Wenn er mit seinen Geschwistern, oder Nachbarskindern um Bohnen, Nüsse, Knöpfe u. s. w. spielte, so konnte er nicht anders, als betriegen. Es wollte bald kein Kind mehr mit ihm spielen, weil er voll List und Betrug war. Als Schulknabe schacherte er, troz einem Juden, mit andern Knaben; bald verhandelte er ein Federmesser, bald ein Federrohr, bald Papier, Griffel, Federn und Bleistifte. Aber nie ging es ohne Betrug vorüber. Die rohen Gassenbuben, mit denen er am liebsten zu thun hatte, nannten ihn nur den Schacherer; andere Knaben auch den Juden-Moriz. Wegen seines Schacherns war er von seinen Eltern oft bestraft worden; aber umsonst, er ließ sein niedriges Handwerk nimmer.

Moriz war später ein Kaufmann geworden, und sah sich jezt in seinem rechten Elemente. Nun war er im vollen Sinne, was er schon im Kindesalter zu werden strebte — ein ausgemachter Jude, und zwar einer von den unehrlichsten. Er wurde aber auch schnell reich. Den Leuten war der Grund davon sehr wohl bekannt; denn täglich mehr sahen sie ein, daß es in seinem Laden nicht ganz rechtlich zugehe. Die Einen bekamen am Maaße, die Andern am Gewichte zu wenig, und wer die Waare nicht verstand, mußte sie fast um die Hälfte theurer bezahlen. So konnte es natürlich nicht fortgehen. Morizens Laden wurde immer selt'ner besucht, und endlich wollte Niemand mehr etwas bei ihm kaufen. Dies brachte ihm einen bedeutenden Schaden. Er mußte auf den Märckten tief unter dem

Preise verkaufen, wenn ihm die Waaren nicht für immer im Laden liegen bleiben sollten. Jezt ging es mit seinem Geschäfte immer mehr und mehr den Krebsgang. Fast Jedermann im Städtchen gönnte es ihm, und es hieß allgemein: „so sollte es allen Betrügern gehen; denn Ehrlich währt am längsten." Moriz machte zwei Mal Bankerott, und nach jedem derselben war er allemal wieder reicher, als zuvor. Die Leute im Städtchen wußten gar wohl, wie es damit zugegangen — das Ganze war nichts, als Betrug. Endlich aber wurde er doch vergantet und alles, was er hatte: das Haus, die noch übrigen Waaren, alle Geräthschaften, wurden ihm verkauft, um damit seine Schulden zu tilgen. Und so war der reiche Moriz mit Einemmale ein Bettler. Er konnte sein trauriges, aber gerechtes Schicksal nicht ertragen, und starb bald darauf als Selbstmörder. So endete Moriz, der Betrüger. Bei ihm hat sich das Sprichwort bald bewährt: „ungerechtes Gut gedeihet nicht" — und „wie gewonnen, so zerronnen." —

Julius. Hatte Moriz keine Frau und Kinder?

Vater. Nein, zu allem Glücke war er ledig geblieben.

„Das war gut! das war gut!" riefen die Kinder einstimmig.

Emilie. Aber lebten seine braven Eltern noch?

Vater. Nein, der liebe Gott hatte sie schon früher zu sich genommen.

Kinder. O, wie gut war dies!

Vater. Daß Moriz als ein Erzbetrüger in seinem Leben noch, und dazu sobald seine wohlverdiente Strafe fand, darf Jedermann zur Warnung dienen. Es gibt aber auch noch manche ebenso große, oder noch größere Betrüger, denen in dieser Welt keine andere Strafe, als die des bösen Gewissens wird, und die bei ihrem unglückseligen Tode einen überaus großen Reichthum hinterlassen. Doch aber hat zur Warnung Aller die Erfahrung von jeher bewiesen, daß die Erben eines so ungerecht erworbenen Reichthums meistens schon im zweiten, oder dritten Grade vollends darum gekommen sind. Denn ungerechtes Gut kommt selten bis auf den vierten Grad der Verwandschaft. — „Das ist aber auch ganz recht, versetzten Mutter und Kinder; denn nur ehrliche Leute verdienen Gottes Segen und Gedeihen.“

3) Hier auch noch ein Beispiel eines boshaften und schadenfrohen Knaben, der am Eigenthume Anderer allerlei Frevel begangen und als Baumfrevler endlich seine wohlverdiente Strafe erhalten hat.

Im Dorfe R.... wohnte ein reicher und vornehmer Gutsbesitzer, der nebst seinen vielen Aeckern und Wiesen, auch einen sehr großen und schönen Baumgarten besaß. Dieser Herr hatte mit der Pflanzung allerlei junger Obstbäume seine größte Freude. Allein ein boshafter und schadenfroher Mensch schien insgeheim sein liebstes Geschäft darin zu finden, diesem guten Herrn von Zeit zu Zeit die Freude zu zerstören. Denn schon eine geraume Zeit wurden fast mit jedem Tage in der Baumschule abgeknickte und abgehauene Bäum=

chen gefunden. Dies verursachte dem Gutsbesitzer viel Aerger und Verdruß. Er stellte Leute auf, die den schadenfrohen Menschen in seiner boshaften Frevelthat ertappen sollten. Es verflossen Tage und Wochen, der Frevel wurde fortgesetzt, aber der boshafte Thäter nicht ertappt.

Endlich kam der Gutsbesitzer, den Jedermann im Dorfe sehr bedauerte, weil er als ein wohlthätiger und guter Mann auch sehr geliebt war, auf den Gedanken, in der Baumschule verborgene Fallen zu richten, worin der Thäter sicher gefangen werden sollte. Davon durfte aber weder von seinen eigenen, noch andern Leuten Jemand etwas wissen, weil es sonst dem Frevler hätte verrathen werden können. Nur verbot er seinen Kindern und Dienstboten aufs Strengste, an diesen Tagen nicht in die Baumschule zu gehen, ja sich derselben nicht einmal zu nähern. Schon waren wieder zwei Tage verflossen, der Frevler aber in der verborgenen Falle noch nicht gefangen. Erst am dritten Tage, gerade zur Mittagszeit, vernahm man von der Baumschule her das Jammergeschrei eines Knaben. Man eilte hin — und sieh', der Frevler war gefangen! Als aber der Gutsherr ihn erblickte, fiel er beinahe in eine Ohnmacht. Denn der Knabe, der ihm bisher mit boshafter Schadenfreude sein schönstes Vergnügen zerstörte, war kein anderer, als — Heinrich, sein ältestes Söhnlein, der damals kaum 13 Jahre alt war. „Also du selbst, Heinrich! warst der gottlose Bube, der mir so viel Herzenleid verursachen konnte!" rief der Vater schmerzlich aus, als er sich vom ersten Schrecken wieder erholt hatte; und

diese schmerzliche Kränkung brach ihm fast das Herz. Auch die Mutter weinte bitterlich und jammerte sehr.

Heinrich, der boshafte und schadenfrohe Knabe, der selbst seinen Vater verhöhnen, so tief kränken und beleidigen konnte, wurde aber auch, wie ers verdiente, für seine Sünde schwer bestraft. Er starb nach etlichen Tagen an den Folgen der Wunden, die er in den Fall-eisen, aus welchen er sich anfänglich mit Gewalt wieder loszumachen trachtete, bekommen hatte, unter heftigen Schmerzen und bittern Vorwürfen des Gewissens. Jezt erst thaten die Leute im Dorfe den Mund auf, und da und dort hörte man tausend Klagen über Heinrich; wie er mit Bosheit und Schadenfreude dem Einen dies, dem Andern jenes beschädiget und verdorben hatte. Man hatte bisher nur aus Dankbarkeit und Nachsicht, den guten Vater mit solchen Klagen verschonen wollen. Der gottlose Heinrich wurde daher auch von Niemanden bedauert, sondern es hieß einstimmig: „es ist gar kein Schade, sondern sehr gut, daß er gestorben ist; denn es wäre doch nichts, als ein Bösewicht aus ihm geworden.“

Nun kann mich die Mutter wieder, wenn es ihr gefällig ist, ablösen und euch weiter erzählen — nämlich. —

„Nachahmungswürdige Beispiele.“

Mutter. Wie schön und gottgefällig es ist, wenn Menschen rechtschaffen und ehrlich bleiben, und lieber arm und dürftig, als durch Ungerechtigkeit reich, vornehm und groß sein wollen; darüber will ich euch ein Geschichtchen von einem heiligen Manne erzählen.

1) Fidelis von Sigmaringen, ein heil. Blutzeuge des siebenzehnten Jahrhunderts, hatte auf der Universität zu F...... die Rechtswissenschaft gründlich erlernt, und war dann mit der Docktorwürde geschmückt, ein Advokat geworden. Er hatte nun so eine gefährliche Laufbahn betreten, wo tausend Gefahren — nämlich alle nur möglichen Versuchungen zur Ungerechtigkeit — seiner Tugend den Untergang drohten. Allein er hielt's stets mit Gott und einem guten Gewissen. Er sah sein gegenwärtiges Geschäft als kein Gewerbe an, um sich zu bereichern, sey es auf gerechte, oder ungerechte Weise. Nein, er sah nur auf die gerechte Sache, aber nicht auf das Ansehen der Person und auf die Größe der Belohnung.

Einmal kam ein wichtiger Prozeß in seine Hände, den er ausmachen sollte. Die eine Partey war reich, mächtig und vornehm, die andere arm und niedrig. Von der einen konnte er eine reichliche Belohnung, von der andern nur wenig oder gar nichts erwarten. Die reiche Partey versuchte es sogar, ihn durch eine große Summe Geldes zu bestechen, damit er den ungerechten Prozeß zu ihren Gunsten schlichten möchte. Für einen Menschen ohne Religion, ohne Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit wäre dies eine gefährliche Lockspeise gewesen, die ihn zur schrecklichsten Ungerechtigkeit hätte verleiten können. Allein Fidelis war dieser Mensch nicht, sondern ein frommer, gottesfürchtiger und gewissenhafter Mann, der bei einer so unverschämten Zumuthung nicht wenig betroffen war. Fest entschlossen nur für Gott und für die Gerechtigkeit zu leben, wies

er mit Verachtung die schnöden Versprechungen der ungerechten Partey ab, und führte und gewann den Prozeß für die arme und gerechte Partey ohne nur einen Heller zum Lohne dafür anzunehmen. Wem gefällt nicht diese Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit?

Ja Fidelis soll, so lange er Advokat gewesen, sich bei allen Prozessen stets der Armen, die aus Mangel des Geldes keinen Advokaten bezahlen konnten — natürlich nur wenn das Recht auf ihrer Seite war — ganz besonders angenommen, und alle Prozesse für sie unentgeldlich geführt haben. O, wie manchen unterdrückten Armen hat er durch seine Rechtschaffenheit in Schutz genommen, und ihm seine Rechte und sein bestrittenes Eigenthum wieder verschafft! Die Dankesthränen solcher armen Leute glänzten, als Perlen in seiner Marterkrone gewiß eben so schön, als die Blutstropfen, die gleich Rubinen in dieser Krone schimmerten.

O, liebe Kinder, seyd doch euer Leben lang auch so gottesfürchtig, gewissenhaft, rechtschaffen und ehrlich, wie dieser heilige Mann!

2) Seyd es auch, wie dieser Knabe, von dem ich euch jetzt noch erzählen will.

Das einzige Kind einer armen, aber gottesfürchtigen Wittwe, war Alois. Dieser Knabe war ebenso fromm und gottesfürchtig, als seine Mutter. Sie suchte ihn aber auch vorzüglich nur für Gott und die Tugend zu erziehen.

Diese gottselige Wittwe, wurde eines Tages von einer sehr gefährlichen Krankheit heimgesucht. Da stand der gute Alois, vor dem Krankenlager der armen Mutter

und zerfloß fast in Thränen. Mit der mütterlichen Erlaubniß lief er eilends zum Herrn Pfarrer und dann in das nächste Städtchen zu einem Arzte. Der Geistliche kam sogleich, der Arzt aber nicht. Die Krankheit wurde immer gefährlicher, und noch war kein Arzt erschienen. Alois, der tief bekümmerte Knabe, eilte noch Einmal in das Städtchen und bat den Arzt unter Thränen, daß er doch kommen möchte, sonst müsse seine liebe Mutter sterben. Er bat, flehte und weinte, daß sich die Steine darüber hätten erbarmen mögen. Der harte Mann aber erbarmte sich nicht. „Deine Mutter ist arm und kann nicht bezahlen“, dies war des hartherzigen Mannes Ausrede.

Der gute Alois kehrte weinend und ohne Arzt wieder nach Hause zurück. Unterwegs dachte er nur an Gott und seine Mutter, in dessen Schutz er diese empfahl. Auf Einmal stolperte sein Fuß an etwas, das einen Klang von sich gab, wie Silber, oder Gold. Er hob es von der Erde auf — es war eine Börse, mit lauter Goldstücken voll angefüllt. Alois erschrack ob dem vielen Golde; denn so viel hatte er in seinem Leben noch nie beisammen gesehen. Als er die vielen blinkenden Goldstücke betrachtete, regte sich der Wunsch in ihm, doch nur eines davon zu besitzen. „Ach! sprach er bei sich, mit einem einzigen von diesen Goldstücken könnte ich einen Arzt für meine kranke Mutter bekommen, und sie würde dann wieder gesund werden.“ Die große Liebe zur Mutter gab ihm schnell den Gedanken ein, zum Arzt zurückzukehren. Da aber seine Gottesfurcht noch größer war, so besann er sich schnell

wieder, und sprach: „Ach, nein, behüte mich Gott davor! das Geld gehört ja nicht mein!“ Da erblickte er noch nicht gar ferne den Reiter, der kurz zuvor neben ihm vorübersprengte. „Diesem gehört gewiß diese Börse mit Gold ich will sie ihm wieder bringen!“ So sprach Alois, fing an aus allen Kräften zu laufen, und holte mitten im Dorfe, vor der Hütte seiner kranken Mutter, den Reiter ein. Dieser hatte das Geld wirklich verloren, und Alois überreichte ihm mit herzlicher Freude den Beutel. Wer könnte die Rührung des Fremden, über die Ehrlichkeit des Knaben beschreiben!

Seine Ehrlichkeit machte aber auch ihn und seine Mutter überaus glücklich. Der Fremde ging in die Hütte, sah die kranke Mutter, wurde innigst gerührt, faßte einen edlen Entschluß, und führte ihn auch aus. Was that er denn? O, er handelte schön und edel!

Nachdem er für die Gesundheit der kranken Wittwe gesorgt hatte, und dieselbe wieder genesen war, nahm er Mutter und Kind mit nach Hause — in die Stadt, wo er, als ein sehr reicher Kaufmann, ein sehr großes Geschäft hatte und ein schönes Haus besaß. Bald darauf heyrathete er Aloisens Mutter und setzte den Knaben zu seinem Sohne und Erben ein. Welch' ein Lohn der Ehrlichkeit! —

3) Nun noch ein Beispiel, wie das böse Gewissen in des Menschen Brust ein Wurm ist, der niemals stirbt, und ein Feuer, das niemals erlöscht; und wie es ihn Tag und Nacht plagt und quält, und ihm keine Ruhe läßt, bis er sich bekehrt und ein reumüthiges Bekenntniß von seinem Verbrechen macht. Wie aber das Ge=

wissen ruhig wird, und der Friede wieder ins Herz zurück kehrt, sobald sich der Mensch bessert und das verübte Böse wieder vergütet. „Wer gefallen ist, stehe wieder auf, thue Buße und bessere sich!“

Ich kannte einen armen Schuster, der viele Jahre seine Frau und fünf Kinder, mit der Arbeit seiner Hände redlich nährte. Jedermann hatte Oswald — so hieß dieser Schuster — sehr gerne und achtete ihn, als einen ehrlichen und braven Mann. Und er war es auch bisher immer gewesen.

Einmal entstand große Theurung und Noth im Lande. Da mußten die Armen sehr Hunger und Mangel leiden, worunter auch Oswald, seine Frau und Kinder waren. Seine Noth wuchs von Tag zu Tag, und endlich hatte er zum größten Jammer gar keinen Verdienst mehr. Denn er konnte dem Gerber das Leder nicht mehr baar bezahlen, und borgen wollte dieser ihm auch nicht. Die Kinder schrieen erbärmlich um Brod, aber die armen Eltern hatten keines.

Da brach diesen guten Leuten über ihr Elend fast das Herz; sie knieeten in der Stube neben einander nieder, weinten und betheten. Darauf entschloß sich Oswald nochmals in das nächste Städtlein zum Gerber zu gehen, und ihn um Gottts willen zu bitten, daß er ihm Leder borgen möge, damit er wieder einige Groschen verdienen und den hungrigen Kindern Brod kaufen könnte.

Schon auf den Mittag kam er wieder mit Leder und zwei Laib Brod aus dem Städtchen zurück. Er warf mit einem schweren Seufzer das Leder auf die Pritsche, und legte mit zitternden Händen das Brod

auf den Tisch, mit den Worten: „Da esset euch satt, liebe Kinder, das Brod und Leder ist theuer, es hat mich gar viel gekostet.“ Dabei trat ihm eine Thräne in das Auge, und er entfernte sich schnell. Seine Frau ahnte nichts gutes; aber auf alle neugierigen Fragen derselben antwortete er nur mit Thränen und Seufzern.

Oswald arbeitete wieder, und seine Kinder hatten täglich Brod, aber dies alles freute die gute, ängstliche Mutter nicht. Denn sie bemerkte täglich mehr, wie ihr Mann immer unruhiger und trauriger wurde, des Nachts mehrmals aus dem Schlafe aufschreckte, und unter Tags manchmal seufzte und weinte. Oft befragte sie ihn ernstlich um die Ursache, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort.

Endlich nach drei unruhigen und qualvollen Wochen offenbarte er seiner Frau unter Weinen, die Ursache seiner Unruhe und Qual. Die gute Frau fiel vor Schrecken fast in eine Ohnmacht. Denn Oswald gestand ihr einen Diebstahl, oder doch eine That, die so viel als Diebstahl war. Als er nämlich an jenem Tage in das Städtchen ging, fand er auf der Straße eine Geldrolle, worin dreißig Thaler waren. Dies Geld hatte er, nach langem Kämpfen mit seinem Gewissen, behalten und vier Thaler davon, für Leder und Brod ausgegeben. Das übrige hatte er noch. Bald aber erwachte in ihm das Gewissen wieder, besonders weil es gleich den andern Tag bekannt gemacht wurde, daß das Geld dem Vogt aus dem Dorfe gehöre. Nun ließ ihm das Gewissen keine Ruhe mehr, bis er sich entschloß, dasselbe dem Eigenthümer zurückzugeben, und

sein Vergehen reumüthig zu bekennen. Denselben Tag noch ging er selbst zum Vogte, und machte ihm ein offenherziges Geständniß, indem er ihn um Verzeihung bat. Der Vogt verzieh, schenkte ihm die fehlenden vier Thaler, und schwieg dazu. Oswald dankte, besserte sich, und wurde und blieb auch bis zu seinem Tode ein ehrlicher Mann. — Wer gefehlt hat, bessere sich wieder, wie Oswald, der Schuster. — Und in so fern ist er nachahmungswürdig.

Vater. Ein gutes Gewissen ist doch etwas Köstliches. — Aber wir müssen enden, denn heute ist unser Unterricht fast zu lange geworden.

Kinder. Die Zeit war uns doch sehr kurz dabei. Dank, lieber Vater! Dank, liebe Mutter! — —

Dreizehnter Abend auf Sinai.

Vater. Heute, liebe Kinder, kommen wir über schöne und herzliche Dinge zu sprechen. Ihr werdet euch wohl noch erinnern, wie ich am Anfange des dritten Abschnittes, wo von den Pflichten gegen den Nächsten im Allgemeinen die Rede war, die allgemeinen Gesellschaftspflichten in solche der Gerechtigkeit, und in solche der Güte eingetheilt habe. Mit den Pflichten der Gerechtigkeit haben wir vorgestern geendet, und beginnen deshalb heute....

2) die Pflichten der Güte.

Wer gegen seinen Mitmenschen nur gerecht und nicht zugleich auch gütig, billig und liebreich ist, der erfüllet das Gebot der Nächstenliebe nur halb, und ist deshalb auch noch kein wahrer Christ. Was man nur zur Hälfte thut, ist fast soviel, als gar nicht gethan; man muß alles, was man thut, ganz und recht thun. Ebenso kann auch derjenige, der nur die Pflichten der Gerechtigkeit, und nicht zugleich auch jene der Güte erfüllet, nicht sagen, daß er, wie ein Christ, seinen Nächsten liebe. Nein, er thut es erst dann, wenn er ihm seine ganze Liebe schenkt, und alle Pflichten der Nächstenliebe gegen ihn erfüllt. Zwar ist es oft der Fall, daß beiderlei Pflichten — die der Gerechtigkeit, und die der Güte — so zusammentreffen, daß man dabei in Verlegenheit kommt, und nicht gleich weiß, welche man der andern vorziehen soll. Welche meinst du, Julius! müsse immer der andern vorgezogen und zuerst erfüllet werden?

Julius. Ich meine die Pflichten der Gerechtigkeit müssen immer den andern vorgezogen und zuerst erfüllet werden.

Vater. Da meinst du recht. Denn wenn die Gerechtigkeit uns eine Pflicht auferlegt, so kommt uns keine Wahl mehr zu, ob wir sie an dieser oder jener Person erfüllen wollen, oder nicht. Nein, wir müssen sie erfüllen; wir sind dazu entweder durch äußere, oder innere Zwangsgesetze — von Außen von Staat oder Kirche, und von Innen von unserm Gewissen — ge-

nöthiget. So ist es aber bei den Pflichten der Güte nicht. Daß ich z. B. dieser, oder jener Person eine milde Gabe spende, dazu kann ich durch keine Zwangsgesetze genöthiget werden; aber wohl dazu, daß ich meine Schulden bezahle. Wenn also der Fall eintreffen sollte, daß ich nur einen Gulden besitze, den ich aber meinem Nachbarn schuldig bin, der mir ihn abfordert, weil er ihn gegenwärtig sehr nöthig braucht, ich aber um dieselbe Zeit von Verunglückten um ebensoviel Geld angefleht werde — was muß ich da thun? Darf ich den Gulden den Verunglückten spenden, und den Nachbarn, der sein Geld auch nöthig brauchen könnte, warten lassen?

Julius. Nein, Sie hätten kein Recht dazu; denn der Gulden gehört ja in dem Augenblick, wo er vom Nachbarn wieder zurückverlangt wird, nicht mehr Ihnen, sondern dem Nachbarn, der das Recht hat, sein Eigenthum wieder zurückzuverlangen, sobald er es selbst braucht.

Vater. Gut aufgefaßt. Man darf also auf Kosten eines Andern, oder vom fremden Eigenthum kein Almosen geben — oder mit andern Worten: ich darf von dem Niemanden wohlthun, womit ich einem Andern weh und unrecht thun würde. Mit meiner Gerechtigkeit muß ich immer auch Billigkeit verbinden.

Luzie. Aber von meinen eigenen Sachen darf ich doch Almosen geben, wenn ich will, und soviel ich will?

Vater. Ja wohl, Luzie, das darfst du, und Jedermann soll es thun, soviel in seinen Kräften

steht. Es ist selten der Fall, daß man zuviel Almosen gibt. Nun sind wir auf dem rechten Stoffe. Wir wollen also noch Mehreres sprechen ....

a) von Mitleiden, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit und Hartherzigkeit.

Was würdet ihr wohl, liebe Kinder, im Herzen fühlen, und empfinden, wenn euch ein armer, oder leidender, oder sonst ein unglücklicher Mensch begegnete?

Kinder. Mitleiden und Erbarmen.

Vater. Was heißt aber das, Julius, mit einem Armen, Leidenden, oder Unglücklichen Mitleiden und Erbarmen haben?

Julius. Wenn man einen solchen Menschen sieht, so dauert er einen, und man fühlt seine Leiden mit ihm; das Herz wird einem so weich, und man wünscht ihm helfen und seine Leiden mildern, oder ganz abnehmen zu können. Und wenn man dieses thut, so meine ich, heißt dies Mitleiden und Erbarmen haben.

Vater. Ja. Thut das, liebe Kinder, euer Lebenlang, was Julius so eben gesagt hat. Habt immer mit der Armuth, Noth und mit dem Elend Anderer ein mitleids- und erbarmungsvolles Herz.

Soll man aber gegen jeden Leidenden, ohne Ausnahme, mitleidsvoll und barmherzig seyn? Emilie!

Emilie. Ja gegen jeden Leidenden, er mag seyn wer er will; sogar auch gegen seinen ärgsten Feind, wenn er unglücklich geworden ist, muß man mitleids-

voll und barmherzig seyn. Denn unser lieber Heiland hat ja gesagt: „Seyd barmherzig, damit ihr auch Barmherzigkeit erlanget.“

Theodor. Und bei den acht Seligkeiten heißt es ja: Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden auch Barmherzigkeit erlangen.“

Vater. Und wie man gegen jeden Unglücklichen, ohne ihn zu kennen, barmherzig seyn muß, könnet ihr, Kinder, am besten lernen aus der rührenden Erzählung vom barmherzigen Samariter, die ihr in euerm Evangelienbuch finden werdet.

Julius. O, ich kenne diese Erzählung unsers lieben Heilandes; sie ist gar schön und rührend!

Emilie. Ich habe sie auch schon oft gelesen und lesen hören, und bin dabei jedesmal innig gerührt worden. Dieser barmherzige Samariter muß doch ein seelenguter Mensch gewesen seyn!

Julius. Ja dies sieht man schon daraus, weil sein Herz beim ersten Anblick des Unglücklichen gleich zum innigsten Mitleid und Erbarmen gerührt worden ist. Er hat den Unglücklichen gar nicht gekannt, und nicht lange gefragt, wer er sey; denn er sah, daß er ein unglücklicher Mensch sey, und das war ihm schon genug.

Emilie. Er hat die wahre Nächstenliebe gehabt, und gewußt, daß jeder Mensch, besonders wenn er unglücklich ist, unser Nächster sey.

Vater. O, wären doch alle Menschen so, wie der barmherzige Samariter! Aber es gibt leider auch jezt noch so unbarmherzige und lieblose Menschen,

wie der jüdische Priester und Levit, die ohne Mitleid und Erbarmen vor dem Unglücklichen vorübergehen.

Ist es aber schon genug, wenn man mit Leidenden und Unglücklichen Mitleid und Erbarmen hat?

Julius und Emilie. Nein, man muß ihnen auch helfen und wohlthun, wenn man kann.

Julius. Wie es auch der barmherzige Samariter gethan hat. Dem Unglücklichen, der tödtlich verwundet war, wäre mit dem bloßen Mitleid nicht geholfen gewesen; er hätte da hilflos sterben müssen, wenn der barmherzige Samariter nicht auch mildthätig gewesen wäre, ihm die Wunden ausgewaschen, ihn mit sich in die nächste Herberge genommen, und für seine Pflege Sorge getragen hätte.

Emilie. Ja dieser edle Mensch war so mildthätig, daß er für einen ganz unbekannten Unglücklichen alles bezahlte, was seine Verpflegung kostete; und dafür nicht einmal einen Dank verlangte.

Vater. So sollen auch alle Menschen mildthätig seyn, ohne auf Dank, oder Vergeltung zu rechnen. Was sagt der liebe Heiland in der Bergpredigt darüber, wie unser Almosen beschaffen seyn soll? Theodor!

Theodor. „Wenn du Almosen geben willst, so laß' nicht einmal deine linke Hand wissen, was die rechte gibt, damit so dein Almosengeben verborgen bleibe; und dein Vater, der in's Verborgene sieht, wird dir es einst öffentlich vergelten.“

Vater. Und damit unsre Absicht beim Almo=

sengeben immer rein bleibe, und wir es gerne spenden, so dürfen wir uns nach der Lehre der göttlichen Schrift unter der Person eines Armen und Unglücklichen nur Jesum, unsern lieben Heiland, denken. Denn was hat Jesus darüber gesagt? Emilie!

Emilie. „Was ihr einem der Geringsten aus euern Mitbrüdern thut, das nehme ich an, als hättet ihr es mir gethan, und ich werde es euch hundertfach vergelten.“

Theophil. Unser lieber Heiland meint es mit den Armen und mit allen Menschen recht gut! — Ich will jezt die Armen auch recht gerne haben, damit der liebe Jesus eine Freude daran hat!

Vater. Ja, liebe Kinder, so oft ihr einen Hungrigen seht, der um ein Stücklein Brod bittet; einen Fremdling, der um eine Herberge fleht; einen Dürftigen, der einer Unterstützung; einen Leidenden und Unglücklichen, der des Trostes bedarf; so denket und benehmet euch so gegen ihn, als wäre es Jesus, der liebe Heiland selbst. Oder wäre es nicht die höchste Gefühllosigkeit und der schändlichste Undank, wenn man den lieben Heiland, der in der Person eines Armen um ein Almosen fleht, leer von der Thüre abweisen würde?

„O, ja gewiß! das wäre es!“ riefen die Kinder einstimmig aus, und eine Thräne der Rührung glänzte in eines jeden Auge.

Vater. So war Jesus auch einmal, als ein Fremdling, ein Gast der zwei Jünger, welche am

Ostermontage nach Emmaus wanderten; und mit welcher unaussprechlichen Freude hat er sie nicht dafür belohnt! Er gab sich ihnen beim Brodbrechen zu erkennen — und dies war eine himmlische Seligkeit für sie. Und so wird er auch jezt noch, hier oder dort, auf eine eben so herrliche Art, und mit eben so unerwarteten Freuden das vergelten, was wir einem Fremdlinge, oder Dürftigen thun. Am jüngsten Tage, beim allgemeinen Gerichte, wird sich der Heiland auch Allen, die ihm in der Person der Armen Gutes gethan haben, vor aller Welt zu erkennen geben.

Wie wird er da zu ihnen sprechen? Julius!

Julius. Er wird laut zu ihnen sagen: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket; ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich beherberget; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich bekleidet; ich bin krank gewesen, und ihr habt mich heimgesucht; ich bin (unschuldig) gefangen gewesen, und ihr habt mich erlöset!“ — Dann werden alle Guten fragen: „Herr! wenn haben wir dich so dürftig gesehen, und haben dir gedienet?“ Da wird ihnen Jesus antworten „wahrlich, was ihr einem der Geringsten aus euern Mitbrüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Und zu Jenen, die auf Erden lieblos und hartherzig gewesen, wird er sagen: „und

vas ihr einem der Geringsten aus euern Mitbrüdern nicht gethan habt, das habt ihr auch mir nicht gethan.«

Emilie. Und dann werden die Guten eingehen in die ewige Seligkeit, und die Bösen in die ewige Verdammniß.

Vater. Zu welchen, liebe Kinder, wünschet ihr auch einmal zu gehören?

Kinder. Zu denen, die in den Himmel kommen.

Vater. So seyd nur immer gut, mitleidsvoll, barmherzig und mildthätig gegen die Armen und Unglücklichen.

Willst du, Mutter, den Kindern ein recht schönes Geschichtchen hierüber erzählen?

Mutter. Mit Freuden. Mein Geschichtchen heißt:

»Der Armenvater.«

Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand, ein großer heiliger Mann; war in seinem ganzen Leben ein so großer Menschenfreund und Wohlthäter der Armen, daß man ihn allgemein nur »den Armenvater« nannte. Gewiß ein sehr schöner Name! Und wenn ja einer der Heiligen diesen schönen Namen verdiente, so ist Er es gewesen; denn seine Residenz war der Zufluchtsort aller Armen, Dürftigen und Unglücklichen in Mailand.

Kummervoll und betrübt gingen sie hinein; erheitert, getröstet und unterstützt kamen sie heraus. So konnte man täglich Hunderte der Dürftigen dort ein- und ausgehen sehen. Es war in ganz

Mailand keine arme Wittwe und Waise, denen dieser Armenvater nicht die Thränen getrocknet. Sein Wohlthun war segensreich für die ganze Umgegend.

Einmal schenkte ihm sein Bruder, eine herrliche Sammlung von Gemälden und marmornen Bildsäulen. Da sprach der Edle: „wie kann ich diese Eitelkeiten mit frohem Herzen betrachten, da ich weiß, daß in dieser Stadt noch so viele Dürftige unter Noth und Mangel nach Unterstützung seufzen!“ — Er verkaufte Alles, und steuerte mit der dafür empfangenen, bedeutenden Kaufsumme an Einem Tage hundert arme, hilflose Mädchen aus.

Als im Jahre 1570 eine schreckliche Hungersnoth herrschte, speisete seine mildthätige Hand täglich gegen 400 Arme, und rettete sie durch seine Freigebigkeit vom langsamen Hungertodte.

Und als einmal in Mailand eine fürchterliche Pest ausgebrochen war, verfaßte er sein Testament, und widmete sich dann mit dem größten Eifer dem Dienste jener Unglücklichen, die von der verheerenden Seuche ergriffen waren. Er brachte ganze Familien von diesen Bedaurungswürdigen, in ein geräumiges Gebäude ausser der Stadt, und versah sie mit Betten, Kleidern und Speisen. Solche und ähnliche Züge der Wohlthätigkeit könnten noch manche aus dem Leben dieses edlen Armenvaters aufgezählt werden. Jedoch reichen diese schon hin, ihn für Jedermann als Muster und Vorbild in den Tugenden des Mitleids, der liebevollen Theilnahme und der

Mildthätigkeit darzustellen. O, gäbe es doch recht viele solche edle Menschenfreunde in der Welt!“ —

Luzie. Ja dann hätten es die Armen überall gut.

Theodor. Es sind aber nicht alle Menschen so reich, wie dieser heil. Erzbischof.

Mutter. Wenn nur jeder Mensch nach seinem Vermögen gäbe; dann würden doch alle Armen reichlich unterstützt. Und der liebe Jesus hätte an allen Menschen eine große Freude; denn er sieht nicht sowohl auf die Größe, als vielmehr auf die gute Absicht, mit der eine milde Gabe gespendet wird.

Vater. Ja, dies kann man deutlich aus der schönen Begebenheit mit der armen Wittwe, beim Opferkasten im Tempel zu Jerusalem, erkennen. Während viele Reiche und Vornehme beträchtliche Summen von ihrem Ueberflusse in den Opferkasten legten, kam auch diese arme Wittwe herbei, nnd legte nur eine ganz kleine Münze hinein, am Werthe nicht mehr, als einen Heller unsers Geldes. Da rief der Herr Jesus seine Jünger herbei, und sprach: „wahrlich, ich sage euch: diese arme Wittwe hat mehr, als Alle hineingelegt. Denn alle Uebrigen haben von ihrem Ueberflusse geopfert: Diese aber hat von ihrer Dürftigkeit ihren ganzen Lebensunterhalt, den sie hatte, in den Opferkasten gelegt.“

Daraus sieht man nun klar, wie Jesus auch nicht das geringste Gute unbemerkt läßt, und nicht auf die Gabe, sondern auf das Herz des Gebers

fleht. Ja der gute Wille, die Demuth und Liebe, womit ein Heller gegeben wird, gilt vor Gottes Augen mehr, als die reichsten goldenen Gaben, die nur aus Eitelkeit, Lobsucht und einem liebeleeren Herzen gespendet werden. Und wer weiß von euch, was der menschenfreundliche Tobias zu seinem Sohn darüber sagte?

Julius. Ich, er sprach einmal zu seinem Sohne: „gib gerne Almosen den Armen; hast du viel, so gib viel; hast du wenig, so gib auch von dem Wenigen gerne."

Vater. Und dann kommt es auch viel auf die Art und Weise an, wie man sein Almosen spendet. Auch die kleinste Gabe, wenn sie mit freundlichen und liebreichen Worten und mit gutem Willen gegeben wird, freuet den Armen mehr, als eine reiche Gabe, die ihm ein Stolzer unfreundlich und verächtlich hinwirft, oder sie wohl gar mit Schmäh- und Scheltworten begleitet.

O, liebe Kinder! ihr glaubet nicht, wie wohl nur ein einziges freundliches, mitleidsvolles Wort dem Herzen eines Armen thut, und wenn es auch nur von einem Kinde gesprochen wird! Und wie schmerzlich ihm im Gegentheil, ein rohes Wort und ein verächtlicher Blick ist! Kränket doch in euerm Leben nie einen Armen, Leidenden, oder Unglücklichen! denn so würdet ihr ihm seine Leiden doppelt fühlbar machen. Suchet ihn vielmehr zu erfreuen, zu trösten und ihm durch eine milde Gabe, oder durch ein theilnehmendes Wort seine Noth zu erleichtern und seine Leiden

zu lindern, oder doch erträglicher zu machen. Und steht es nicht in euern Kräften auf irgend eine Weise einem Dürftigen wohlzuthun, so könnet ihr doch bei Gott und guten Menschen für ihn bitten. Werdet ja nie den Hartherzigen gleich, die der Armuth, Noth und dem Elende ihrer Mitmenschen gänzlich ihr Herz verschließen. Solche gefühllose Geschöpfe sind nicht einmal Menschen, geschweige Christen; ja sie werden sogar von manchen Thieren beschämt.

Emilie. So war es gerade in der rührenden Erzählung „der arme Lazarus und der reiche Prasser“ der Fall. Der arme Lazarus lag vor der Thüre des Reichen, und war mit Geschwüren ganz bedeckt. Der Reiche ging des Tages mehrmals vor ihm vorüber, würdigte ihn aber kaum eines Blickes; sein steinhartes Herz blieb beim Elend seines armen Mitbruders ganz gefühllos, ohne Mitleid und ohne Theilnahme. Da kamen die Hunde des hartherzigen Reichen herbei, und beschämten ihren Herren. Sie zeigten mehr Gefühl, als er; sie leckten schmeichelnd seine Geschwüre, und linderten so dem armen Lazarus die heftigen Schmerzen.

Julius. Und was noch unmenschlicher und grausamer ist, der herzlose Reiche, der täglich an reichbesetzter Tafel in Ueberfluß schwelgte und praßte, ließ den armen Lazarus, der mit den Brodsamen zufrieden gewesen wäre, hungern und schmachten; denn nicht einmal diese gab er ihm. Das ist doch hart und grausam!

Theodor. Er hat aber auch nach seinem Tode die wohlverdiente Strafe dafür empfangen. Und muß nun dafür in der Hölle büßen. Und der arme Lazarus ist nach seinem Tode überaus glücklich und selig geworden.

Luzie. Ja, der reiche Prasser hat es auf dieser Welt nur kurze Zeit gut gehabt, und hat jezt dafür in der andern Welt ewige Qual und Pein. Und der arme Lazarus hat auf dieser Erde nur kurze Zeit zu leiden gehabt, und hat jezt dafür im Himmel ewige Freuden.

Theophil. O, so wollte ich doch lieber ein armer Lazarus, als ein reicher Prasser seyn!

Vater. An diesem Beispiele habt ihr nun, liebe Kinder, die Hartherzigkeit verabscheuen gelernt. Nun noch etwas....

b) von der Leutseligkeit, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit.

Wie wird sich der Mensch, der seinen Nächsten von Herzen liebt, im Umgange mit ihm benehmen, wird er wohl mürrisch und unartig gegen ihn seyn?

Julius. Nein, er wird gegen Jedermann leutselig, freundlich und dienstfertig seyn.

Emilie. Ja, ein guter und liebevoller Mensch ist gegen Jedermann höflich und artig; und wem er einen Gefallen erweisen kann, dem erweiset er ihn; denn er sucht Jedermann zu nützen und beizuspringen, wo er immer nur kann.

Mutter. Und ein solcher Mensch macht sich und Andern das Leben recht angenehm; man hat ihn recht gerne um sich, und er wird allenthalben liebenswürdig.

Vater. Einen groben, unartigen und ungefälligen Menschen aber meidet man allenthalben. Denn durch sein mürrisches und unfreundliches Wesen verbittert er Allen, die ihn umgeben, das Leben. Wer hat auch gerne mit einem mürrischen und ungefälligen Menschen etwas zu thun?

Kinder. Niemand; man läßt ihn gehen, wo er geht, damit er einem keine Grobheiten macht.

Vater. Und Grobheiten und Unarten hat doch Niemand gerne. Da sollte jeder wieder denken: „was ich nicht gerne habe, das mir ein Anderer thut, das soll ich ihm auch nicht thun.“

Mutter. Und wenn man nur auch bedenken würde, wie es einen freut, wenn Jemand gegen einen so artig, freundlich, liebreich, gefällig, zuvorkommend und dienstfertig ist. Ein solches Betragen thut einem recht wohl im Herzen. O, wenn doch alle Menschen gegen einander so wären! es wäre ein schönes Leben auf der Erde.

Vater. Das wäre alsdann ein Leben nach dem Sinn und Geiste Jesu. So war er, der größte Menschenfreund gegen Jedermann, als er noch unter den Menschen wandelte. Er hat daher auch einmal zu seinen Jüngern gesagt: „Wer der größte im Himmelreich seyn will, der sey des Andern Diener.“ Und der heilige Apostel Paulus, im

Briefe an die Römer, sagt: „In der Bruderliebe seyd recht herzlich gegen einander, und in der Achtung kommt einander zuvor.“

Ja, liebe Kinder, seyd stets gegen Jedermann höflich, artig, freundlich, liebreich, gefällig, zuvorkommend und dienstfertig. Suchet allezeit Andere zu erfreuen, ihnen das Leben angenehm zu machen, und ja Niemanden zu betrüben!

Kinder. Das wollen wir allezeit befolgen, lieber Vater! Erzählen Sie uns aber hierüber kein Geschichtchen?

Vater. Freilich — es heißt....

„der leutselige und der dienstfertige Knabe.“

Anton R.... war erst zwölf Jahre alt, als ihm schon Vater und Mutter gestorben waren. Weil seine frommen und braven Eltern ihm nichts, als eine gute Erziehung, hinterließen; so war der arme, verwaiste Knabe genöthiget, bei fremden Leuten sein Brod zu suchen. Jeder von den vermöglichen Bauern im Dorfe hätte ihn gerne als Hirtenknabe aufgenommen, weil er Jedermann als ein gesittetes, artiges und liebenswürdiges Kind bekannt war. Der nächste Nachbar, gegen den sich Anton früher auf allerlei Weise gefällig und dienstfertig bewiesen, kam aber allen Andern zuvor. Er hatte es auch Antons Mutter die bald nach dem Vater starb, schon auf dem Todbette versprochen. Anton war gerne in diesem Hause; man hatte ihn sehr lieb, und behandelte ihn, wie das

Kind. Und durch sein freundliches, liebreiches und gefälliges Betragen, hatte er sich in der ganzen Gemeinde beliebt gemacht. Er verdiente es aber auch, daß man ihn lieb und gerne hatte; weil er gegen Jedermann im Dorfe — gegen Erwachsene, wie gegen Kinder stets gefällig, zuvorkommend und dienstfertig war. Wo er Jemanden einen Gefallen, oder Dienst erweisen, und eine Freude machen konnte, so that er es recht anspruchslos, und mit herzlicher Freude. Er war die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und Artigkeit selbst. Die Kinder und Dienstboten im Hause hatten Anton auch sehr lieb. Sie wußten aber wohl, warum. Wenn Eines, oder das Andere etwas nicht gerne that, so sprach es nur Anton darum an, und sobald er es thun konnte, war er jedesmal willig bereit, ihnen diesen Gefallen und Dienst zu erweisen. Von den Andern war dies zwar nicht recht; aber die Gefälligkeit von Anton war immer sehr schön. Nie sah man ihn mürrisch und verdrossen; stets aber freundlich, heiter und froh.

An einem Winterabende, da es gerade sehr kalt und stürmisch war, klopfte Jemand um neun Uhr noch an's Fenster. Man öffnete dasselbe, und ein Fremder, in einen vornehmen Pelzmantel gehüllt, fragte freundlich nach dem Wege nach D.... Der Knecht, an den die Frage gerichtet war, antwortete mit kurzen Worten: „Geht nur durch den nächsten Wald, zu dem Ihr gleich draussen vor dem Dorfe kommen werdet, und in einer halben Stunde seyd ihr in D.... „Darauf schlug er das Fenster wieder zu.

Die grobe und unfreundliche Abfertigung des Knechtes, that dem guten Anton im Herzen weh. Er zog sogleich Rock und Schuhe an, eilte zur Thüre aus dem Hause hinaus, und zu dem Fremden hin, der noch unschlüssig vor dem zugeschlagenen Fenster stand. „Guter Herr! sprach er freundlich zu ihm, Sie können unmöglich zur Nachtzeit, und bei einer so kalten und stürmischen Witterung den Weg durch den Wald nach D... finden, weil der Sturm die Wege überall mit Schnee überweht und somit ungangbar macht. Ich bin aber mit allen Wegen in jenem Walde so gut bekannt, daß ich Sie demungeachtet nach D.... führen kann.“ Nach diesen freundlichen Worten schickte er sich sogleich an, dem Fremden als Wegweiser voranzugehen. Der Fremde betrachtete den dreizehnjährigen Anton mit Erstaunen, und war über sein freundliches und gefälliges Benehmen innigst gerührt. Unterwegs sprach er mit dem freundlichen Knaben über Allerlei und befragte ihn über Manches. Wenn Anton dem Fremden in's Angesicht geschaut hätte, so würde er leicht bemerkt haben, wie erfreut und zufrieden dieser über seine verständigen Antworten war.

Der Weg nach D.... war um diese Zeit wirklich schwer zu finden, und der Fremde sah klar ein, daß Anton wahr gesprochen, und er ohne einen sichern Führer im Walde sich verirrt und die ganze Nacht nicht nach D.... gekommen wäre. Nach einer Stunde, und nicht ohne Schwierigkeiten, waren sie endlich dahin gekommen. Der Fremde ging geradezu in das Schloß des

reichen Grundherrn, und wurde daselbst als Onkel mit Jubel und Freude empfangen. Jezt erst erfuhr Anton, der mit dahin gefolgt war, daß der Fremde ein vornehmer Herr, und auch ein Verwandter der Grundherrschaft sey; dem, ganz nah' am Ziel seiner Reise, ein Rad am Wagen zerbrochen war, und ohne die Reparatur desselben abzuwarten, den kurzen Weg zu Fuß machte. „Wenn er aber auch ein Bettler gewesen wäre, dachte Anton in seinem Herzen, so hätte ich ihn eben so gerne hieher geführt, wie diesen Herrn da.“ Obwohl die Herrschaft seine edlen Gedanken nicht wußte, sahen ihm doch alle schon im freundlichen Gesichte an, daß er das edelste Herz von der Welt besitzen müsse. Und davon halte sich der Fremde ja so eben überzeugt. Anton wurde nun freundlich und gut bewirthet und dann von dem Fremden unter folgenden Worten entlassen: „Lieber Anton! gehe jezt hurtig nach Hause, damit deine Leute wegen deinem Ausbleiben nicht in Sorge um dich sind; morgen aber wünschte ich sehr, daß du mit deinem Meister gegen Mittag wieder hierher kommest, weil ich mit diesem etwas sehr Nothwendiges sprechen möchte; grüße mir ihn, und sage ihm, daß ich euch beide bestimmt erwarte. Und nun adieu! —

Anton und sein Meister erschienen in ihren Festtagskleidern zur bestimmten Zeit im Schloße, nicht wenig neugierig, was denn wohl der fremde Herr mit ihnen Nothwendiges zu reden habe; doch sie erfuhren es bald zu Antons großer Freude und künftigem Glücke.

Der Fremde war ein reicher Gutsbesitzer, dessen

Landgut eine Tagreise vom Schlosse D.... entfernt lag; er und seine Gattin hatten sich längst nach den Freuden eines Kindes gesehnt, da ihre Ehe kinderlos geblieben; aus diesem Grunde faßte dieser den Entschluß, den wohlgebildeten guten Anton an Kindesstatt anzunehmen und ihn zu einem rechtschaffenen und verständigen Manne erziehen zu lassen. Nachdem dieser Entschluß Anton und seinem Meister mitgetheilt war und beide das Glück erkannten, das der edle Fremde hier anbot, nahm Anton unter Dankesthränen von den Seinigen Abschied und reiste mit seinem zweiten Vater nach dessen Landsitz L.... wo auch seine Gattin ihn mit Freuden als zweite Mutter aufnahm.

Anton lebt noch recht glücklich, reich, geehrt und geschätzt, zum Segen der ganzen Umgegend in L.... als einziger Erbe seiner zweiten Eltern, und als sehr glücklicher Gatte und Vater von fünf hoffnungsvollen Kindern. Ich kenne ihn ganz gut, und habe ihn erst vor drei Monaten in der Residenz gesprochen. So wurde Antons Dienstfertigkeit belohnt!" —

Kinder. Der hat's auch verdient!

Julius. Jener Knecht aber wird oft daran denken, daß es für ihn doch besser gewesen wäre, wenn er den Fremden freundlicher behandelt hätte.

Vater. Noch nie haben Unfreundlichkeit und Grobheit, wohl aber Freundlichkeit und Gefälligkeit Freunde und Gönner verschafft.

Merkt euch dies Kinder! Und somit für heute genug.

Vierzehnter Abend auf Sinai.

Vater. Ich habe euch nun, liebe Kinder, die verschiedenen Gesellschaftspflichten wodurch der Mensch den göttlichen Willen an der Person seines Nebenmenschen im Allgemeinen ausführen muß, kennen gelehrt. Wir beginnen daher heute mit jenen Pflichten, durch deren Erfüllung der Mensch den göttlichen Willen an der Person seines Nebenmenschen nach den besondern Verhältnissen und Ständen in der Welt ausführt.

Man nennt sie . . . .

B. besondere Gesellschaftspflichten.

Diese besondere Gesellschaftspflichten entspringen aus den besondern Verbindungen, in denen die Menschen untereinander stehen nach ihren verschiedenen Verhältnissen und Ständen in der Welt. Alle Menschen in der Welt, wie ich schon einmal gesagt habe, machen zwar nur Eine Gesellschaft — nur Einen Bruder-Verein aus. Aber der liebe Gott wollte, daß diese große menschliche Gesellschaft ungleich seyn soll; daß zwar Alle nach einem und demselben Zweck streben — nämlich in Allem den Willen Gottes zu erfüllen — daß aber die Wege, worauf dieser Eine Zweck erreicht werden muß, verschieden seyn sollen. Ja Gott wollte, daß es in der Welt viele Stände gebe, die ihre Kräfte miteinander vereinigen, um das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft auf Erden zu befördern. Der heilige Apostel Paulus ver-

gleicht die verschiedenen Stände in der Welt mit den verschiedenen Gliedern eines und des nämlichen Leibes. Gleichwie einem jeden Gliede am Leibe seine besondern Verrichtungen angewiesen sind, doch so, daß alle zur Erhaltung und zum Wohle des Leibes gemeinschaftlich arbeiten; ebenso hat auch ein jeder Stand in der Welt seine besondere Verrichtungen, die sich aber alle darin vereinigen, daß dadurch der göttliche Wille im Einzeln, wie im Ganzen erfüllet, und das Wohl des einzeln Menschen, wie das der ganzen menschlichen Gesellschaft befördert werde.

Und wie die Glieder eines Leibes unter sich verschieden sind, so daß eines edler, als das andere ist; ebenso ist es auch bei den Ständen in der Welt der Fall. Ein Stand ist vornehmer und wichtiger, als der andere, ohne daß aber ein einziger, so gering er auch seyn mag, unnöthig, noch weniger verächtlich ist. Das mindeste Glied eines Leibes thut so viel, als das größte und edelste desselben, wenn es seine angewiesenen Geschäfte gehörig verrichtet — es trägt nämlich, wie jenes, zur Erhaltung und zum Wohle des ganzen Leibes sein Mögliches bei. So ist auch jeder, selbst der geringste Stand in der Welt, gut und schön, wenn man darin alle angewiesenen Geschäfte verrichtet — alle Pflichten getreu erfüllet. Jeder Stand hat seine Pflichten; jeder Stand hat seine Last. Und wer seinen Stand recht gut hält; wer darin sein Mögliches thut, dessen Stand ist ehrenwerth, und wenn er auch der geringste unter allen wäre, und ein solcher thut soviel, als ein anderer, dessen Stand

auch der wichtigste in der Welt seyn mag — jeder von beiden thut so viel, als er thun muß. Und wer dies thut, der thut viel, und wenn dann sein Stand auch noch so gering wäre.

Wenn man die ganze menschliche Gesellschaft eintheilen will, so wird sie in die kirchliche und bürgerliche Gesellschaft eingetheilt. Die Erstere nennt man Kirche, die Letztere Staat. Die Kirche hat vorzüglich das geistliche, und der Staat das leibliche Wohl der Menschen im Auge. Beide mit einander aber haben den Zweck, alle Menschen zu tugendhaften und gottgefälligen Wesen, zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und zu glücklichen Bewohnern der Erde zu machen.

Die Kirche sucht diesen ihren Zweck zu erreichen durch die göttliche Religion und Heilsanstalt, und der Staat — durch die Macht der Gerechtigkeit, die ihm von Gott verliehen ist. Die Kirche wird von der geistlichen, und der Staat von der weltlichen Obrigkeit verwaltet. Jede Obrigkeit aber ist von Gott eingesetzt.

Die kirchliche Gesellschaft enthält nur einen einzigen, ganz besondern Stand in sich — man nennt ihn den geistlichen Stand — und dieser Stand macht die geistliche Obrigkeit aus.

Im Staate aber finden drei Hauptstände statt: der Lehrstand, Wehrstand und Nährstand.

Der Lehrstand sorgt dafür, daß alle Glieder des Staates an Verstand und Herz gebildet, und in den nöthigen Kenntnissen unterrichtet werden.

Der Wehrstand vertheidigt alle Mitglieder des Staates gegen ungerechte Angriffe auf ihr Leben, Eigenthum und Freiheit, die entweder von Feinden im Staate selbst, oder von solchen außer demselben geschehen.

Der Nährstand schafft diejenigen Dinge herbei, die zur Erhaltung und zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören.

Der Nährstand besteht wieder aus drei untergeordneten Ständen. Aus dem der Ackersleute — oder Bauernstand; — dieser liefert die rohen Stoffe. — Aus dem der Handwerker und Künstler — Gewerbstand; — dieser verarbeitet die rohen Stoffe. Und aus dem der Kaufleute — Handelsstand; — dieser verbreitet allenthalben durch Kauf und Verkauf die rohen und verarbeiteten Stoffe.

Taglöhner und Dienstboten, wozu auch Gesellen und Lehrjunge gehören, machen den Hülfsstand aus. Bettler bilden keinen besondern Stand, sondern nur eine besondere Klasse hülfsbedürftiger Menschen.

In allen Ständen und Klassen im Staate unterscheidet man wieder den jener Personen, die zu befehlen haben, und den derjenigen, die gehorchen müssen — nämlich höherer und niederer Obrigkeiten, und Unterthanen.

Wer zu einem von diesen Ständen gehört muß darin alle Pflichten treu erfüllen, und alle Lasten geduldig tragen. Jeder soll mit seinem Stande zufrieden seyn. Es ist daher nöthig, daß Jedermann bei

der Wahl eines Standes sehr vorsichtig und behutsam ist, und nicht leichtsinnig in denselben tritt.

Julius. Ja, lieber Vater, ich habe schon viele Leute über ihren Stand unzufrieden murren und klagen gehört. Sie meinten, sie wären in einem andern Stande glücklicher.

Vater. Sie wären es vielleicht eben so wenig, als im gegenwärtigen. Man kann in jedem, auch geringsten Stande, glücklich leben, wenn man nur arbeitsam, genügsam, geduldig und treu und redlich in seinen Berufsgeschäften ist.

Emilie. Ein Müßiggänger und unzufriedener Mensch wird in keinem Stande jemals glücklich werden.

Theodor. Es müssen alle Menschen in der Welt arbeiten, wenn sie nicht Hunger und Mangel leiden wollen.

Julius. Ja, in der heiligen Schrift heißt es: „wer nicht arbeitet, darf auch nicht essen.“

Emilie. Und zu Adam hat Gott gesagt: „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen.“

Vater. Das heißt nichts anders, als Gott will haben, daß alle Menschen arbeiten. Arbeiten, Bethen und Dulden sind ja die drei schönsten Tugendübungen eines Menschen.

Mutter. In Gottes schöner Welt ist doch Alles gut und weise eingerichtet! Dies kann man schon erkennen aus der Eintheilung der Glieder der menschlichen Gesellschaft in so verschiedene Stände und

Klassen, die alle seyn müssen, damit die ganze menschliche Gesellschaft bestehen kann.

Vater. Ja ein Mensch muß dem andern an die Hand gehen; einer begarf des andern. Denn einzelne Menschen allein können das nicht herbeischaffen und verarbeiten, was sie zur Erhaltung und zu den Annehmlichkeiten des Lebens brauchen. Wie viel Hände z. B. müssen nicht thätig seyn, bis man ein Stücklein Brod, oder Leinwand zu einem Hemde hat! So könnte ich noch hundert Dinge aufzählen, die nothwendige Bedürfnisse des menschlichen Lebens sind, wie es jezt ist in gebildeten Staaten.

Julius. Es gibt aber doch auch noch Menschen in der Welt, unter denen diese verschiedenen Stände nicht Statt finden.

Vater. Ja dies sind die wilden Stämme in Asien, Afrika und Amerika, wo die Menschen noch im rohen Natur-Zustande. Es ist aber nicht Gottes Wille, daß die Menschen in ihrem rohen Natur-Zustande verbleiben, sondern ihre körperlichen und geistigen Kräfte ausbilden, und in ihrer Bildnng immer vorwärtsschreiten. Dies wäre aber nicht wohl möglich ohne die verschiedenen Stände und Klassen unter den Menschen.

Emilie. Die Einrichtung, wie sie der liebe Gott unter den Menschen angeordnet hat, ist und bleibt doch die beste.

Mutter. Aber leider erkennen es die wenigsten Menschen, und die wenigsten sind Gott dankbar dafür.

Vater. Wie schön, weise und nothwendig ist nicht besonders die Einrichtung unter den Menschen, daß ein Theil derselben die Obrigkeiten, und ein Theil die Unterthanen ausmachen. Die Ordnung, die in der Welt Statt finden soll, macht diese Einrichtung durchaus nothwendig. Es haben sogar auch die wildesten Völker eine Art von Obrigkeit, einen obersten Befehlshaber mit seinem kleinen Hofstaate, dem die Uebrigen als Unterthanen gehorchen müssen.

Julius. So hat ja auch der Räuberstaat in Algier einen obersten Anführen gehabt, dem alle Uebrigen gehorchen mußten. Er hieß Dey; und die Franzosen haben ihn vor einigen Jahren gefangen genommen.

Vater. Selbst die zerstreuten Räuberbanden, die keinen Staat bilden, sondern in Wäldern und Wüsteneien umherstreifen, haben einen Anführer, dem alle Uebrigen unterthan seyn müssen. Daraus kann man nun klar einsehen, wie in gebildeten Staaten, wo eine vernünftige und sittliche Ordnung seyn muß, die Einführung von Obrigkeiten um somehr nothwendig war. Diese weise Einrichtung ist schon so alt, als die Welt; sie kommt von Gott.

Emilie. Es steht ja in der heiligen Schrift geschrieben, daß man den Obrigkeiten gehorchen müsse, weil sie von Gott eingesetzt sind.

Vater. Wie werden die Obrigkeiten in einem Staate, oder Lande eingetheilt? Julius!

Julius. In höhere und niedere. Es fängt beim Landesfürsten an und geht stufenweise hinab,

bis auf den geringsten Beamten. Eine Obrigkeit steht unter der andern, und alle stehen unter der obersten Landesregierung.

Vater. Diese Einrichtung ist schön und wohlthätig; sie muß so seyn; weil eine Obrigkeit allein das ganze Land nicht regieren, und nicht überall die Ordnung aufrecht erhalten könnte. Es ist hier wieder derselbe Fall wie bei den verschiedenen Ständen in der Welt.

Jede Obrigkeit ist zum Besten der Landesbewohner angeordnet; sie ist da, um dafür zu sorgen, daß uns das Unsrige nicht von Dieben und Räubern genommen; daß unser Leib von bösen Menschen und Mördern nicht verlezt; daß die Sicherheit auf den Strassen erhalten, und auch, wenn Krieg entsteht, die Unterthanen durch Soldaten beschützt werden. Wie ginge es wohl in einem Lande zu, wo keine Obrigkeit wäre?

Julius. Es gäbe da immer Unruhen, Zwist und Uneinigkeit. Einer würde den andern beleidigen, betrügen, berauben, oder wohl gar todtschlagen. Der Schwächere würde unterdrückt, und der Stärkste wäre Meister.

Emilie. In einem solchen Lande wäre nichts als Unordnung; man könnte darin nicht leben.

Luzie. O gottlob! daß es Obrigkeiten gibt; ich würde mich sonst vor den bösen Menschen fast immer zu Tode fürchten.

Vater. Du, und noch viele Andere hätten auch Ursache dazu. Wenn aber die von Gott eingesetzte

Obrigkeit bestehen und nützlich seyn soll, so müssen ihr alle Unterthanen, weil es so Gottes Wille ist, willigen Gehorsam leisten. Sie müssen die Gesetze und Verordnungen befolgen, welche die Obrigkeit zum Wohle der Bewohner des Landes gegeben hat. Und wer der Obrigkeit nicht gehorcht, handelt selbst gegen Gottes Willen, und verdient gestraft zu werden. Die Obrigkeit hat daher auch das Recht, die Widerspenstigen zu züchtigen.

Aber noch mehr als diese öffentliche Ordnung und Sicherheit; auch die Errichtung aller Bildungsanstalten verdanken wir der Sorge unserer Landesobrigkeit. Ebenso auch die gottesdienstliche Ordnung. Daher wird einem auch das Land so lieb, wo man geboren, erzogen und gebildet worden ist. Wie nennt man gewöhnlich ein solches Land?

Julius. Das Vaterland.

Vater. Ja, und diesem sind wir Dank und Liebe schuldig. Wir haben nun bisher von den verschiedenen Ständen in der Welt, von den Obrigkeiten und dem Vaterlande gesprochen. Jetzt kommt die Rede noch an eine gar schöne und wohlthätige Anordnung Gottes unter den Menschen, welcher besonders die Kinder nicht genug danken können. Was meint ihr wohl für eine?

Julius und Emilie. Gewiß jene, daß es Eltern gibt, die so gütig und liebevoll für ihre Kinder sorgen.

Vater. Habt's errathen. Was der liebe Gott für die ganze Welt, die Obrigkeit für jedes einzelne Land, für jeden Kreis, Bezirk und jede Gemeinde, das

sind die Eltern für ihre Kinder. Diese bilden mit ihren Kindern und Dienstboten auch einen kleinen Staat — man nennt ihn Familie. Wie der liebe Gott, der Vater aller Menschen; der Fürst, der Vater der Bewohner des Landes; so sind die Eltern, Familienväter und Familienmütter. Wie jene im Großen sorgen, befehlen, erziehen, züchtigen, strafen und belohnen, so thun es die Familienväter und Familienmütter im Kleinen. Und was daher alle Menschen Gott, dem gütigen Allvater; die Unterthanen eines Landes dem Fürsten und der Obrigkeit; dasselbe sind alle Kinder den Eltern, alle Dienstboten der Dienstherrschaft — den Hausvätern und Hausmüttern — schuldig. Und wenn wir alle Pflichten, die aus dem bisher Gesagten hervorgehen, aufzählen, so sind es folgende:

a) Die Standespflichten;
b) die Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit — Fürsten- und Vaterlands-Liebe; —
c) die Pflichten der Kinder gegen die Eltern;
d) die Pflichten der Dienstboten gegen ihre Dienstherrschaft, und
e) die Pflichten der Geschwister und Freunde zu einander.

a.) Standespflichten.

Was diese Pflichten betrifft, sind sie so verschieden, als die Stände selbst. Hat man einmal einen Stand gewählt, so lernt man bald auch dessen

mancherlei Pflichten kennen. Und wenn man sie kennt, was muß man dann thun?

Julius. Sie getreu, pünktlich und gewissenhaft erfüllen.

Emilie. Und man muß auch täglich Gott um Gnade bitten, daß man seine schweren Standespflichten erfüllen kann.

Vater. Drei Pflichten will ich noch namentlich anführen, die alle Stände mit einander gemein haben.

1.) Wähle keinen Stand, ohne vorerst mit Gott, mit verständigen Leuten, und mit deinem eigenen Herzen zu Rathe zu gehen; und hast du ihn gewählt, so sey zufrieden damit.

2.) Arbeite in deinem Stande fleißig, und so, daß du immer Gottes Ehre, das Wohl der Mitmenschen, wie deinen eigenen Nutzen im Auge hast. Und befolge bei der Arbeit stets die schöne Lehre: „Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf, dies ist der schönste Lebenslauf."

3.) Mache deinem Stande Ehre durch Pflichtstreue, Ehrlichkeit und Geschicklichkeit; und schade keinem andern Stande, noch verachte ihn.

Wer diese drei Hauptpflichten erfüllt, wird auch die übrigen besondern Pflichten seines Standes erfüllen, und darin gewiß glücklich seyn. Folgendes diene euch zur Belehrung.

„Lehren, die ein Meister seinem Lehrling gibt.“

„Mache tüchtige Arbeit, mein Lieber! sprach einmal der Meister Gutmann zu seinem Lehrjunge; denke, daß du Gott arbeitest, und nicht nur Menschen, und daß dich Gott belohnen, aber auch bestrafen könne. Sorge vor allen Dingen dafür, daß dein Handwerkszeug recht gut sey, damit deine Arbeit tüchtig werde; dann kaufe dir die besten Waaren, die du zu deinen Geschäften brauchst; schlechte Waare macht einen schlechten Ruf; gute Waare macht einen guten Ruf. Je besser du arbeitest, desto mehr kommen Leute zu dir, um Arbeit zu bestellen. Je schlechter du arbeitest, desto weniger wird man Arbeit von dir verlangen; endlich wirst du dich größtentheils verlassen und wohl gar verachtet sehen. Der gute Arbeiter hat Ehre, der Stümper nur Schande, und noch dazu ein böses Gewissen; denn er ist ein Betrüger, weil er doch ganz gewiß gute Arbeit versprochen hat, dennoch aber sein Wort nicht hält. Wen wird wohl Gott am meisten segnen, den treuen oder den untreuen Arbeiter?“ Den treuen, erwiederte der Lehrjunge. „So merke dir's, fuhr der Meister fort; wie du arbeitest, so wird dir gelohnt werden in der Zeit und Ewigkeit.“

Die meisten dieser Lehren können auch auf alle übrigen Stände angewendet, und deshalb auch von ihnen beobachtet werden.

b.) Die Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeiten. — Fürsten- und Vaterlands-Liebe.

Die meisten von diesen Pflichten habe ich schon oben genannt, wo von den Obrigkeiten die Rede gewesen. Ich will hier die Hauptpflichten der Unterthanen noch einmal in Kürze und in der Ordnung anführen.

1.) Jeder Unterthan muß seine Obrigkeit ehren und achten, und um der Wohlthaten willen, die sie täglich den Unterthanen spendet, sie lieben, und ihr dafür dankbar seyn.

2.) Er muß ihr stets Gehorsam leisten, und deren Gesetze und Vorschriften treu und gewissenhaft befolgen. So ist es Gottes Wille. Denn der göttliche Heiland sprach selbst: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

3.) Er muß vor ihr nie anders, als die lautere Wahrheit reden, dazu fordert ihn schon die Achtung auf, die er ihr schuldig ist.

4.) Er muß ihr die schuldigen Abgaben gewissenhaft entrichten.

5.) Jeder Unterthan muß ein treuer Anhänger seines Landesfürsten seyn, und täglich für ihn bethen, daß Gott ihm Wohlergehen, und seiner Regierung Heil und Segen verleihen möge. Eben so muß er auch treu sein Vaterland lieben, und bereit seyn, für dessen Wohl das

schwerste Opfer zu bringen; sogar, wenn die Noth es erfordert, das Leben hinzugeben. Und

6.) endlich, als ein arbeitsamer und friedlicher Bewohner das allgemeine Wohl befördern helfen, und allenthalben Friede zu stiften und Eintracht zu erhalten.

Hier ein Beispiel von Vaterlandsliebe. Es heißt:

„Kaspar, der alte Trommler.“

Kaspar Engelberger, „der alte Trommler“ genannt, hatte früher bei der Landmiliz gedient, und lebte jezt, als ein redlicher Greis, der vierzig Jahre dem Vaterlande treu gedient, in stiller Verborgenheit unweit des Vierwaldstädter Sees. Da brach im Jahre 1798 ein französisches Kriegsheer in die Schweiz ein, um auch dies friedliche Land zu unterjochen. Der redliche Greis, in dessen treuer Brust die Vaterlandsliebe noch in jugendlicher Kraft wohnte, vernahm mit Entsetzen diese schreckliche Nachricht; und da ihm die Ehre, Freiheit, und das Wohl seines Vaterlandes weit theurer war, als das Leben; so raffte auch er, als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief, sich auf, ergriff seine alte Trommel, und wirbelte den Sturmmarsch mit solcher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der Vaterlandsliebende Greis setzte sich so der Lebensgefahr aus; aber er achtete da, wo Tausende der Landesgenossen in derselben Gefahr schwebten, seine eigene nicht mehr, und wollte auch am Abende seines Lebens noch, das er früher wohl Hundertmal der Ge-

fahr ausgesetzt, dem lieben Vaterlande die letzte Treue erweisen. Hatte er den größten Theil seines Lebens dem treuen Dienste für das Vaterlande geweiht; so war er entschlossen, auch als ein achtzigjähriger Greis noch in diesem Dienste zu sterben. Welch ein schönes Beispiel eines treuen Patrioten! — Vaterlandsfreundes —

Mutter. Ich will auch ein ähnliches Beispiel erzählen. Es heißt:

»Leonidas, der Spartaner-Held.«

Als Xerxes, König von Persien, mit einem zahlreichen Heere in Griechenland einfiel, waren von den größten Staaten — Athen und Sparta die einzigen, die sich zum Widerstand und zur Vertheidigung des Vaterlandes entschlossen. Den Oberbefehl über die Kriegsmacht der Spartaner, die aber nur klein war, hatte Leonidas, der wärmste Vaterlandsfreund, übernommen.

Er besetzte mit einer kleinen, aber muthigen und tapfern Mannschaft den Engpaß von Thermopylä. Als Xerxes mit seinem ungeheuern Heere da ankam, fand er einen so tapfern Widerstand, daß es ihm unmöglich schien, den Engpaß mit Gewalt zu nehmen. Da machte der Perser König einen Versuch, Leonidas zu gewinnen, und trug ihm die Herrschaft über ganz Griechenland an, wenn er den Engpaß übergebe. Leonidas aber, der lieber sterben, oder die Gefangenschaft wählen, als ein Verräther des Vaterlandes seyn wollte, wies mit Verachtung den Antrag des

Königs mit den Worten zurück: „Ich will siegen, oder sterben“! Und da die Perser ihn noch Einmal aufforderten, die Waffen auszuliefern, so ließ der Held ihnen sagen: „Sie mögen kommen und sie holen“. Drei Mal drangen die Perser mit großer Macht gegen den Engpaß vor; aber drei Mal wurden sie von Leonidas mit seinen 300 tapfern Spartanern mit großem Verluste im feindlichen Heere zurückgeschlagen. Und hätte nicht ein nichtswürdiger Verräther des Vaterlandes, Epialtes mit Namen, den Persern einen geheimen Weg über die Gebirge gezeigt, so würde ihnen der tapfere Spartaner Held mit seiner kleinen Mannschaft die Zeit noch lange und den Kampf heiß gemacht haben. Durch diese schändliche Verrätherei aber wurde Leonidas mit seinen treuen Spartanern ein Opfer der Vaterlandsliebe. Er und die Seinen starben als Freunde und Vertheidiger des Vaterlandes eines Heldentodes. Wer liebt und schätzt nicht diese feurigen Vaterlandsfreunde! und wer verachtet nicht den schändlichen Vaterlands-Verräther!“ —

Kinder. Aber das war auch schlecht von Epialtes! Sein eigenes Vaterland verrathen! Aber ebenso edel war es von Leonidas und den 300 Spartanern, daß sie ihr liebes Vaterland bis in den Tod vertheidigten.

Vater. Ja es ist schön, dem Vaterlande treu zu dienen, aber noch schöner, für dasselbe zu sterben. Und wer sein Vaterland treu liebt, der liebt auch ebenso treu den Fürsten, als den Landesvater. Von Fürsten-Liebe und Treue gaben die Gutgesinnten in

Frankreich zur Zeit der unheilsvollen Revolution schöne und nachahmungswürdige Beispiele. Diese liebten den guten König, Ludwig XVI, auch dann noch, und blieben ihm getreu, als er schon, als ein Opfer der Empörung, unter der Guillotine — Köpfmaschine — gestorben war. Sie sollten den Rebellen den Eid der Treue schwören; aber sie thaten es nicht. Als treue Anhänger des Königs, und als Eiferer für die gute Sache, wählten sie lieber Tod und Verweisung aus dem Vaterlande.

Julius. Dies waren gewiß jene französischen Emigranten — Auswanderer — von denen Sie uns oft schon erzählt haben?

Vater. Ja. Und ich habe euch zugleich auch erzählt, wie übel es in diesem Leben schon den meisten Rebellen erging. Ein Empörer gegen Fürst, Obrigkeit und Vaterland, ist immerhin ein ruchloser Mensch; denn er empört sich zugleich auch gegen Gott und seine weise Weltregierung, die zum Besten der Menschen die Obrigkeit eingesetzt hat.

Darum wollen wir immer treue und gehorsame Unterthanen, und warme Freunde unsers lieben Vaterlandes bleiben.

Kinder und Mutter. „Ja, das wollen wir! Das wollen wir!“ — —

Fünfzehnter Abend auf Sinai.

Vater. Heute kommen wir von Lehren zu sprechen, die allen Kindern nicht oft und ernstlich genug an's Herz gelegt werden können.

Julius. O, ich weiß was für Lehren — Sie meinen ....

Emilie. Ich weiß es auch.

Julius und Emilie. Die Lehren von den:

c) Pflichten der Kinder gegen die Eltern.

Vater. So ist's. Kinder und Eltern stehen miteinander in einem so schönen und herzlichen Verhältnisse, wie alle Menschen mit Gott. Was Gott allen Menschen, nämlich Vater, Ernährer, Erhalter und Erzieher — das sind die Eltern ihren Kindern. Ja die Eltern verwalten ein wichtiges Amt auf Erden — sie sind für ihre Kinder Stellvertreter Gottes. Denn die Kinder sind nicht der Eltern Eigenthum, sondern nur von Gott anvertraute Wesen, die sie nach Gottes heiligem Willen als brauchbare und glückliche Geschöpfe für die Erde, und als heilige und selige Wesen für den Himmel erziehen müssen. Die Eltern sind also jene Wesen, welche die Kinder, nächst Gott, am meisten angehen. Denn wem verdanken die Kinder, nächst Gott, ihr Leben und Daseyn?

Julius. Den Eltern.

Emilie. Sie haben ihnen noch mehr zu ver-

danken, als dies; nämlich Pflege und Erziehung, und noch unendlich viele andere Wohlthaten.

Theodor. Ja die guten Eltern sind es, die uns, da wir noch ganz kleine Kinder waren, und uns selbst nicht helfen konnten, ernährt, gepfleget und so sorgsam gewartet haben.

Luzie. Und wie viel Sorgen und Mühe, und schlaflose Nächte wir den lieben, guten Eltern gemacht haben, sehen wir jezt noch an unserm kleinen Albert, der oft halbe, ja sogar ganze Nächte durchweinte, so daß die liebe Mutter oft sehr wenig schlafen kann.

Theophil. Ich habe auch schon oft zu Nacht den lieben Vater aufstehen und das Kindesmädchen Therese fragen hören, was dem lieben Albert fehle, daß er so weine?

Mutter. Und wie ihr nun sehet, was ich und der Vater dem lieben, kleinen Albert thun, das haben wir euch, als ihr auch noch so klein waret, eben so gerne gethan.

Vater. Aber hören wir denn jezt auf, da ihr etwas größer geworben seyd, für euch zu sorgen, und euch Gutes zu thun?

Kinder. O, nein! Sie sorgen immer noch so gütig für uns, wie vorhin.

Julius. Sie sorgen stets für unsere Nahrung, Kleidung; schaffen uns in der Stadt Lehrer an, die uns in allem Guten und Nützlichen unterrichten; und Sie selbst sind immer unser bester Lehrer und Erzieher.

Emilie. Dafür ist ja gerade der Unterricht in

der Pflichtenlehre, den uns die lieben Eltern hier Oben geben, ein klarer Beweis. Und dies ist nicht Alles; was sie uns täglich allerlei Gutes und Schönes lehren, können wir nicht einmal aufzählen.

Luzie. Ja du hast recht Emilie, wie viel Mühe gibt sich nicht täglich die liebe Mutter, dich und mich stricken, nähen, spinnen und sticken zu lehren! Und so gar auch schon im Kochen gibt sie uns täglich Unterricht. Und wie geduldig und nachsichtig ist sie nicht immer dabei!

Theodor. Und wie viele Mühe gibt sich nicht der Vater mit uns Knaben, uns im Baumgarten zweigen, pfropfen und äugeln zu lehren! Und wie viel Geduld hat er nicht mit uns allen beim Musikunterricht!

Theophil. Auch mich hat der liebe Vater schon schöne Sachen gelehrt. — Ich könnte noch lange nicht so lesen und schreiben, und das Rechnen noch gar nicht, wenn der liebe Vater mir nicht täglich selbst Unterricht darin gegeben hätte.

Emilie. Das ist aber noch das Mindeste von dem, was uns die lieben Eltern täglich lehren. Sie lehren uns, wie wir gottgefällig, fromm, tugendhaft, und glücklich werden und einst in den Himmel kommen können.

Julius. Ja sie thun uns noch mehr Gutes, als wir Kinder nur wissen, denn die Eltern haben ihre Kinder so lieb, so unendlich lieb!

Vater und Mutter. Das freuet uns sehr, liebe Kinder, daß ihr es doch erkennet.

Vater. Denn es gibt leider viele Kinder, die das Gute, das ihre Eltern ihnen täglich erweisen, gar nicht erkennen, und deshalb auch so unartig und undankbar gegen sie sind.

Mutter. Der liebe Gott muß schon gewußt haben, daß es solche Kinder geben werde, weil Er ein besonderes Gebot dafür gegeben hat; wie sich die Kinder gegen ihre Eltern verhalten sollen. Wie heißt es? Theophil!

Theophil. Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlergehe auf Erden.«

Vater. Also befiehlt Gott im vierten Gebote ausdrücklich, daß Kinder Ehrfurcht vor den Eltern haben sollen. Und aus was für einer Ursache schon verdienen die Eltern Ehrfurcht von ihren Kindern?

Julius. Weil die Eltern für die Kinder Stellvertreter Gottes sind, und weil die Kinder dieselben als ihre nächsten Vorsteher betrachten müssen. Und für die Vorsteher muß man immer Hochachtung und Ehrfurcht haben, besonders weil sie von Gott dazu aufgestellt sind.

Vater. Ja. Und du, Emilie; warum verdienen die Eltern von ihren Kindern Liebe und Dankbarkeit?

Emilie. Weil sie ihre Kinder so überaus lieben und ihnen so viel Gutes thun.

Vater. Ja. Liebe verdient Gegenliebe, und Wohlthun verdient Dank.

Mutter. Warum hat der liebe Gott denen,

die ihre Eltern, ehren, lieben, und ihnen dankbar sind, einen Lohn verheißen?

Theodor. Um alle Kinder aufzumuntern, die Eltern auch recht lieb zu haben.

Luzie. Jene Kinder aber, die ihre Eltern verachten, ihnen Kreuz, Kummer und Verdruß machen, haben die Strafe Gottes zu erwarten.

Vater. Wodurch sollen die Kinder ihre Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern besonders beweisen? Julius!

Julius. Durch ihren steten Gehorsam.

Emilie. Ja, die Kinder können den guten Eltern, wenn sie dankbar und erkenntlich gegen sie seyn wollen, nichts Besseres thun, als wenn sie ihnen in allen Stücken recht folgsam sind, und ihnen recht viel Freude machen.

Mutter. Wodurch können denn Kinder den Eltern schon Freude machen? Luzie!

Luzie. Wenn sie recht fromm bethen, gerne in die Kirche und Schule gehen, recht fleißig und immer recht brav sind.

Theophil. Ja, der liebe Vater hat allemal auch eine Freude, wenn ich meine Aufgaben recht gut gelernet habe.

Luzie. Und wenn Emilie und ich nur einige Nadeln mehr gestrickt haben, als die Mutter uns aufgegeben hat; was hat sie nicht allemal da schon für eine Freude!

Mutter. Ja, durch Kleinigkeiten können gute Kinder die Eltern erfreuen. Und der liebe Gott wird

solche Kinder, die ihre Eltern immer zu erfreuen suchen, gewiß schon auf dieser und einstens auch auf der andern Welt reichlich dafür belohnen.

Vater. Und wenn die Kinder einmal erwachsen sind und nicht mehr im Gehorsame der Eltern stehen; wodurch können sie ihre Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen die Eltern beweisen? Julius!

Julius. Dadurch, daß sie ihre alten Eltern zu sich nehmen, für sie arbeiten und sie unterstützen.

Emilie. Und daß sie ihnen durch allerlei Freuden die alten Tage zu versüßen suchen.

Luzie. August, unser Jäger, muß geradeso ein braver Sohn seyn; weil er alle Geschäfte für seinen alten Vater thut, und beide, Vater und Mutter, erhält.

Theophil. Und ich habe oft gesehen, wie er seinen Eltern etwas Gutes mit nach Haus gebracht hat, wenn er in der Stadt gewesen ist. Und da hatten die guten, alten Leute allemal eine große Freude. Die alte Jägerin hat sogar einmal geweinet vor Freude.

Vater. Ja des Jägers August wollte ich euch gerade als einen musterhaften Sohn anführen. Er ist wirklich so, wie ich alle Kinder wünschen möchte. Er ist fromm, eingezogen, geschickt, arbeitsam und gegen die Eltern die lautere Liebe und Dankbarkeit. Ihre Wünsche soviel als möglich zu erfüllen, ist seine schönste und größte Freude. Man hat ihn aber deshalb auch allenthalben gerne. Er ist ein liebenswürdiger junger Mann, und es wird ihm in der

Welt gewiß auch immer wohl ergehen. Ebenso ein braver Sohn war auch jener, von dem ich euch ein Geschichtchen erzählen will.

„Der dankbare Sohn."

In dem Dorfe H......, unfern vom Rheine entlegen, lebte eine fromme und rechtschaffene Bauersfamilie. Alle Kinder derselben waren christlich und gut erzogen, so daß sie allen jungen Leuten jenes Dorfes zum Muster dienten. Nun traf den ältern Sohn, Martin mit Namen, das Loos, Soldat zu werden. Er wurde einem vaterländischen Reiter-Regimente eingereiht, unter dessen Fahnen er gegen den Feind des Vaterlandes zu Felde ziehen mußte. Der Abschied von den Seinen kostete beiderseits viele Thränen. Nur der Gedanke, daß er berufen sey, für Vaterland und Freiheit zu kämpfen, und daß er auch auf dem offenen Schlachtfelde unter Gottes Schutz und Schirm stehe, gab ihm und den Seinen Trost und Beruhigung. Der Krieg dauerte mehrere Jahre, und ein Jahr reihte sich an das andere, ohne daß Eltern und Geschwister eine Kunde von Martin erhielten. Endlich wurde Friede und die vaterländischen Krieger kehrten in verschiedenen Richtungen in ihre Heimath zurück. So kam es, daß auch Martins Geburtsort von Zeit zu Zeit mit Einquartirungen belegt wurde. Aber keiner von allen den Kriegern wollte etwas von Martin wissen. Die guten Eltern und Geschwister hielten ihn daher für todt, und trö-

steten sich damit, ihn wenigstens in einer schönen und bessern Welt wieder zu finden.

Allein eines Abends sprengten Reiter in's Dorf. Sie waren aus dem Felde zurückgekehrt und hielten in H...... Rasttag. Auch Martins Vater bekam Einquartirung. Aber wie erstaunte er, als, statt einiger Gemeinen, der Oberst des Regiments selbst in die Stube trat. „Erschrecket nicht meine lieben Leute! sagte er, ich komme nur zu euch, um mit euch von euerm Sohne zu sprechen, der einst als Gemeiner in meinem Regimente diente.“ — „Ach Gott! so ist es wahr, riefen alle, daß er nicht mehr am Leben ist. So hat uns denn sein langes Stillschweigen nicht getäuscht.“ — „Kennet ihr denn euern Martin nicht mehr?“ fragte der Oberst. Alle sahen ihn mit Erstaunen an, und wußten nicht, wie ihnen geschah, als sie dies Wort aus seinem Munde vernommen hatten. In demselben Augenblicke umarte er seine Eltern. Freudenthränen flossen, und keines konnte satt werden, den stattlichen Mann von unten bis oben zu besehen und in ihm den guten Martin zu erkennen. „Mein gutes Betragen und mein Eifer im Dienste haben mich von Stufe zu Stufe erhoben. Und dies habe ich Niemanden, als euch, liebe Eltern, zu verdanken. Es ist daher nun auch billig, euch jezt zu vergelten, was ihr an mir gethan habt. Ich bin glücklich, und auch ihr sollet glücklich seyn. Kommet mit mir in die Cantons-Stadt, wo mein Regiment liegt, und seyd glücklich an meiner Seite.“ — So sprach der Oberst, der wieder so recht ganz, wie

früher, ihr guter Martin war. Die Eltern dankten dem lieben Gott in ihrem Herzen, daß Er ihren Sohn so gut und fromm erhalten hatte.

Die glücklichen Eltern folgten nun ihrem dankbaren Sohn. Allein nicht in irgend einem Winkel des vornehmen Hauses durften sie wohnen und ihr Leben vertrauern, weil sich der Sohn ihres Standes schämte; nein, er räumte ihnen die schönsten Zimmer ein; an seinem Tische mußten sie essen, an seiner Seite, oben an sitzen; mochte auch die Tafel noch so glänzend, und noch so zahlreich von den Angesehensten besetzt seyn. Heilig war ihm das Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit du lange lebest, und es dir wohlergehe auf Erden.“

Als endlich die guten Eltern nach einer langen Reihe von glücklichen Jahren starben, geleitete er nicht nur unter Thränen ihre entseelten Leichen zu Grabe, sondern besuchte oft ihre Grabhügel, weinend an denselben, und wählte sich, als sein leztes Stündlein auch gekommen war, ein Ruheplätzchen neben ihnen. Jezt noch lebt sein Name im gesegneten Andenken; denn er war ein edler und dankbarer Sohn, welchen Gott und Menschen liebten.

Mutter. Ich will auch euch ein lehrreiches Geschichtchen von einem braven Kinde erzählen.

„Die gute Tochter.“

Nahida war die Tochter eines russischen Zolleinnehmers, ein gutes, frommes und liebenswürdiges Mädchen, das mit ganzer Seele an ihren Eltern

hing. Nun geschah es, daß ihr Vater durch Verläumdung seinen Dienst verlor, und, wie einer der größten Verbrecher, nach Sibirien verbannt wurde. Eigentlich hätte nur er allein dahin gehen sollen; allein Frau und Tochter ließen sich nicht von ihm trennen, und theilten alle Beschwerden der langen und müheseligen Reise und des traurigen Aufenthaltes mit dem guten Vater. Jahre lang kämpfte die Familie dort mit Ungemach aller Art. Doch verloren sie nicht ihr Vertrauen auf Gott. Nahida war herangeblüht zu einem hoffnungsvollen Mädchen, das arbeitsam, tugendhaft und gottesfürchtig, ein Muster und Vorbild für alle Mädchen in der ganzen Gegend war.

Jezt hörten sie, Alexander habe den russischen Thron bestiegen, und bald verbreitete sich auch der Ruf von seiner Großmuth und Gerechtigkeitsliebe bis zu ihnen. Da erwachte in Nahidas Seele der Gedanke, in die Residenzstadt zu reisen, soweit sie auch entfernt seyn mochte, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, und um Rettung für ihren unschuldig — verbannten Vater zu flehen. Kaum hatte sich dieser Gedanke in ihrem Gemüthe bewegt, so suchte sie ihn auch auszuführen. Ihre kindliche Liebe siegte über alle Einwendungen ihrer Eltern. Sie betrat, von tausend Segenswünschen begleitet, den langen und beschwerlichen Weg von mehr als tausend Meilen. Nach vielen Mühseligkeiten jeder Art, und kaum noch im Stande, zu gehen, erreichte sie endlich die Residenzstadt. Der Wirth, bei dem sie einkehrte, nannte ihr, da sie keine menschliche Seele in der Stadt kannte,

eine Frau von hohem Range, die Niemand ohne Trost von sich gehen lasse. Nahida ging zu ihr, und diese brachte es dahin, daß sie Zutritt beim Kaiser erhielt. Alexander, durch Beweise von der Unschuld des Vaters überzeugt, und gerührt durch die große kindliche Liebe der Tochter, ließ nicht nur auf der Stelle einen Befehl zur Befreiung und Zurückberufung des unschuldig Verbannten ausfertigen, sondern er verlieh ihm auch eine höhere und sehr einträgliche Stelle, und ließ ihm, während die Tochter auf kaiserliche Kosten den Ihrigen wieder überliefert werden mußte, viertausend Rubel als Reisegeld anweisen. Nahida wurde in der Folge eine sehr reiche, aber ebenso tugendhafte Handelsfrau in Moskau, und soll jezt noch in den glücklichsten Verhältnissen leben.« —

Kinder. Aber dies waren zwei schöne Geschichten!

Julius. Martin und Nahida waren doch recht gute, liebevolle und dankbare Kinder!

Mutter und Vater. Werdet und bleibet doch ihnen darin gleich!

Vater. Wie es viele Beispiele von guten und dankbaren Kindern gibt, so gibt es auch nicht weniger solche von ausgearteten, lieblosen, und undankbaren. Von einem solchen nur ein kleines Beispiel.

»Der lieblose und undankbare Sohn.«

In dem Weiler H.... lebte in den neunziger Jahren ein vermöglicher Bauersmann, er war verheirathet und hatte zwei Kinder, ein Mädchen die Johanna und einen Knaben, welcher Georg hieß.

Der alte Vater wurde täglich schwächer, und sein Gesicht blöder. Er zitterte sehr, und konnte daher den Eßlöffel fast nie, ohne etwas zu verschütten, zum Munde bringen. Dies bewog den herzlosen Sohn, ihn vom Tische, an dem er siebenzig volle Jahre gegessen, und an dem er eben diesen seinen einzigen Sohn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hatte, zu entfernen, und ihn hinter den Ofen auf einem sehr kleinen Wandtisch essen zu lassen. Der gute alte Vater schwieg, und ging, wie wohl mit Thränen in den Augen — hinter den Ofen. Hier wurde er aber auch noch, wie es leider sehr oft geschieht, schlecht gehalten; denn er bekam nur gar geringes und weniges Essen in einem irdenen Schüsselchen. Da er nun das Augenlicht täglich mehr und mehr verlor, so geschah es, daß ihm bei dem beschränkten Raume seines Tischchens, das irdene Schüsselchen einige Male aus der Hand entwich, auf den Boden fiel und zerbrach. Um diesem Nachtheil vorzubeugen, stellte jezt der undankbare, lieblose Sohn seinem alten, braven Vater das Essen in einem kleinen hölzernen Troge vor, worin man gewöhnlich den Hausthieren ihre Nahrung zu geben pflegt. Dies bemerkte sogleich der sechsjährige Georg und sagte: nicht wahr Vater, wenn ich einmal so groß bin wie du, und du so alt, wie der Großvater, dann mußt du auch hinter den Ofen und ich mache dir ein hölzernes Tröglein worein du dein Essen bekommst.

Da erschrack Georgs Vater und schämte sich in seinem Herzen über die gottlose Behandlung seines alten,

gebrechlichen Vaters. Er ging sogleich zu ihm hin, und bat ihn unter Thränen der Reue um Verzeihung. Jezt mußte der alte Vater wieder am Tische speisen, und so lange er noch lebte wurde er von seinem Sohne gepflegt und geehrt. Er dachte auch des heiligen Spruchs: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest, und es dir wohlergehe auf Erden.“

Theodor. Es ist gut, daß sich dieser böse Sohn doch noch gebessert hat.

Luzie. Ja, sonst hätte er sicher auch einmal von seinem Sohne in einem hölzernen Tröglein das Essen bekommen.

Vater. Ja, bei Niemand sicherer, als bei Kindern, geht das bekannte Sprichwort in Erfüllung: „wie man einmißt, so wird einem wieder ausgemessen.“ —

Da ist auf jeden Fall das Beste, wenn man seine Eltern recht liebt, ehrt, ihnen dankbar und gehorsam ist.

„Ja, ja!“ riefen die Uebrigen.

Vater. Was aber die Kinder ihren Eltern, das sind sie auch ihren Vormündern, Lehrern und andern Wohlthätern schuldig. Hierüber auch ein Beispiel:

„Dankbarkeit gegen Lehrer und Erzieher.“

Ein junger Savoyarde kam als ein blutarmer Waise nach Paris, und wurde da von einem adeligen und tugendhaften Herrn mildreich aufgenom-

men, und sorgsam zu einem rechtschaffenen und brauchbaren Manne herangezogen. Er wurde später als Thürschließer eines Gefängnisses in Paris angestellt. Hier bewies er die guten Grundsätze seiner Erziehung durch wahre Menschenliebe, denn nie erlaubte er sich harte Drohungen oder wohl gar Beleidigungen gegen die Gefangenen; insbesondere aber war er liebreich gegen die unschuldig Eingekerkerten.

Eines Tages vernahm er nun, daß der berühmte menschenfreundliche Salignac de la Motte Fenelon, eben jener, der ihn als armer verwaister Knabe, so liebreich aufgenommen, der ihn wie ein Kind behandelt und erzogen hatte, auf der Liste der Gefangenen stehe, die aus dem Gefängnisse zum Blutgerüste geführt werden sollten. Sogleich eilte er zu ihm, warf sich in die Arme dieses seines Wohlthäters, Lehrers, Erziehers, ja seines zweiten Vaters, und weinte die heißesten Thränen. Und da man den ehrwürdigen Greis wegführen wollte, nannte er ihn seinen Vater, hielt den Arm der rohen Soldaten zurück, die ihn wegschleppen sollten, und wollte ihn nicht von der Stelle, sondern sich selbst für seinen Wohlthäter zum Tode führen lassen. — „Tröste dich, mein lieber Joseph,“ sprach Fenelon freundlich zu ihm, „der Tod ist kein Uebel für den, der Gott liebt, und durch Jesum selig zu werden hofft. Deine Theilnahme ist in diesem Augenblicke ein süßes Labsal für mein Herz. Lebe wohl, lieber Sohn! und erinnere dich von Zeit zu Zeit meiner!“ — „Ach! nie werde ich Ihrer vergessen,“ rief der dankbare Joseph aus, und vergoß

einen Strom von Thränen. Nur mit dem bittersten Schmerze und der größten Ueberwindung konnte er sich aus den Armen desjenigen loswinden, den er seinen Vater nennen konnte.

Emilie. Aber dieser freundliche, herzensgute Mann, des guten Josephs Wohlthäter war doch unschuldig?

Julius. Dies bedarf ja keiner Frage mehr; denn wer an armen Waisenkindern so schön handelt, so sprechen und sterben kann; wie dieser Fenelon, kann ja nicht anders, als unschuldig seyn.

Vater. So ist es auch, wie Julius sagt.

Luzie. Man weiß nicht recht, welcher von Beiden größeres Wohlgefallen erregt; ob Joseph, oder sein Wohlthäter?

Mutter. Beide gefallen mir ganz gleich; denn einer war des andern würdig.

Theodor. Wenn aber Joseph undankbar gewesen, und gethan hätte, als kenne er seinen unglücklichen Wohlthäter nicht, so wäre er doch dessen nicht würdig gewesen?

Mutter. Nein, weil er sich des schändlichsten Undanks schuldig gemacht hätte.

Vater. Und sein Name wäre wohl schwerlich aufgezeichnet worden, und im Angedenken der Nachwelt geblieben.

Nun auch noch etwas....

d) von den Pflichten der Dienstboten gegen ihre Dienstherrschaft.

Vater. Warum meinst du, Julius, daß man Mägde und Knechte dingt?

Julius. Ich meine wegen nichts anderem, als daß sie einem dienen und arbeiten.

Emilie. Ja, deshalb gibt man ihnen auch Lohn — und noch Wohnung, Essen und Kleider dazu.

Vater. Wie werden sie deshalb ihre Dienste leisten müssen?

Julius. Treu, fleißig, ehrlich und redlich.

Theodor. So wie unser Felix ist. Sie und die Mutter haben ihn schon oft gelobt und gesagt: »Felix ist doch ein fleißiger, braver und treuer Diener; ein ehrlicher Mensch, man kann sich ganz auf ihn verlassen.«

Vater. Ja so ist es. Ich wollte, es gäbe lauter so treue und brave Dienstboten, wie Felix! Vor ihm darf man keine Thüre schließen, sondern auf allen Tischen Geld und andere Kostbarkeiten liegen lassen, er würde nichts davon anrühren. Ich habe ihn Anfangs auch geprüft; aber er hat sich als ehrlich erwiesen. Und gibt man ihm eine Arbeit, ein Geschäft oder eine Kommission auf, so kann man sich sicher darauf verlassen, daß Alles recht geschehen wird.

Mutter. Ja er macht es nicht, wie der Kaspar, der nur fleißig arbeitet, wenn er glaubt, daß, er beobachtet wird; und wenn er unbemerkt bleibt,

oft die Arbeit nur um die Hälfte, oder schlecht verrichtet.

Vater. Wenn es mir nicht leid um seine alte Mutter wäre, so hätte ich ihm den Dienst schon längst aufgekündet. Ich hoffe aber, daß er sich noch bessern werde. Er hat doch noch die gute Eigenschaft, daß er ehrlich ist.

Mutter. Ein guter Dienstbote muß seyn, wie ein guter Sohn, und eine gute Tochter. Er muß auf den Nutzen seiner Herrschaft sehen, wie auf seinen eigenen; ihr anhänglich, treu und folgsam und kein Augendiener seyn, sondern immer so arbeiten, als wenn er vor dem Angesichte der Dienstherrschaft wäre. Und er ist ja immer vor dem allsehenden Auge Gottes, der der Herr aller Herren ist, und dessen Diener alle Menschen sind.

Vater. Wer hat aber in einem Hause den Dienstboten zu befehlen?

Julius. Vater und Mutter.

Vater. Und doch ist es oft der Fall, daß ein Dienstbote dem andern, und allen diesen sogar die Kinder befehlen wollen. Dies ist nicht recht. Noch ärger ist es aber, wenn die Dienstboten einander selbst verläumden, mit einander streiten und zanken; und wenn unartige Kinder sie verächtlich behandeln, sie plagen und quälen, wohl gar schimpfen, sich auf sie hinaus lügen, ihnen bei allem was nicht recht geschieht die Schuld beimessen und ihnen alles auch das Schwerste und Schlechteste zu thun aufbürden.

Emilie. O, dies wäre sehr Unrecht; denn die

Dienstboten sind ja arme Leute, und man muß sie bedauern, daß sie bei fremden Leuten ihr Brod hart verdienen müssen.

Luzie. Ja wie arm und bedauerungswürdig wäre nicht unsre Therese, wenn die Mutter sie nicht als Kindsmädchen angenommen hätte! Das arme Mädchen hat keinen Vater und keine Mutter mehr.

Theophil. Ich habe die Therese recht lieb; sie ist so gut und singt mir fast alle Tage ein frommes, schönes Liedchen.

Kinder. O, sie ist gegen uns alle gut! Aber wir haben sie auch alle recht lieb.

Mutter. Ja ein guter Dienstbote ist in einem Hause sehr viel werth; und einen solchen muß man lieben, schätzen und gut behandeln. Ich will von einem braven und treuen Dienstboten ein Geschichtchen erzählen.

„Die selt'ne Treue eines Dieners.“

Einige Vertriebene von Zürich hatten sich mit dem benachbarten Adel verschworen, den Bürgermeister Brun, sammt denjenigen, die ihm ergeben waren, zu ermorden, und alsdann eine andere Regierung einzusetzen. Der Entschluß sollte in der Nacht des 24. Hornungs 1350 ausgeführt werden. Auf mancherlei Weise waren nach und nach bei acht hundert Mann Soldaten in die Stadt gebracht worden, die sich aber alle verborgen hielten. Am Abende vor der bestimmten Nacht versammelten sich die Verschwornen in einem Wirthshause, verabredeten die Sache miteinander, und bestimmten

auch ein Zeichen, woran sie sich in der finstern Nacht erkennen könnten. Wer nämlich ihnen angehörte, der sollte sagen: „Ich heiße Petermann.“

Dies alles hörte ein Bäckerjunge, mit dem Beinamen Eckenwieser, der am Ofen saß und schlummerte. Sobald er sich unbemerkt aus der Stube entfernen konnte, eilte er zum Bürgermeister Brun, und erzählte ihm, was er gehört habe. Dieser schickte den Bäcker sogleich fort, die Sturmglocke läuten zu lassen, er selbst aber zog schnell seine Amtskleidung an, und wollte dem Rathhause zueilen. Da sprach sein Diener zu ihm; „Herr! ihr könnet in große Gefahr gerathen, gebet mir euern Rock, und ziehet dafür den meinigen an. Man wird mich für Euch ansehen, und Ihr könnet, wenn es Noth thut, nur desto leichter entkommen. Werde ich erschlagen; wohlan! so sterbe ich willig für Euch, und die gute Stadt Zürich. Ich will leiden, was Gott verordnet hat.“

Der Bürgermeister folgte dem Rathe seines treuen Dieners; dieser ging nun voraus, und Brun hinten drein. Als sie gegen das Rathhaus kamen, fanden sie schon viele Verschworene vor demselben versammelt. Diese hielten den kommenden Diener für den Bürgermeister und einer aus ihnen erstach ihn sogleich. Brun hingegen rief: „Ich heiße Petermann,“ und kam glücklich durch den Haufen der Verschwornen hindurch auf's Rathhaus, wo er sich einschloß, und mit mächtigem Geschrei aus den Fenstern die benachbarten Bürger aus dem Schlafe weckte. Von allen Seiten her erhob sich jezt ein gewaltiger Lärm. Die Bürger ka=

men eilends herbei, und der schändliche Anschlag der Verschwornen wurde völlig vereitelt.

Wer sollte diesem, redlichen und treuen Diener nicht recht von Herzen gut seyn?

Kinder. O, dies war ein treuer Diener seines Herrn! Dies thät Ihnen, lieber Vater, unser Felix gewiß auch.

Vater. Der liebe Gott wolle mich vor einem solchen Falle bewahren! Aber ich würde ihm so viel Liebe und Treue zutrauen. Damit gut für heute.

Sechszehnter Abend auf Sinai.

Luzie. Weißt du, Theodor, womit unser Unterricht heute beginnt?

Theodor. Weißt du's?

Luzie. Ich glaube mit... mit...; nein ich weiß es nicht mehr.

Theodor. Aber ich weiß es noch — nämlich mit den....

e) Pflichten der Geschwister und Freunde gegen einander.

Die Uebrigen. Das war gut errathen.

Emilie. Der Vater hat ja erst vor einigen Tagen alle die Pflichten nach der Ordnung, wie sie noch vorkommen werden, aufgezählt.

Vater. Es ist doch ein Beweis, daß Theodor gut aufgemerkt hat.

Luzie. Ich habe diese nennen wollen; aber ich habe gefürchtet, es möchten nicht die rechten seyn.

Vater. Lasset uns nun mit diesen Pflichten beginnen. Die heilige, reine Geschwisterliebe hat Jesus, unser lieber Heiland, zum Muster der Menschenliebe genommen, und hat befohlen, daß alle Menschen einander lieben sollen, wie Brüder und Schwestern. Das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester muß daher ein sehr inniges und herzliches seyn.

Was sich alle Menschen auf Erden, das sind sich Geschwister in einem höhern Grade gegen einander schuldig. Wie heißt es? Luzie!

Luzie. Es heißt: Liebe.

Vater. Ja, Geschwister müssen einander innig und zärtlich lieben; denn sie sind durch ein heiliges Band miteinander verknüpft. Wodurch aber sollen Geschwister diese zärtliche Liebe zu einander äußern? Emilie!

Emilie. Dadurch, daß sie stets gegen einander liebreich, gefällig, dienstfertig, aufrichtig, offenherzig, wahrhaftig und getreu sind.

Julius. Und daß sie miteinander in Friede und Eintracht leben.

Mutter. Und wenn sie erwachsen sind, einander kräftig mit Rath und That unterstützen.

Vater. So soll es seyn. Aber es gibt leider, wie in allen Klassen der Menschen, auch hier wieder viele Beispiele vom Gegentheile. Wie Geschwister immer miteinander im Zwist und Hader leben, einander plagen und quälen, und so eines dem andern das Le-

ben verbittert; und wie sie als Erwachsene, aus lauter Eigennutz und Habsucht, einander nicht nur verlassen, sondern sogar verfolgen, so daß es oft zum allgemeinen Aergernisse dient.

Mutter. In solchen Menschen muß alle Liebe und jedes bessere Gefühl vollends erstorben seyn.

Emilie. Ja, wenn Geschwister einander nicht lieben, wie kann man denn erwarten, daß sie andere Menschen lieben werden.

Julius. Solche lieblose Geschwister können auch Gott nicht lieben; weil sie eines der schönsten Gebote übertreten — nämlich das Gebot der Nächstenliebe.

Vater. So ist's. Drum, liebe Kinder, liebet stets einander innig und treu, und nichts, als der Tod, soll das heilige Band eurer Geschwisterliebe aufzulösen vermögen. Hierüber ein nachahmungswürdiges Beispiel.

„Die Geschwisterliebe.“

Im Unterinnthale, oberhalb Schwatz, zieht sich gegen das südliche Tyrol ein ziemlich langes, aber sehr schmales und ebenes Thal hin, das sich mit einem Felsen schließt. Ein Waldbach stürzt sich mit gewaltigem Brausen über eine steile Wand desselben, durchströmt das Thal und das in demselben liegende Dörfchen Pill, und ergießt sich in den angrenzenden Inn.

Eines Tages war Peter, der fünfzehnjährige Sohn des Söldners Franz Hirner, am Piller-Niederberge, in Mitte des Thales, am rechten Ufer des Waldbaches, um da für seines Vaters Ziegen das aus den Steinritzen sprossende Gras mit einer Sichel abzuschneiden. An

seiner Seite war sein Bruder Georg, ein Knabe von zehn Jahren, und weiter oben der noch jüngere Bruder, noch nicht gar sieben Jahre alt. Plötzlich glitschte Georg aus Versehen auf dem schlüpfrigen Pfade aus, stürzte über die steilen, hervorragenden Felsen hinunter, und entschwand den ihm ängstlich nachstarrenden Blicken seines Bruders Peter.

Die bekannte Tiefe und das Brausen des Waldstromes verkündeten dem guten Peter nur zu laut des Bruders erlittenes Unglück. Bange Furcht vor ähnlichem Schicksale und mächtige Bruderliebe kämpften heftig in des Knaben Herzen. Allein ein unwiderstehlicher Trieb, den unglücklichen Bruder, wo möglich zu retten, entschied diesen Kampf im Augenblicke seines Entstehens. Er kletterte von einem Steinklumpen zum andern den nämlichen Weg, von dem sein Bruder hinabgestürzt, herunter, und schwang sich durch Hülfe der Zweige eines einzeln dastehenden Strauches bis an den Rand des Waldstromes. Aber welch ein Schreckenbild stellte sich hier seinen Augen dar! — Gerade vor ihm hin, links der Felsenwand, hatte das Wasser einen reissenden Zug, an den ein tiefer Wirbel stieß, so daß es nicht möglich war durchzuwaten. Beinahe in Mitte des Rinnsals ragten zwei große Felsentrümmer hervor, an die sich dieser Wirbel trieb. Auf einem derselben sah Peter seinen unglücklichen Bruder unter sich gekehrt liegen; sah dessen Kopf, Vorderleib und Arme in das kreiselnde Wasser gesenkt, und die treibende Oberfläche des Wassers von frischem Blute geröthet. Daß das Leben des Bruders von

einem Augenblicke abhänge, fühlte Peter tief, wagte — von Verzweiflung und Liebe gespornt — einen äußerst kühnen Sprung, und erreichte glücklich das Felsenstück. Rettungslos würde ihn der Waldstrom fortgerissen haben, wenn ihm dies mißlungen wäre.

Hier nun stand er — von beiden Seiten von Wasser umflossen, wie auf einem Eilande — stemmte sich mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte fest an den Stein, hob den Unglücklichen aus dem Wirbel empor, und hielt ihn dann sitzend mit seinen Armen umschlungen. Bewußtlos und todtenblaß war der arme Georg, und von seiner Wunde am Kopfe sehr entstellt. Da Peter ihn weder fortschleppen, noch durch das Wasser waten konnte, um fremde Hülfe zu suchen, so war er in eine neue qualvolle Angst versetzt.

Indessen war auch der kleinste Bruder etwas heruntergeklettert. Diesem rief Peter nun zu, dem Vater die traurige Nachricht zu bringen. Lange stand es an, bis der Kleine das entlegene elterliche Haus erreichen, und der Vater durch Umwege zu diesem Orte des Entsetzens gelangen konnte. Nun wurden die beiden Brüder aus den Fluthen getragen, und der Verunglückte, der zwei Tage besinnungslos blieb, durch ärztlichen Beistand noch völlig gerettet. Hier hat der liebe Gott augenscheinlich die treue Bruderliebe wundervoll belohnt. O, was ist es doch Schönes um aufrichtige, treue und herzliche Geschwisterliebe!“

Luzie. „O, wie dauert mich der arme Georg!“

Mich auch, mich auch! riefen alle Uebrigen.

Julius. Aber eben so rührend ist des Peters Muth und Bruderliebe.

Theodor. So lieb sollten alle Geschwister einander haben!

Mutter. Gott gebe, daß eure Liebe zu einander nicht minder groß sey!

Vater. Aber ein ähnliches Verhältniß, wie das liebender Geschwister, findet auch zwischen Freunden Statt. Das Band, das zwei liebende Freunde aneinander knüpfet, ist nicht minder zärtlich, oft noch zärtlicher und fester, als das liebender Geschwister. Wahre Freunde lieben einander auf's Innigste; theilen sich alle Gedanken und Gefühle mit; einer liest in dem Herzen des andern; beide theilen Leid und Freud miteinander, und sind stets bereit für einander zu sterben. Außer dem elterlichen, brüderlichen und schwesterlichen Verhältnisse gibt es wahrlich auf der Erde kein schöneres und zärtlicheres, als das ächter Freundschaft. Aber diese ist auch was Seltnes unter den Menschen. Denn nicht jeder Mensch, der sich als ein Freund ausgibt, ist auch der Freundschaft werth. Es gibt unter den Freunden auch viele Heuchler — falsche Propheten, reissende Wölfe in Schafskleidern. Ihr, liebe Kinder, kennet dies herzliche Verhältniß zwischen ächten Freunden noch von keiner andern Seite, als wie es zwischen euch und uns, und zwischen euch selbst Statt findet. Ihr kennet noch keine andern Freunde auf Erden, als eure Eltern und euch untereinander, weil ihr noch fast nie aus dem elterlichen Hause gekommen seyd.

Aber es kommt einmal eine Zeit, wo ihr euch aus dem väterlichen Hause entfernen und unter andern und mit andern Leuten leben müsset. Da erst, fern von Eltern und Geschwistern, werdet ihr das Bedürfniß ächter Freundschaft fühlen, und, wenn ihr so glücklich seyd, sie zu finden, ihren unschätzbaten Werth kennen lernen. Weil aber mit der Wahl der Freunde gar viel Gefahr verbunden ist, so will ich euch einige Klugheitsregeln mittheilen.

1) Trauet nicht jedem freundlichen Gesichte; denn nicht alle, die freundlich aussehen, sind auch wirklich liebreiche und gute Menschen. Nicht alle, die euch ihrer Freundschaft versichern, meinen es auch im Herzen gut mit euch.

2) Darum seyd vorsichtig und langsam in der Wahl der Freunde, und lernet den, welchen ihr dazu wählen wollet, zuerst recht kennen.

3) Hauptsächlich seyd weit entfernt, mit Solchen Freundschaft zu schließen, die lockere Grundsätze haben und nicht im besten Rufe stehen: denn ihr würdet von ihnen auch zum Bösen und zur Sünde verleitet werden. Es heißt gewöhnlich: „Wer Pech angreift, der besudelt sich damit; und wer Nesseln anrührt, der wird gestochen.“ —

4) Suchet euch daher stets nur aus guten und tugendhaften Menschen Freunde aus. Und habt ihr solche gefunden, so danket Gott dafür, und lernet eure Freunde schätzen. Liebet sie treu und aufrichtig; verlasset sie nie in der Noth; beleidiget und betrübet sie ja nie, sondern erfreuet sie, so oft ihr könnt. Denn

ein wahrer Freund ist ein seltnes Gut, und mehr als Goldes werth. Wer einen getreuen Freund verliert, hat ein großes Kapital verloren. Ich will euch hierüber eine Geschichte erzählen.

„Die Freundschaft bis in den Tod.“

Da, wo die Limmat aus dem blauen Zürcher-See sich windet, unter den vielen Brücken der Stadt im Angesichte des gothischen Münster, und der Kirchen zu St. Peter und der lieben Frauen ruhig hinzieht, bei den Mühlen aber in reissenderm Falle die Mauern ihrer Ufer bespühlt, und sich in zwei Arme theilt; da stachen oft bei leuchtendem Fackelglanze die Fischer in stiller Nacht mit ihren widerhackigen Wurfspiesen Lachse todt, die geblendet von der Helle des Lichtes über des Wassers Oberfläche hüpften.

Heinrich und Kurt, zwei Fischer, wohnten in der Nähe des Feldes, an dessen Ende sich die wilde Sil mit der Limmat vereiniget. Stets waren sie gute Nachbarn und Freunde, und keiner band seinen Nachen los, ohne es dem andern zu sagen. Oft und gerne gingen sie gemeinschaftlich auf den Fischfang, und theilten dann am Abende bieder und redlich, und wohl noch treuer, als wenn sie Brüder gewesen wären, den Fang miteinander.

Viele Jahre hatten sie beisammen gelebt, und mit wahrhaft christlichem Sinne Leiden und Freuden miteinander getheilt. Heinrich war Familienvater, hatte ein braves Weib und hoffnungsvolle, liebenswürdige Kinder. Und Kurt war noch ledig, aber die Stütze

einer alten, kränklichen Mutter. Beide fühlten sich glücklich, und theilten ihre Gefühle miteinander. Kurt nahm besonders innigen Antheil an Heinrichs stillen, häuslichen Freuden. Er weilte so gerne unter seines Freundes muntern Kindern, die mit aller Zärtlichkeit an ihm hingen, wie an ihren Eltern.

Eines Abends gingen beide Freunde, wie gewöhnlich, miteinander auf den Lachsfang. Sie banden ihren Weidling oben an der Limmatburg los. Ihre Fackeln waren angezündet, und sie stellten sich im kleinen Fahrzeuge ins gehörige Gleichgewicht, damit kein Unfall ihr Leben gefährte.

Aber ein unbegreifliches Schicksal walltete diesmal über die edeln Freunde. Kurt ganz Auge auf sein Geschäft, und Heinrich nicht weniger, unterließen Beide die nothwendige Aufmerksamkeit auf die Richtung des Weidlings zu heften; plötzlich glitt Kurt hinab über die Schwelle, in die Tiefe der sich zum milchweißen Schaume wirbelnden Wogen; das Schifflein schlug um, und die beiden Freunde sanken hinab in die reißende Fluth. —

Heinrich ergriff einen der Balken, die damals noch die kleine Brücke, wo jezt die Papiermühle steht, unterstützten, und klammerte hier mit aller Macht sich an. Er hielt sich schon für halb gerettet, als eine schwere Last an einem seiner Füße ihn hinabzuziehen drohte. Es war Kurt, der ihn am Fuße gepackt hatte, und schon halb todt seine lezten Kräfte sammelte, um sich herauszuhelfen. Er bat Heinrich, ihm die Hand zu reichen; diesem jedoch, unsicher schwebend,

war es nicht möglich, ohne sich selbst zu verderben. Seine Kräfte waren auch bereits erschöpft, und er konnte sich fast nicht mehr halten. Er rief laut um Hülfe, aber sein Angstgeschrei verhallte im Rauschen des tobenden Wassers. Niemand vernahm es.

Da rief Heinrich aus: „Lieber Kurt! versuch ich's, dich zu retten, so sind wir auch Beide verloren. Bedenke, daß ich Vater von sechs Kindern bin, und daß mein Tod sie alle elend macht. — Du bist ledig, mit dir stirbt kein ganzes Hauswesen ab. O, ich bitte dich, laß' mich los; ich kann nicht mehr!“ — „Du hast recht, lieber Heinrich!“ versetzte Kurt; „nur Eines bitte ich dich: sorge für meine gute, alte Mutter! Gott befohlen, drüben sehen wir uns wieder! —“ Da ließ er ihn los, und die kalten Wellen begruben ihn.

Erst, als der Nachtwächter zwei Uhr rief, ward Heinrichs Rufen gehört. Mühesam wurde er gerettet. Vierzehn Tage lag er an einem gefährlichen Fieber krank, und erst als er wieder genesen war, fühlte er den Verlust seines Freundes in seiner ganzen Größe. Oft am Tage und in der Nacht konnte man ihn ausrufen hören: „O, Kurt, theurer Kurt! was hab' ich mit dir verloren! Er erfüllte auch seines Freundes lezte Bitte und nahm dessen alte Mutter zu sich, und pflegte ihrer, bis sie eines friedlichen Todes starb.

Einige Tage nach dem unglücklichen Abende wurde Kurts Leichnahm aufgefunden und mit großer Trauer beerdiget. Als Heinrich nach vielen Jahren seine lezte Stunde nahen sah, hat er sich sein Ruheplätzchen neben seines Freundes Grabhügel ausgewählt. Dort schlafen sie

nun nebeneinander — die beiden edlen Freunde, die im Leben so treu miteinander vereint waren — um jenseits ewig untrennbar mit einander vereint zu bleiben.

Luzie. Ach! der arme Kurt hat ertrinken müssen!

Emilie. Und hat sich so willig für seinen Freund geopfert!

Theodor. Solche Freunde gibt es aber wenige.

Julius. Heinrich war auch nicht minder edel; er nahm seines Freundes Mutter zu sich, obwohl er selbst arm war, eine Frau und sechs Kinder hatte.

Mutter. Ja die Liebe wahrer Freundschaft ist mächtig.

Vater. Hiemit wären nun die Pflichten gegen den Nächsten beendet. Jezt folgt nur noch zum Schlusse der Pflichtenlehre und unserer diesjährigen Besuche auf Sinai die **Erklärung der Pflichten gegen die lebende und leblose Gottes Natur.**

Pflichten gegen die lebende Natur.

Erstreckt sich Gottes Liebe allein nur auf die Menschen, nicht auch auf andere lebende Geschöpfe auf Erden? Julius!

Julius. Nein, Gott liebt nicht bloß die Menschen, sondern auch die Thiere.

Vater. Wodurch zeigt Er seine Liebe gegen sie? Emilie!

Emilie. Dadurch, daß Er sie alle täglich nährt und erhält.

Vater. Ja Gott ist ein Gott der Liebe, der Allen, was auf Erde lebt, wohlthun will. Wenn nun

der Mensch Gottes heiligen Willen vollkommen erfüllen will, so muß er denselben nicht nur an den Mitmenschen, sondern auch an den vernunftlosen Thieren ausführen.

Welches ist denn der Wille Gottes, den der Mensch an den Thieren ausführen soll? Julius!

Julius. Der Mensch soll gegen die Thiere barmherzig seyn; jene, die er zu seinem Nutzen, oder zu seiner Bequemlichkeit braucht, recht nähren und sie menschlich behandeln.

Vater. Ja, Gott hat die Thiere zum Besten der Menschen geschaffen; man darf sie zum Nutzen, sogar zum Vergnügen gebrauchen, und jene, die uns zur Nahrung und Kleidung dienen, auch jene, die uns schädlich sind, tödten. Aber Grausam und unbarmherzig darf Niemand gegen die Thiere seyn.

Emilie. Aber jene Menschen sind es doch, welche die armen Thierlein ohne Noth martern und quälen.

Julius. Und welche das arme Vieh oft lange nach Futter schreien lassen und demselben sein Fressen nicht täglich, nicht zu rechter Zeit, und nicht genug geben.

Theodor. Auch jene sind hart gegen das arme Vieh, die es ohne Noth schlagen und ihm zu Viel zu ziehen und zu tragen geben, daß es die Last nicht fortschleppen kann.

Luzie. Und welche den armen Vögelein die Nester zerstören, ihnen die Eier, oder Junge rauben, so, daß sie sich fast zu todte schreien.

Mutter. Ja, Luzie, das ist hart; und dies

thun doch so manche grausame Kinder. Es macht ihrem harten Herzen einen Spaß, wenn sie die heimath- und kinderlosen Vögelein so jämmerlich schreien hören, und so ängstlich hin und herflattern sehen. Solche hartherzigen Kinder gleichen einem Räuber und Mörder, der eine wehrlose Familie überfällt, ihr das Haus in Brand steckt, wobei die Kinder elend in den Flammen umkommen, den armen Eltern das Vermögen raubt, und sie so ohne Heimath, ohne Kinder, ohne Vermögen in das äußerste Elend versetzt.

Vater. Es ist ein richtiger Schluß: wer an Thieren so hart und grausam handeln kann, ist schon, oder wird noch fähig, es auch an Menschen zu thun. Denn was kann man von einem Kinde, oder sonst einem Menschen, der sich an den Martern und Schmerzen eines armen Thierleins ergötzen, und am Quälen desselben eine Lust und Freude finden kann, Gutes erwarten? Wird ein solcher Thierquäler mit der Zeit nicht auch ein Menschenquäler werden? Sind denn die Thiere nicht auch Geschöpfe Gottes? Oder hat sie denn Gott nur dazu geschaffen, daß der Mensch seinen Muthwillen, seine Bosheit und Grausamkeit an ihnen ausüben kann? O, nein! Gott der alle Geschöpfe auf Erden, also auch die Thiere liebt, wird solche grausame Menschen einmal strenge bestrafen.

Julius. Die grausamen Thierquäler sollten doch bedenken, daß die armen Thierlein auch Empfindung haben für Freude und Schmerz, wie sie.

Emilie. Und daß es ihnen, wie den Menschen, wehe thut, wenn man sie schlägt, plagt und

quält; und ihnen wohlthut, wenn man sie freundlich behandelt, und sie gut füttert.

Luzie. Manche Menschen sind noch grausamer, als die Thiere.

Vater. Du hast leider recht liebes Kind; aber dies gereicht der Menschheit zu keiner Ehre. Man kann beinahe alle, auch die wildesten Thiere zähmen; manche Menschen aber, die einmal die Schranken der Menschlichkeit überschritten haben und grausam wurden, sind theils schwer, theils gar nicht mehr zu bezähmen. So sollte es aber in der Welt nicht seyn.

Wie aber grausame Thierquäler nicht nur von Gott gestraft werden, sondern auch schon von der Obrigkeit strenge bestraft worden sind — hierüber ein warnendes Beispiel.

„Schreckliche Strafe eines Thierquälers.“

Zu Athen in Griechenland wurde Thierquälerei nach einem bestehenden Gesetze von der Obrigkeit sehr strenge bestraft; die Geschichte erzählt uns ein abschreckendes Beispiel, welches sich mit einem Knaben, der boshafte Freude am Quälen der Thiere hatte, zutrug. Dieser atheniensische Knabe wurde eines Tages bei einer grausamen Mishandlung eines Vogels ertappt. Er hatte nämlich einer im Felde gefangenen Wachtel gefühllos, ja zu seinem Vergnügen, die beiden Augen ausgestochen und dann das arme Thier so elendiglich zugerichtet, wieder laufen lassen. In diesem jämmerlichen Zustande mußte dieser blinde Vogel natürlich vor Hunger und Durst verschmachten. Könnt ihr euch —

liebe Kinder, was Grausameres denken, als der boshafte Knabe an dieser Wachtel verübte? Doch Geduld! die gerechte Strafe folgte ihm auf dem Fuße. — Er wurde sogleich vor den Areopag (Obergerichtshof) der Athenienser geführt und wegen seiner grausamen That angeklagt. Damals bestand der hohe Rath jener Stadt aus zwölf weisen, ehrwürdigen Greisen. Diese edlen Männer wurden ganz entrüstet über eine so schändliche Handlung eines Knaben. Der Oberrichter nahm das Wort und sprach mit einer Thräne im Auge: „Gottloser Knabe! wie konntest du an einem so armen Thierlein, das dir noch nie was Leides gethan, eine so grausame That verüben? Hast du denn Gott schon ganz vergessen? Ja du mußt Ihn vergessen haben, sonst hätte dich Gott, der die Seinen immer liebt, nicht so tief fallen lassen. Was kann man in Zukunft noch Gutes von dir erwarten? Konntest du gegen ein harmloses Thierlein so grausam seyn, so bist du früher, oder später auch fähig, dasselbe einem Menschen zu thun. Ja in dir steckt ein Verbrecher; und als ein solcher wärest du der Menschheit nur schädlich. Nach unserm Gesetzbuche bist du des Todes schuldig; denn darin heißt es ausdrücklich: „Wer einem Thiere muthwillig die Augen aussticht und es dem Hungertode Preis gibt, dem sollen ebenfalls die Augen ausgestochen, und er soll nachher auch mit dem Tode bestraft werden.“ —

„Auf diese Worte fiel der Knabe vor Schrecken in Ohnmacht. Sobald er aber wieder zu sich gekommen, wurde an ihm, ohne Gnade und Aufschub diese Strafe buchstäblich vollzogen.“ —

Kinder. Ach! das war doch auch eine schreckliche Strafe!

Vater. Seine That war aber auch schrecklich.

Julius. Haben sich die Eltern seiner nicht angenommen?

Vater. Das werden sie wohl gethan haben, aber was vermochten sie gegen das hohe Landesgesetz; das an jedem, der sich dagegen verging, buchstäblich beobachtet werden mußte? Sein Beispiel hat gewiß einen wirksamen Eindruck auf die übrige Jugend gemacht.

Mutter. Uebrigens gibt es aber auch wieder sehr viele Menschen, welche gegen die Thiere mitleidsvoll sind, und sehr menschlich und liebreich mit ihnen umgehen. Hierüber auch ein Beispiel.

„Der mazedonische Soldat.„

Ein mazedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder, für den König Alexander, den Großen, trug. Als er sah, daß das arme Thier unter der schweren Last beinahe niedersank, hatte er Mitleid mit demselben, nahm ihm die Geldsäcke ab, und trug die Last selbst bis zum Zelte des Königs hin. Alexander, der unbemerkt Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen, trat nun hervor, und rief dem Soldaten zu: „Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein eigenes Zelt; denn du bist es werth, sie zu besitzen.“

Luzie. Aber der wurde schön belohnt!

Emilie. Er hat aber auch schön gehandelt.

Julius. Alexander auch ebenso schön, daß er das Gute so zu belohnen wußte.

Emilie. Freundlich und mitleidsvoll seyn, ist doch immer schön, und wenn es auch nur gegen ein Thierlein ist.

Mutter. Ich will euch noch ein ähnliches Beispiel erzählen.

„Das Werk der Barmherzigkeit gegen wilde Vögel.“

Im Jahre 1434 war der Winter so außerordentlich kalt, daß nicht allein der Rheinstrom von Basel bis Amsterdam überfror, sondern daß man auch über den Bodensee, wie auch über die breitesten Schweizer-Seen laufen, reiten und fahren konnte. Die Vögel in der Luft erfroren, auch konnten sie keine Nahrung mehr finden und verhungerten; da suchten nun viele, selbst die Scheuesten, in den Wohnungen der Menschen ihre Zuflucht. In dieser Zeit erging zu Zürich und noch an andern Orten in der Schweiz der Befehl: „man solle den wilden Vögeln, die die Noth unter die Menschen trieb, kein Leid zufügen, sondern ihnen Brod und sonstige Nahrung vorwerfen; — dies war ein schöner Zug von jenen Schweizern. Wie gut, edel und mildthätig müssen diese nicht erst gegen arme und nothleidende Menschen gewesen seyn, da sie gegen wilde Vögel schon so mildtäthig waren!

Luzie. O ja, dies war schön von jenen Leuten.

Theophil. Ich gäbe so einem hungrigen Vögelein, wenn es zu mir vor's Fenster käme, auch Brod, oder sonst etwas zu Essen.

„Ich auch! ich auch!“ riefen die Uebrigen.

Vater und Mutter. So ist's recht, liebe Kinder!

Mutter. Denket und handelt nur immer so gut gegen Menschen und Thiere und Gott wird euch lieb haben und dafür segnen.

Vater. Auch aus dem Pflanzenreiche zerstöret nichts aus Leichtsinn, oder Muthwillen; denn auch dies wäre eine Sünde. Das ganze Pflanzenreich, wie das Thierreich, hat Gott zum Nutzen der Menschen erschaffen. Wir dürfen daher alles aus demselben zu unserm Nutzen gebrauchen, aber nichts mißbrauchen. Denn jeder Mißbrauch wäre eine Sünde.

Mutter. Ja ein zartfühlendes Kind zertritt mit muthwilligem Fuße nicht einmal eine Grasblume.

Luzie. Das thäte ich auch nicht: ich würde sie lieber pflücken und in's Wasser stellen, damit sie mir nicht sobald verwelkte.

Vater. Nun vernehmet noch zum Schlusse

2.) die Pflichten gegen die leblose Natur.

Gott, der Schöpfer hat den Menschen zum Herrn der ganzen Erde gemacht, und ihn somit nicht nur über die lebende, sondern auch leblose Natur gesetzt. Als Gott am sechsten Tage der Schöpfung, auch den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hatte, so segnete Er die zwei ersten Menschen und sprach zu ihnen: „wachset und mehret euch; bevölkert die Erde, und machet sie euch unterthan; herrschet über die Fische im Meere, über die Vögel unter dem Himmel, und über alle Thiere, die sich auf der Erde

bewegen. Sehet! ich habe euch auch alles Kraut gegeben, das sich auf der Erde besamet, und alle fruchtbaren Bäume, damit sie euch Früchte zur Speise bringen.“ Und zu Adam sprach Gott ganz besonders: „Mit vieler Mühe und Arbeit sollst du die Erde anbauen, und dich mühesam darauf nähren dein lebenlang. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ — Hieraus seht ihr nun, liebe Kinder, daß Gott der Schöpfer dem Menschen nur deshalb die Erde unterworfen hat, daß er sich die lebende sowohl, als auch die leblose Natur nützlich mache, und daraus des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Güte erkenne, und Ihm dafür dankbar werde.

Mutter. Ja die Erde, obwohl sie eine kalte und leblose Masse ist, leistet uns Menschen gute Dienste. Sie dient uns zur Wohnung und reicht uns Nahrung und Kleidung. Gott der Schöpfer hat in die leblose Erde eine Kraft gelegt, wodurch sie allerlei Gewächse zum Nutzen der Menschen und Thiere hervorbringt. Wie nennt man diese Kraft?

Kinder. Man nennt sie Fruchtbarkeit der Erde.

Vater. Aber diese Fruchtbarkeit der Erde muß gepflegt werden, sonst bringt sie uns Menschen keinen Nutzen. Wir müssen der Erde alle Produkte — Erzeugnisse — die sie uns darbietet, durch Fleiß, Mühe und Arbeit abgewinnen.

Julius. Ja, man muß die Felder düngen, pflügen, eggen und Saamen in den Boden streuen, sonst bringen sie nichts, als Unkraut — Disteln und Dorn hervor.

Emilie. Und wenn man einen recht schönen Garten haben, und ihn in guter Ordnung erhalten will — o, wie viele Mühe und Arbeit hat man nicht damit!

Theodor. Ja das kann man an unserm Garten sehen; das ganze Jahr haben der Gärtner und sein Sohn vollauf darin zu thun.

Luzie. Es ist aber dann im Sommer auch schön darin.

Theophil. Gerade jezt ist es auch der vielen Früchte wegen sehr schön in demselben.

Julius. Die mannichfaltigen Blumen, die ausländischen Gesträuche, die kostbaren Obstbäume — worauf am frühen Morgen die Grasmücken und Nachtigallen singen, wie viel Vergnügen, gewähren sie uns nicht, vom Anfange des Frühlings an, bis zum Ende des Herbstes!

Emilie. Ja die Zeit der Blüthe, wie jene der Reife und des Einsammelns der Früchte verschaffen uns jedes Jahr die schönsten Vergnügen.

Theodor und Luzie. Darum freuen wir uns aber auch den ganzen Winter auf den kommenden Frühling.

Vater. Wer aber die Vergnügen, welche die Natur im Frühling, Sommer und Herbst gewährt, recht genießen will, muß auch die Mühe und Arbeit nicht scheuen, die erfodert wird zur Bebauung der Erde, damit sie uns mit ihren mannichfaltigen Erzeugnissen reichlich beschenkt.

Kinder. Ja das Arbeiten selbst macht einem schon Freude und Vergnügen.

Julius. Wenn ich im Garten die Bäume und Gesträuche von den Raupen reinige, so freue ich mich schon zum Voraus auf die vielen schönen Früchte, die sie uns auf's Spätjahr bringen werden.

Emilie. Und wenn ich mein Blumenbeet jäte und die jungen Pflänzlein mit frischem Wasser begieße, so denke ich allemal schon mit Vergnügen an die lieblichen Blumen, die uns mit ihren schönen Farben und mit ihrem Wohlgeruche ergötzen werden.

Vater. Es ist etwas sehr natürliches, daß man von seiner Arbeit auch Früchte erwartet; oft aber erlebt man die Früchte seiner Arbeit nicht mehr.

Julius. O, dann genießen sie Andere, die auch eine Freude daran haben!

Emilie. Wir genießen ja auch die Früchte von vielen Bäumen, die unsre lieben Großeltern gepflanzt haben.

Vater. Ja, liebe Kinder, vor ungefähr sechszig Jahren war dies schöne freundliche Landgut, das uns jeden Sommer so viel Vergnügen verschafft, noch eine Wildniß. Mein Großvater hat, als er schon fünf und sechszig Jahre alt war, diese Wildniß in ein Paradies umgewandelt. Es hat ihn viel Geld, Zeit und Arbeit gekostet; aber er scheute dies alles nicht, obwohl er in seinem Alter voraussehen konnte, daß er die Früchte seiner Kosten, Mühe und Arbeit nicht ärndten werde. Er dachte da an seine Nachkommen, und darin, daß seine Enkel und Urenkel die Früchte seiner Arbeit genießen werden, lag für sein gutes, uneigennütziges Herz schon eine große Freude.

Kinder. Ach! das war schön, sehr schön von unserm lieben Urgroßvater!

Emilie. Aber von uns war es nicht schön, daß wir uns noch nie darum bekümmert haben, wer uns auf diesem Landgute so viele Freuden bereitet hat.

Julius. In der That, Emilie hat recht; das war undankbar von uns.

Vater. So geht es oft in der Welt. Man ärndtet, wo Andere gesäet haben, und denkt beim Genusse der Früchte selten daran, jenen zu danken, die für uns gearbeitet, gepflanzt und gesäet haben.

Emilie. Wir wollen jezt aber wetteifernd darauf bedacht seyn dem Gründer unseres herrlichen Landgutes, womöglich in Mitte des Gartens, ein Denkmal der Dankbarkeit zu setzen; und die Kosten sollen, wenn unsere lieben Eltern den Plan genehmigen, von unsern Spargeldern gemeinschaftlich bestritten werden.

Kinder. Ja, dies würde uns viele Freude machen! —

Vater. Nun gut! Die Freude, ein ehrendes Andenken dem Urgroßvater errichten zu dürfen, soll euch werden. Wenn der liebe Gott uns alle bis zum nächsten Frühjahr gesund erhält. —

Kinder. O ja, dies wird Er gewiß; wir wollen Ihn auch täglich darum bitten.

Mutter. Dies thut liebe Kinder!

Das Gebeth der kleinen Frommen
Wird zum Throne Gottes kommen,
Und Erhörung finden dort.
Dies verheißt uns Jesu Wort.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Die Sommerabende auf Sinai, oder der Vater als Lehrer im trauten Kreise seiner Kinder eine Sitten- oder Pflichtenlehre in Gesprächen und Erzä hlungen

Augsburg 1835

Mor. 272 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10596066-0